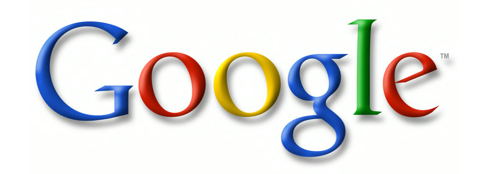

Google




DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.

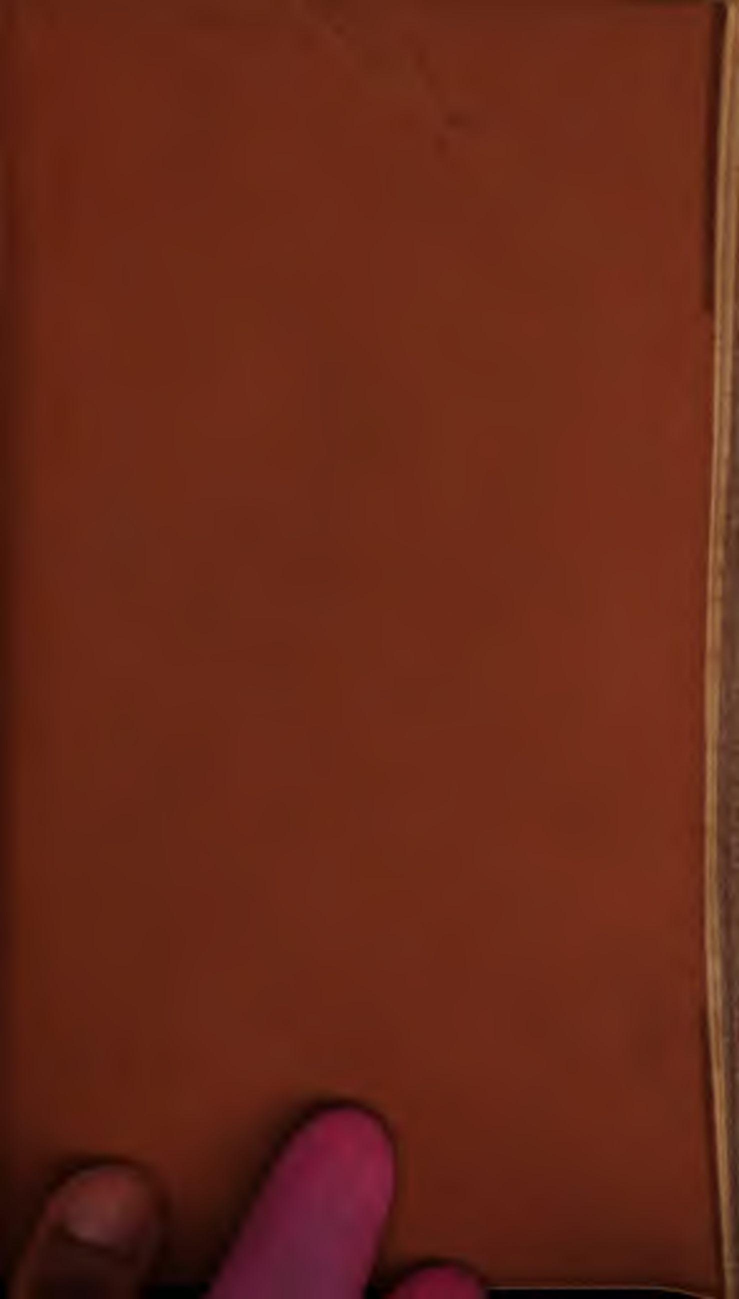


DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Taylor Institution.




DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA
Taylor Institution.




DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Historisches Taschenbuch.

Fünfte Folge.

Zehnter Jahrgang.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von Friedrich von Raumer.

Herausgegeben

von

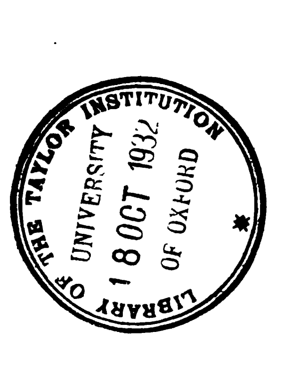
W. H. Riehl.

Fünfte Folge. Zehnter Jahrgang.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1880.



Vorwort.

Die historische Literatur fesselt sehr verschiedenartige Leserkreise, vielleicht so viele, als es Schulen und Richtungen der Historiographie gibt. Denn auch in diesem Sinne sind die Leser die Gefolgschaft der Schriftsteller.

Der „kritische Leser" entspricht dem kritischen Specialisten unter den Forschern. Die Geschichte ist eine *Kette* von Thatsachen, durch welche sich eine Kette von Räthseln schlingt. Früher begnügte man sich die offenkundigen Thatsachen darzustellen; jetzt möchte man dazu auch das Geheimniß der Beweggründe enthüllen, der Künste und Ränke, der Begierden und Leidenschaften, die hinter denselben lauern. Früher trug man Urkunden und Chroniken als Quellenmaterial zusammen, jetzt fügt man Briefe und Tagebücher, Zeitungsartikel und Gesandtschaftsberichte, Flugschriften und Pamphlete dazu, weil man den handelnden Personen in die Seele schauen möchte. Dieses kritische Verfahren lockt den Leser durch den Reiz des

Räthsels, einen Reiz, der doppelt groß ist, weil auch der geschickteste Forscher das Räthsel meistens doch nur halb zu lösen vermag und statt eines Problems, welches erledigt scheint, dem Nachfolger ein Dutzend neuer Probleme hinterläßt. Der scharfsinnige Leser, der an solchen Studien Freude findet, vertieft sich leidenschaftslos in das Schauspiel des Aufspürens, Combinirens, Beweisens und Muthmaßens.

Ganz anders erscheint eine zweite Gruppe von Lesern, die „Tendenzleser“, im Gefolge der Tendenzhistoriker. Viele lesen mit Behagen die Schilderung einer vergangenen Zeit, um so recht befriedigt zu empfinden, wie verkehrt die Welt vordem gewesen und wie herrlich weit wir es dagegen gebracht. Die Extremsten unter diesen Optimisten kommen dann durch ihre geschichtliche Lektüre zu der Ueberzeugung, daß die geschichtliche Lektüre eigentlich überflüssig sei. Umgekehrt greifen pessimistische Leute zum Geschichtsbuche, um den Groll über die gegenwärtigen schlechten Zeiten zu vergessen, indem sie sich zurückträumen in irgendein vergangenes goldenes Zeitalter. In den Tagen der Romantiker speculirte die populäre Geschichtschreibung vielfach auf letztern Geschmack, wie in unsern Tagen auf das zuerst geschilderte Gegentheil, und vorab hat die Culturgeschichte unter solchem Misbrauch der historischen Parallele zu leiden.

Es gibt aber auch Tendenzleser völlig anderer Art, sehr enthusiastische Leser, denen wiederum tendenzverwandte Historiker den Weg zeigen. Sie wollen sich und ihr Volk

patriotisch erwärmen, politisch und national begeistern durch die Geschichte, und suchen darum mit besonderer Liebe Zeiten und Helden auf, welche prophetisch und vorbildlich erscheinen für die Ideale der Gegenwart. Wer wollte dies tadeln? Selbst gründliche Gelehrte und tüchtige Schriftsteller huldigen zeitweilig diesem Verfahren; zum erlesensten kritischen Apparat fügen sie als letztes Kriterium ihre politischen Sympathien und Antipathien, und beleuchten demgemäß das historische Object so grell, daß die Gerechtigkeit ganz in den Schatten geräth. Wer möchte dies billigen?

Der enthusiastische Tendenzleser will eigentlich nur bestätigt finden, was er schon weiß; es gibt aber auch schlechthin „lernbegierige" Leser, die aus der historischen Lektüre erfahren wollen, was sie noch nicht wissen. Dies sind geduldige Leser, die sich mit der größten Ausdauer oft gerade durch solche Geschichtswerke hindurcharbeiten, aus welchen am wenigsten zu lernen ist. Denn Thatsachen, Namen, Jahreszahlen sind an sich nicht lehrreich, sie werden es erst, wenn wir nach dem Warum und Wozu fragen, wenn wir die Logik der Thatsachen mit der Psychologie der handelnden Personen verbinden. Und so ist der zuerst charakterisirte „kritische" Leser, welcher dem specialistischen Aufschließen der historischen Motive folgt, zugleich auch wieder der wahrhaft lernbegierige Leser. Aber nicht er allein. Neben dem Specialisten, der die Einzelmotive auseinanderlegt, steht der Universalist, der die Ereignisse als Resultate nach ihrem weitgreifenden Zusam-

menhange verbindet; jener stellt den kleinen Proceß der handelnden Personen, dieser den großen Proceß der handelnden Menschheit dar. Darum braucht der Universalist nicht eben Weltgeschichte zu schreiben. Auch bei einem eng begrenzten Gegenstande wird er doch die leitenden Gedanken, „den historischen Gedanken“ entwickeln, und sich nebenbei seine eigenen Gedanken über die Historie machen. Und der „philosophische Leser“, eine weitere Unterart des „lernbegierigen“, folgt ihm auf dieser Spur und macht sich dann auch noch seine eigenen Gedanken dazu.

Man hat die Geschichte oft genug die Lehrerin der Staatskünstler genannt und nicht minder oft behauptet, daß die größten Staatskünstler aus der Geschichte gerade so viel gelernt hätten wie die größten Staatspfuscher, das heißt gar nichts. Doch wird man die praktischen Politiker immerhin als eine weitere Gruppe der lernbegierigen Leser fassen dürfen, als die „praktischen Leser“ der Geschichte. Nimmt man das Lernen in dem Sinne, daß der Staatsmann seinen frühen und späten Vorgängern die technischen Kunstgriffe ablernen soll, das Zuschlagen mit rechter Kraft, das Ueberlisten mit der rechten Feinheit und das Zuwarten zur rechten Zeit — dann wird bei solchem „praktischen“ Geschichtsstudium in der That nicht viel herauskommen. Denn eine jede Periode hat ihre eigenen Kniffe und führt ihre eigenen Püffe. Lehrreicher wäre vielleicht das abschreckende Exempel der Geschichte, welches dem Staatsmann deutlicher sagt, was

er nicht thun als was er thun soll. Die beste Frucht des historischen Studiums ist selbst für die Staatslenker doch immer nur da zu brechen, wo sie für uns alle reift: indem dieses Studium unsern Blick für das Ganze, für den Zusammenhang der Motive und Ereignisse schärft und ihn auf die idealen Ziele der Völker und der Menschheit lenkt, die das Fernste sind und doch zugleich das Nächste sein sollen. Realpolitiker wird der Staatsmann im Erfassen der Gegenwart; Idealpolitiker im vergleichenden Studium der Geschichte. Und nur wer beide Charaktere in sich vereinigt, wird ein großer Staatsmann sein.

Keine andere Wissenschaft — die Philosophie nicht ausgenommen — liegt der Kunst so nahe als die Geschichte. So haben denn auch Poesie und bildende Kunst ihre größten Stoffe alle Zeit aus der Geschichte geschöpft. Wir folgen den Fäden der nüchternsten historischen Forschung und unvermerkt verschlingen sich diese Fäden gleich dem Gewebe eines Romans, einer Komödie oder Tragödie. Aber die Geschichte wird eben doch niemals Roman oder Tragödie, nicht einmal Komödie, sowenig wie die malerischste Gegend jemals ein landschaftliches Kunstwerk wird. Sie bleibt auf halbem Wege stehen, und gerade darin liegt ein unversiegbarer Reiz für eine weitere Lesergruppe, für die „kunstsinnigen Leser". So soll auch die Darstellung des echten Geschichtschreibers künstlerisch sein, obgleich er kein volles Kunstwerk bieten kann noch will. Früher fürchtete man, daß ein Histo-

riker, der nebenbei Poet, über der Poesie die Geschichte verlieren möge. Heutzutage sehen wir öfter, daß Forscher, welche die Geschichte in romanhafte Form einzukleiden unternehmen, über der Geschichte die Poesie verlieren. So gab es vordem viele Leser, welche in der Geschichte einen Roman suchten, und heute gibt es viele, welche aus Romanen Geschichte lernen wollen, selbst bis zur altägyptischen hinauf. Das eine Leseziel ist so verkehrt wie das andere, und doch wird ein hoher Ruhm des Geschichtschreibers immer in dem künstlerischen Geiste liegen, mit welchem er die Verkettung der Thatsachen und den leitenden historischen Gedanken erfaßt, ein hoher Ruhm zugleich in jener künstlerischen Form, der sich die historische Prosa nach dem unvergänglichen Vorbilde der classischen Alten nähert; — und der kunstsinnige Leser wird nicht der schlechteste sein.

So haben wir also den kritischen und den kunstsinnigen Leser, den optimistischen und pessimistischen wie den enthusiastisch-patriotischen Tendenzleser und den lernbegierig philosophischen sammt dem lernbegierig praktischen Leser dazu.

Aber fehlt in dieser Liste nicht noch ein Leser und zwar der richtigste, nämlich der einfach wahrheitsbegierige, der gar nichts weiter aus den Büchern der Geschichte erfahren will, als wie sich die Ereignisse genau zugetragen, wie die Zustände ganz exact gewesen? Das wäre sehr wenig und sehr viel. Und so würde denn auch jener Geschichtschreiber der richtigste sein, welcher gar nichts

weiter suchte und gäbe als die nackte Wahrheit der Thatsachen. Sagt man doch auch, das letzte Ziel aller Wissenschaft sei die Wahrheit, und man sagt dies so oft, daß man's fast glauben möchte. Was aber der Mathematiker oder Physiker Wahrheit nennt, ist etwas ganz anderes als die Wahrheit des Historikers; und man müßte nun zunächst wieder fragen: was ist Wahrheit? Ich behaupte aber, die Ziele der Wissenschaften sind so mannichfaltig wie diese selber, und das letzte Ziel gar keiner Wissenschaft ist die Wahrheit. Sie ist die Vorbedingung alles wissenschaftlichen Arbeitens, aber nicht das Ziel. Und so böte auch ein Geschichtsbuch, welches nichts weiter als die Thatsachen in ihrer allzeit sehr relativen Wahrheit darstellte, nichts mehr und nichts weniger als eine Vorstudie zur Geschichtschreibung, nicht aber die Geschichte. Und eben darum sind die Leser, welche in der Geschichte nichts weiter als die erwiesene Wahrheit *suchen*, so selten, daß sie vermuthlich gar nicht existiren.

Im Grunde sollte jeder Geschichtsleser wie Geschichtschreiber gleicherweise den scharfsinnigen, kunstsinnigen, begeisterten, lernbegierigen, praktischen und philosophischen Geschichtsfreund in sich vereinigen, damit er bald mehr mit dem Auge des Einen, bald des Andern schaffen und lernen und genießen könnte.

Das „Historische Taschenbuch" vollendet mit diesem Bande seinen funfzigsten Jahrgang. In der langen Reihe der Bände hat es ein überaus mannichfaltiges Material gebracht in mannichfaltigster Form; und wenn wir aufs

Ganze blicken, so wird keine der oben geschilderten Lesergruppen leer ausgegangen sein; ja wir hoffen sogar, daß jeder einzelne Band ein Kleinbild dieser nothwendigen und sich ergänzenden Proteusgestalt der historischen Literatur in sich schließe.

Der Herausgeber hat sich seit zehn Jahren bemüht, den verschiedenen Leserkreisen gerecht zu werden und in der wechselseitigen Ergänzung der Beiträge das Ganze zu suchen. Das Uebermaß der Arbeiten, die ihm obliegen, veranlaßt ihn, von dieser ihm liebgewordenen Aufgabe zurückzutreten mit der herzlichen Aussprache des Dankes an die Verlagshandlung, welche ihm freie Hand gelassen, an die Schriftsteller, welche ihn so bereitwillig unterstützt, und an die Leser, welche das „Historische Taschenbuch“ mit ihrer freundlichen Theilnahme begleitet haben.

München, im September 1880.

W. H. Riehl.

Inhalt.

Isaak Casaubon.

Von

Fridolin Hoffmann.

Franz Passow hat im 1. und 2. Bande des „Historischen Taschenbuchs“ unter der Ueberschrift „Erinnerungen an ausgezeichnete Philologen des 16. Jahrhunderts“ Einiges aus dem Leben des Hieronymus Wolf und des Henri Etienne veröffentlicht. Es erschien uns kein unpassender Beitrag zum vorliegenden 50. Bande, mit einem biographischen Abrisse von Isaak Casaubon, dem noch berühmtern Schwiegersohne Henri Etienne's, nach einem halben Jahrhundert an jene Ueberschrift wieder anzuknüpfen.

Isaak Casaubon's Verdienste um die humanistischen Studien sind weltbekannt und unbestritten. Freilich ist, was er zur Erklärung der Alten schrieb, heutzutage weit überholt — das ist ja das naturgemäße Schicksal solcher Arbeiten — aber er selbst gehört zu jenen Männern, die mit einem das Leben verachtenden Fleiße die ersten Staffeln in den Felsen gegraben haben, zu dessen Höhe die philologische Wissenschaft nunmehr emporgestiegen ist. Schon durch das harte Geschick seiner Familie während der religiösen Bürgerkriege unter der Regentschaft der Catterina di Medici, mehr dann aber noch durch seine eigene persönliche Haltung in den geistigen Kämpfen der folgenden Jahre bleibt Isaak Casaubon für alle Zeiten, in denen die höchsten Güter der Menschheit in Frage stehen und die höchste Pflichtleistung: Treue gegen die eigene Ueberzeugung neben humanitärer Duldung gegen die der andern, gefordert wird, eine Gestalt von actualem In-

teresse. Indem wir seine Lebensführung betrachten, handeln wir im Geiste jener Wahrheit, die Casaubon selbst in der Vorrede zu seinen „Scriptores historiae Augustae" dahin ausspricht, daß die politische Weisheit aus der Welthistorie, die ethische aus der Lebensgeschichte bedeutender Männer zu erlernen sei. Zudem gewährt sein Wirken auf den Lehrkanzeln zu Genf und Montpellier überaus charakteristische Einblicke in die Schulverhältnisse jener Tage. Nachdem wir ihn hier in seinem Wirken als Mensch und Gelehrter kennen gelernt, begleiten wir ihn dann mit wachsender Sympathie an den Hof Heinrich's IV. nach Paris und an den Jakob's I. nach London, wo er nach einem im Dienste der Wissenschaft allzu schnell verzehrten Leben in der Westminsterabtei seine Ruhestätte gefunden hat.

Seit 1520 hatte die inquisitorische Thätigkeit der Bischöfe und der Parlamente dem Umsichgreifen der reformatorischen Ideen in Frankreich gewehrt, aber das Edict von Châteaubriand vom 27. Juni 1551 sagt uns, was damit erreicht worden war. „Der Irrthum" — so erklärt hier Heinrich II. — „breitet sich täglich und stündlich aus gleich einer Pest. In vielen großen Städten hat er bereits die Mehrzahl der Einwohner angesteckt, Männer und Frauen aus allen Ständen; ja selbst schon die kleinen Kinder haben das Gift in sich, als hätten sie's mit der Muttermilch eingesogen." Nur durch die allerstrengsten Maßregeln sei das Reich von diesen „verstockten Sektirern zu säubern". Den Magistraten wurden daher verschärfte Weisungen gegeben. Infolge dessen flammten die Scheiterhaufen überall wieder auf, besonders in den Gouvernements von Poitou, Saumur und Gascogne.

Isaak's Vater, der Prediger Arnold Casaubon, floh vor dieser Verfolgung aus Bourdeaux in der Dauphiné, der Buchdrucker des Königs, Robert Etienne, dessen lateinische Bibel

in die Bücher einbegriffen war, die in den Häusern aufgestöbert und vernichtet werden sollten, aus Paris. Beide suchten Zuflucht in Genf.[1]) Robert's Sohn, Henri, folgte dorthin.

Am 11. Januar 1557 war Arnold als „Einwohner" — „bourgeois" — in die Stadtregister von Genf eingetragen worden; sein Sohn Isaak ward geboren am 18. Februar 1559, er trat mithin als vollwichtiger „genfer Bürger" ins Leben. Zwei Jahre später mußte der kleine „citoyen" bereits auf die Wanderschaft, denn Arnold Casaubon war als Pfarrer nach Crêst, auf den Schauplatz seines frühern Wirkens, zurückberufen worden. Dort in den Thälern der Dauphiné wuchs der Knabe heran, ohne bis zu seinem 19. Jahre einen andern Lehrer zu haben als seinen Vater. War dieser nach verschiedenen Anzeichen auch im Besitz verhältnißmäßig guter Kenntnisse in den classischen Sprachen, so konnte von einem regelrechten Unterricht doch kaum die Rede sein. Der seeleneifrige Pfarrer wurde durch die Missionsreisen zu den weitzerstreuten Gliedern seiner Heerde fast immer von Hause fern gehalten, und wenn er einmal zu den Seinigen heimkehrte, so geschah dies meist, um dieselben vor neuauflebender Verfolgung in den Schutz der Berge zu flüchten. Dennoch: als Isaak neun Jahre zählte, war er nach der, wol aus seinem eigenen Munde stammenden Versicherung seines Sohnes Maricus im Stande, sich lateinisch auszudrücken, schriftlich und mündlich. Um diese Zeit entbrannte der dritte Bürgerkrieg. Wie der Königshof es mit den Zugeständnissen hielt, die den Reformirten zeitweilig gemacht wurden, das ist in dem am 28. September 1563 erlassenen Edict schamlos eingestanden: die Duldungsversicherungen wurden nur gegeben, um, sobald es sich gefahrlos thun ließ, wieder zurückgenommen zu werden.[2]) So sahen sich denn die Hugenotten auch im Jahre 1567 wieder in den Stand der Nothwehr hineinge-

drängt. Als Arnold nach dreijähriger Abwesenheit im Feldlager zu seiner Familie zurückkehrte, mußte er den Unterricht seines Sohnes von vorn beginnen. Die Schreckenskunde vom 24. August 1572 scheuchte die Armen abermals in die Waldschluchten. Dort, in einer zur Behausung hergerichteten Höhle, setzte Arnold die griechischen Lectionen fort, Lehrer und Schüler „in silvis miseri, ingenti tamen animo“ — erzählt der schon genannte Sohn Isaak's, Maricus Casaubon [3]), der als Präbendar der englischen Hochkirche im Jahre 1671 zu Canterbury starb. Aber auch nach der Rückkehr Arnold's in die Mitte seiner Gemeinde zu Crêst blieb Isaak doch im wesentlichen auf wenige Bücher als seine Lehrmeister beschränkt, da die Zeit und Arbeitskraft des Vaters fast ausschließlich von dessen seelsorgerlichen Pflichten beansprucht wurden. Im Jahre 1578 schickte Arnold den nun neunzehnjährigen Sohn auf die Schule nach Genf.

Wenngleich eine ausdrückliche Meldung hinsichtlich der anfänglichen Berufswahl Isaak's nicht vorliegt, so zeigen doch gewisse Kundgebungen, sowol solche aus dem Munde des Vaters wie in seinen eigenen spätern Briefen, fast mit Bestimmtheit, daß er sich, hätte der Zufall ihn nicht aus dieser Bahn herausgeführt, dem Predigeramte und etwa nebenbei der kirchenhistorischen Wissenschaft gewidmet haben würde. Die äußern Umstände waren es, welche seinem Lebensgange eine andere Richtung gaben. Fand er später in seinen humanistischen Studien auch eine gewisse Befriedigung: die durch die harten Jugenderfahrungen geschaffene, in den alten Zeugnissen für den Christenglauben Trost suchende und findende Seelenstimmung bricht, besonders in trüben Momenten, doch immer wieder durch, und willig legt er dann die profanen Schriftsteller aus der Hand, um sich den religiösen zuzuwenden. Viel lieber möchte er — das ist eine in seinen Tagebüchern wie in seinen freundschaftlichen

Briefen oft wiederkehrende Klage — die Kirchenväter lesen, um aus deren Episteln und Abhandlungen Gestalt und Wesen der christlichen Gemeinschaft in den ersten Jahrhunderten zu zeichnen, als an der sprachlichen und sachlichen Erläuterung der profanen Classiker sich abplagen. Bei diesen entbehrte der Mann, der seine Tagesarbeit kaum je anders als mit kniend verrichtetem Gebet begann, der tiefern innern Befriedigung. Auch dauerte ja der mit der Reformation entbrannte Theologenstreit in aller Heftigkeit fort — wie hätte der in der Schule Calvin's groß gewordene Isaak Casaubon sich ihm entziehen können, er, den sein Schicksal der Reihe nach von der materiell bedrängten genfer Akademie an die geistig und materiell bedrängte zu Montpellier, von dort unter die bekehrungssüchtigen Prälaten am Hofe Heinrich's IV. und schließlich in die Umgebung des „britischen Salomo" führte, der in einem von ihm unterhaltenen Gelehrten nichts anderes suchte als einen Gehülfen bei seiner kirchlichen Polemik, einerseits gegen die Machtansprüche Roms und andererseits gegen die demokratisch-nivellirenden Kirchenbegriffe der englischen Puritaner!

Noch nicht volle drei Jahre hatte Isaak Casaubon an der genfer Akademie seine griechischen, lateinischen und hebräischen Studien betrieben, als sein Professor in der erstgenannten Sprache, Franciscus Portus, ein geborener Kretenser, der vordem, Jahrzehnte hindurch, die classische Sprache der Hellenen in Italien gelehrt hatte, einundsiebzigjährig zum Sterben kam und seinen Zögling von kaum sechs Semestern zu seinem Nachfolger empfahl. Die Entscheidung der Sache verzog sich bis zum folgenden Jahre. Am 5. Juni 1582 gab der Rath dem einstimmigen Antrage der Prediger und Professoren betreffs der Anstellung Isaak Casaubon's die Genehmigung. Ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling „Professor des Griechischen" — in unsern Ohren klingt das wol befremdlich;

doch ist nach diesem volltönenden Titel auf eine außergewöhnliche Frühreife bei Casaubon nicht zu schließen. Auch als Franciscus Portus im Jahre 1546 von Modena weggezogen war, hatte er einen zweiundzwanzigjährigen Schüler, Sigonius, als Nachfolger auf dem Lehrstuhl fürs Griechische dort zurückgelassen. Xylander wurde Professor fürs gleiche Fach zu Heidelberg mit 26, Daniel Heinsius zu Leiden mit 18 Jahren, und die Akademie zu Genf durfte neben diesen Hochschulen doch unter allen Umständen etwas bescheidener auftreten, auch wenn der fürs Lehrfach verwendbare einheimische Nachwuchs der eingewanderten, nun allgemach aussterbenden Naturalgriechen reichlicher zu Gebote gestanden hätte, als dies wirklich der Fall war.

Die Anstalt, an welcher Isaak Casaubon seine Lehrthätigkeit begann, war in dessen Geburtsjahre nach dem Plane und auf Betreiben Calvin's eingerichtet worden. Sie bestand aus zwei Abtheilungen: 1) einer Vorschule von sieben Klassen, in deren zwei untersten die Elementarfächer gelehrt wurden, während die fünf weitern vorzugsweise für die Einübung der lateinischen und griechischen Grammatik bestimmt waren, sodaß in den zwei obersten nicht allzu schwere Schriftsteller gelesen werden konnten; 2) aus der speciell so genannten „Akademie" zur Ausbildung der für Genf, die Dauphiné und, günstigenfalls, die übrigen Reformirten französischer Zunge benöthigten Prediger. Da diese zweite Abtheilung auch solchen offen stand, welche nicht in der Vorschule ihren Unterricht genossen hatten, so hieß sie wol auch „Schola publica". Anfänglich hatte dieselbe nur Lehrstühle fürs Griechische, Hebräische und für die Theologie; später kamen zeitweilig, d. h. wenn und solange die beschränkten Mittel der Stadt es erlaubten, solche für Rechtswissenschaft und Arzneikunde hinzu; Geschichte docirte der „Lehrer der lateinischen Eloquenz" von der Oberklasse der Vorschule.

Um nicht, wie dies von Einzelnen geschehen ist, welche die frühern Verhältnisse Genfs weniger berücksichtigten, die Verdienste des Reformators um die Förderung des genfer Schulwesens auf Kosten der katholischen Vergangenheit der Stadt zu überschätzen, muß man zweierlei im Auge behalten: 1) daß Calvin mit seiner Akademie ein ganz bestimmtes und darum begrenztes Ziel verfolgte, 2) daß er für seine Einrichtung bereits ein gutes Fundament vorgefunden hatte. Es war dies die „Große Schule", welche ein reicher Bürger, François de Versonay, im Jahre 1429 als Geschenk an die Stadt erbaute und fundirte. Mit der lateinischen Grammatik wurde in der untersten der fünf Klassen begonnen und in den obersten Virgil und Ovid gelesen. Jean Baptiste G. Galiffe, gegenwärtig Professor an der Akademie, meint sogar in seinem Werke „Genève historique et archéologique" (Genf 1869), die der Versonay'schen Stiftung beigelegten Namen „Magna scola" und „Magnum Gymnasium" seien in derselben Bedeutung zu nehmen wie das deutsche Wort „Hochschule" für jene Zeit, denn auch zu Genf hätten Magister der freien Künste oder Bachalaureaten als Candidaten für die erledigten Lehrstühle an der Schule ihre Thesen oder „Conclusionen" verfochten, nachdem sie dieselben, ganz wie dies damals an den Universitäten in Deutschland üblich gewesen, vorher an den Kirchenthüren hatten anschlagen lassen.

Im übrigen bewahren uns ja mancherlei Aufzeichnungen von Schulmännern und Studirenden des 16. Jahrhunderts — wir erinnern nur an die Gedenkbücher des Baselers Thomas Platter und des kölnischen Patriciers Hermann von Weinsberg — vor dem Fehlgriffe, die damaligen Schulverhältnisse im allgemeinen mit den heutigen in allzu nahen Vergleich zu bringen. Lehrenden wie Lernenden ist in jenen Tagen Amt und Pflicht nicht leicht gemacht worden. Als

im November 1564 ein Professor der genfer Akademie bei der Behörde der Stadt das Gesuch einreichte: man möge die Fenster seines Lehrraums verglasen lassen, entschied der Rath „nach reiflicher Erwägung der Sache“ dahin: „die Schüler können, wenn sie wollen, die Fensteröffnungen in der Nähe der Sitze mit Papier verkleben“. Wenn es sehr kalt war, wurde ein Kohlenbecken ins Zimmer gestellt, über welchem die Schreibenden ihre wegen Froststeife den Dienst versagenden Finger einige Secunden lang aufthauen lassen durften. [4])

Die jährlichen Immatriculationen an der Akademie werden für die in Rede stehende Zeit auf 30—40 angegeben; die Durchschnittsfrequenz läßt sich demnach auf etwa 100 Studirende beziffern. Wie sehr dieselbe jedoch mit den politischen Zeitumständen wechselte, geht daraus hervor, daß im Jahre 1572 (Bartholomäusnacht) nur drei, im Jahre 1597 (Edict von Nantes) einhundertundzwanzig neue Einschreibungen erfolgten. Die Vorlesungen begannen nach Maßgabe der Jahreszeit um 6 oder 7 Uhr morgens — nachdem eine Stunde früher Gottesdienst oder Predigt für die Gemeinde voraufgegangen war — mit der des Professors fürs Hebräische. Dieselbe bestand wesentlich in alttestamentlicher Schrifterklärung. Hierauf las der Professor fürs Griechische ein Buch von Aristoteles, Plato oder Plutarch, oder auch einen alten christlichen Autor. Nach diesem folgte die Pause fürs Mittagessen. Um 10 Uhr und um 6 Uhr hielt man damals ja auch in Deutschland die Mahlzeiten. [5]) An einigen Tagen der Woche hatte der Professor des Griechischen eine weitere Lesestunde für die Erklärung eines Poeten oder Rhetoren, dafür aber am Samstag gar keine, sodaß also die amtliche Lehrthätigkeit Casaubon's nur acht Stunden in der Woche beanspruchte. Von den hierfür nöthigen Vorstudien abgesehen, gab es jedoch sonst der Verhaltungen genug: am

Freitag mußten sämmtliche Professoren der Wochenconferenz des die Vertretung und leitende Behörde der genfer Kirche bildenden „Consistoriums“ beiwohnen, und an Sonntagen war das Anhören von mindestens zwei Predigten gewissermaßen verpflichtend.

Isaak Casaubon überkam seine Zuhörer durch die Vorschule hinlänglich vorbereitet, um einen selbst schwierigern Autor mit Nutzen vor ihnen tractiren zu können. Ein methodischer Studiencursus war für die Zöglinge der Akademie nicht vorgeschrieben — auch in Deutschland scheint dies in jener Zeit für die Artistenfacultäten nicht der Fall gewesen zu sein — aber bei der Auswahl der zu erklärenden Schriften gehörte zu Genf das erbauliche Element derselben mit zu den ausschlaggebenden Eigenschaften, sodaß Casaubon nicht oft der Erleichterung sich erfreute, denjenigen Classiker, den er vielleicht gerade für irgendeinen genfer Drucker zur Herausgabe vorbereitete, gleichzeitig auch mit seinen Zuhörern zu lesen. Als er einst, für den eben ersparten Professor der lateinischen Beredsamkeit in die Lücke tretend, Tertullian's „De pallio“ vorschlug, jene Schrift, worin dieser „scriptor ecclesiasticus“ auf den Spott seiner Gegner über den von ihm angelegten Professorenmantel Antwort gibt, wurde dieselbe vom Pastorencollegium als „nicht erbaulich genug“ zurückgewiesen. Wie sehr überhaupt das ganze Erziehungswesen von dem „ehrwürdigen Consistorium“ beherrscht wurde, geht schon daraus hervor, daß sämmtliche an der Akademie Angestellten, vom Rector der „Schola magna“ an bis zu den Lehrern der Vorschule herab von dem Consistorium ernannt und dann formell vom Rath bestätigt wurden. Auch die Herausgabe profanwissenschaftlicher Bücher war nur gestattet nach Einholung der gemeinderäthlichen Gutheißung, und diese wurde gewährt oder verweigert gemäß der Censur der Pastoren. Selbst die

fremden Studenten durften nur bei den hierzu ausgewählten, „in den Wegen des Wortes Gottes wandelnden“ Familien Wohnung nehmen. Die Verpflichtung der Immatriculanden, neben den Statuten auch das calvinische Glaubensbekenntniß zu unterzeichnen, war allerdings schon im Jahre 1576 weggefallen, „um“, wie es ausdrücklich hieß, „Lutheraner und Papisten nicht weiter fern zu halten, sowie, weil es unrecht sei, ein junges Gewissen zur Bezeugung von etwas zu nöthigen, was es noch nicht begreife, und schließlich, weil die Protestanten in Sachsen Anlaß daraus genommen haben, die von Genf her zu ihnen kommenden Studirenden sich schriftlich zur Augsburger Confession bekennen zu lassen“. Für die Erlangung einer Professur jedoch, wie überhaupt zur Gewinnung des genfer Bürgerrechts blieb die ausdrückliche Beurkundung des Calvinismus unerlässige Bedingung bis herab zum Jahre 1796.

Im Juni 1582 hatte der dreiundzwanzigjährige Casaubon seine Professorenstelle erhalten, im September 1583 heirathete er die in Genf geborene Marie Proliot, deren Familie gleich der seinen aus der Dauphiné dorthin geflüchtet war. Frühzeitige Eheschließungen, auch bei knappen Einkünften, wurden ja von Luther und Calvin gebilligt, so gut wie sie von den Jesuiten gefördert wurden; hier wie dort sah man in denselben ein geeignetes Mittel zum Schutze ehrbarer Sitten. Knapp war das Gehalt, welches der Rath dem jungen Professor zuerkannte, in der That: es betrug 60 Florin, nach unserm heutigen Geldwerth etwa 750 Frs. In ruhigen Zeitläufen war der Lebensunterhalt im Savoyerlande wol billig zu beschaffen, aber der kleine genfer Freistaat hatte sich seit seinem Bestehen, nun schon ein halbes Jahrhundert lang, der Vergewaltigung der Herzoge zu erwehren. Diese hielten ihn andauernd in einer Art Belagerung, sodaß Theuerung unausbleiblich war. Gerade eben

zur Zeit, von der wir reden, hatte der savoyische Fürst unfern von der Stadt Genf, auf der äußersten Grenze seines Gebiets, zwei Forts errichtet, „Santa-Catterina“ und „Mommeliana“, deren Besatzungen die Straßen nach Savoyen und der Franche-Comté so vollständig beherrschten, daß für die Genfer nicht von dem geringsten Handel oder Verkehr nach dieser Richtung die Rede sein konnte. Jedoch auch an und für sich war Casaubon's Gehalt dürftig; es betrug kaum so viel, als ein Studirender in anständiger Familie für Kost und Wohnung bezahlte.[6]) Wie wir durch J. B. G. Galiffe[7]) aus dem Stadtarchiv wissen, klagte Calvin beim Rath oft und meist nicht vergebens über das unzulängliche Einkommen seiner ihm untergeordneten Amtsbrüder. Dieselben bezogen, während er selbst das Doppelte hatte, zwischen 2—300 Fl., also 2400—3600 Frs. nach unserm Geldwerthe; dazu kamen regelmäßige städtische Zugaben, wie möblirte Wohnung, Getreide, Wein, Brennholz, auch wol noch gelegentliche Geschenke in Baarem. Casaubon wohnte allerdings auch frei in einigen wenigen beschränkten Räumen des Akademiegebäudes — sein Arbeitszimmer lag hinterwärts und stieß an den Spielhof der Knaben der Vorschule! Die durch die Kriegsleistungen zur Abwehr der stets sich wiederholenden Angriffe der savoyischen Herzoge, welche in Genf nicht blos den Freistaat, sondern den Vorposten des Protestantismus vernichten wollten, sowie durch die Verwüstungen der Jahr um Jahr in ihren engen Gassen ausbrechenden Pest völlig verarmte Stadt konnte eben bei dem Aufwand für ihre Schule nicht über ihre Kräfte hinaus. Die Professoren der Medicin und Jurisprudenz, wenn sie deren überhaupt haben wollte, mußte sie höher bezahlen. Diese erhielten 6—800 Fl. Die letztere Summe war z. B. dem Rechtsgelehrten François Hotman als Jahresgehalt zugestanden, als derselbe, den Greueln der Bluthochzeit entweichend

und seinen zu Paris erschlagenen zweitältesten Sohn Gottwalt beklagend, zum zweiten male Zuflucht in Genf suchte. Mit den 800 Fl., klagte Hotman im Jahre 1577, sei es ihm unmöglich zu leben. Er hatte freilich neun Kinder — dem Isaak Casaubon schenkte der Herr deren neunzehn in einunddreißigjährigem Ehestande. Hotman zog weiter, wie drei Jahre früher aus gleichen Gründen Joseph Justus Scaliger nach nur zweijährigem Wirken an der Akademie weiter gezogen war, um erst im Jahre 1593 zu Leiden eine bleibende Stätte zu finden. Und trotz seiner ungenügenden Bezahlung übernahm Casaubon, als die kostspieligern, für die speciell kirchlichen Zwecke der Akademie aber entbehrlichern Professoren anderweitig Unterkunft hatten suchen müssen, ja sogar die Lehrer fürs Hebräische und die lateinische Beredsamkeit zeitweilig gespart werden mußten, auch noch die Obliegenheiten dieser letztern zu den seinigen hinzu.

Casaubon verlor seine erste Frau bereits im April 1585, nachdem sie ihm eine Tochter geboren hatte. Am 1. Februar 1586 starb auch sein Vater Arnold, 63 Jahre alt, zu Die in der Dauphiné. Schon am 24. April 1586 führte der junge Witwer seine zweite Gattin in der Kathedrale von Sanct-Peter zum Altare. Es war Florence, die hübsche achtzehnjährige Tochter des verdienstvollen Philologen und Buchdruckers Henri Etienne, welcher, obgleich alleiniger Erbe der großen Verlassenschaft seines Vaters Robert, infolge seines unsteten, ihn Monate, ja selbst ganze Jahre von den Seinen fern haltenden Umherjagens nach seltenen Handschriften, schließlich auf einer dieser Wanderungen im Jahre 1598 als Siebziger im Hospitale zu Lyon starb, zu Hause fast gänzlich verarmt. Fast gleichzeitig mit der Vermählung seiner Tochter, nämlich am 9. Mai, hatte Henri Etienne, achtundfunfzigjährig, seine dritte Frau genommen, die ihn nicht lange überlebte.

War's die betrübte Zeitlage gewesen, was Casaubon sobald wieder nach einem Haus- und Herzenstroste hatte umschauen lassen, oder hatte er sich etwa in die Bücher- und Handschriftensammlung Henri Etienne's vorher verliebt gehabt, bevor er dessen Tochter den Hof machte — wer wollte das entscheiden? Die Ehe wurde zwar eine durchaus harmonische, in die ökonomischen Verhältnisse Casaubon's jedoch brachte sie keine Besserung. Die Bibliothek Henri Etienne's blieb dem Schwiegersohne nach wie vor unnahbar. Nur ein mal zu Etienne's Lebzeiten, aber in seiner Abwesenheit, gelang es Casaubon unter dem Beistande seiner jungen Frau mittels Erbrechens des Schlosses in das Heiligthum einzudringen, um die dort aufgehäuften literarischen Schätze zu durchstöbern, und dann ein zweites mal nach Henri's Tode. Auch sonst erfuhr das Verhältniß zwischen Schwiegervater und Tochtermann allerlei Trübung. So betrachtete ersterer es als ein ihm zugefügtes Unrecht, wenn der junge Gelehrte seine Kenntnisse bei einem andern Buchdrucker geschäftlich verwerthete. Die letztwillige Verfügung Robert Etienne's: daß das in seiner Druckerei veranlagte Kapital nicht aus Genf weggebracht werden dürfe und der Staat vorkommendenfalls seine Hand darauf zu legen habe, verbitterte Casaubon's Gemüth bis an sein Lebensende selbst gegen die geistlichen und weltlichen Vertreter des Gemeinwesens seiner Geburtsstadt. Infolge des Festhaltens an dieser Testamentsbestimmung war nämlich nach der Befriedigung der Gläubiger Henri Etienne's an sonstiger Verlassenschaft nicht mehr so viel vorhanden, daß die für Florence in Aussicht gestellt gewesene Mitgift hätte herausgeschlagen werden können.

Casaubon befand sich, als er diese schmerzliche Erfahrung machte, nicht mehr in Genf, sondern wohnte, nach knapp dreijähriger Wirksamkeit an der evangelischen Akademie von

Montpellier (1596—99) zu Paris. In dem Jahrzehnt von 1586—96 stieg die Bedrängniß des genfer Gemeinwesens und seiner Bürger durch Krieg und Pest auf den Höhepunkt. Zu dieser materiellen Noth kam, um auch die Muthigsten niederzubeugen, die kirchliche Reaction in den westeuropäischen Staaten und deren Aussichten auf durchgreifenden Erfolg. Schon im November 1585 hatte Casaubon nur mehr wenige Zuhörer, und doch erkannte man im Rath, daß was die Akademie an wissenschaftlichem Ansehen besitze, nur seinem wachsenden Rufe zu verdanken sei. Aus dieser Rücksicht verstand der Rath sich gern und wiederholt zu namhaften Gratificationen an Geld, Getreide und Wein, die mitunter das Doppelte und Dreifache des eigentlichen Jahrgehalts ausmachten. „Sur la nécessité de sa famille qui s'augmente annuellement" sei, so heißt es in den Acten des „Kleinen Raths" vom 17. October 1595, die damalige Bewilligung erfolgt. Ohne diese städtischen Unterstützungen und ohne die Nebeneinkünfte, welche Casaubon sich als „Corrector", d. h. durch die Revision lateinischer und griechischer Texte behufs ihrer Drucklegung, sowie durch Privatunterricht an zahlungsfähige Fremde und das Halten vornehmer Pensionäre verschaffte, wäre es auch nicht zu begreifen, wie er einzelne Abschriften noch nicht veröffentlichter classischer Autoren geradezu mit Silber hätte aufwiegen können. So bezahlte er einmal eine solche mit 300 Kronen, dem zehnfachen Betrage seines Jahrgehalts. Als er nach Montpellier übersiedelte, füllte seine Habe an Büchern und Manuscripten 13 Ballen. Es waren 430 einzelne, zum Theil mehrbändige Werke. Es wird freilich manches Ehrengeschenk darunter gewesen sein und manches Buch, das ihm von irgendeinem seiner reichen Gönner auf beliebige Dauer überlassen worden war, wie sich denn auch nach seinem Tode in seiner Bibliothek, die trotz seines vierjährigen Aufenthalts

zu London nie von Paris dorthin gebracht worden war, nicht wenige solcher Leihstücke vorgefunden haben.

Trotzdem der Rath und Casaubon, ersterer durch die erwähnten Zulagen, letzterer durch sein Eintreten in die Lücken mangelnder Lehrkräfte, sich die Lasten gegenseitig nach Kräften erleichterten, stand man im Jahre 1586 doch vor der Nothwendigkeit, die Akademie aufzugeben. Das Predigerconsistorium wehrte sich dagegen; es erbot sich zu ansehnlichen Geldopfern und, als der Rath diese ablehnen zu müssen glaubte, zu zinsfreien Vorschüssen. Auch diese wurden nicht angenommen und die Vorlesungen im Jahre 1587 wirklich eingestellt. Dieser Stillstand scheint vier Jahre gewährt zu haben, denn im Jahre 1590 machte Casaubon eine mehrwöchige Reise nach Frankfurt und Heidelberg, ohne daß sich in den Rathsprotokollen eine Urlaubsertheilung vermerkt fände, während eine solche für das Jahr 1593 wieder verzeichnet ist. Auch der letztern Reise wird als einer „Reise nach Deutschland" erwähnt, doch scheint Casaubon nur bis nach Straßburg gekommen zu sein. Beiläufig bemerkt waren diese Reisen die einzigen, die Casaubon zeitlebens nach freier Wahl gemacht hat. Ein Besuch bei Scaliger zu Leiden wurde seit 1604 bis zur Erkrankung Scaliger's im Jahre 1608 immer verschoben, sodaß die Freunde sich nie zu Gesicht bekamen. Im März 1610 dachte er an eine Reise nach Venedig, um den Servitenmönch Fra Paolo Sarpi, den berühmten Geschichtschreiber des Tridenter Concils, mit dem ihn seine literarischen Productionen in schriftlichen Verkehr gebracht hatten, kennen zu lernen; auch der griechischen Kirche wollte er dabei näher treten zu genauerer Betrachtung. Fra Paolo rieth ihm jedoch von der Reise ab.

Schon im April 1590 bekundete Casaubon in einem Freundesbriefe einige Hoffnung auf eine nahende Besserung der Zeitläufe. Auch auf die kleine Republik am Leman

übten die Dinge auf dem großen Welttheater ihre ermuthigende Wirkung. Es folgten sich nacheinander der Hugenottensieg von Coutras am 20. October 1587, die Hinrichtung der Maria Stuart, die Vernichtung der spanischen Armada, die Ermordung der Guise, das Bündniß der beiden Heinriche gegen die katholische Liga, die Thronbesteigung des Navarra.

Auf die Dauer wurde es Casaubon aber doch zu eng in Genf. Seine literarischen Leistungen hatten die Anerkennung des 18 Jahre ältern Scaliger gefunden, und Scaliger war damals unbestritten der Fürst in der europäischen Gelehrtenrepublik. Eine solche Ermunterung rief ihn auf zu gesteigerter Entfaltung seiner Kräfte. In Genf jedoch glaubte er dazu der nöthigen Muße und Hülfsmittel zu entbehren; auch erhoffte er von einem Ortswechsel die Entlastung von seinen materiellen Sorgen, die kein Ende nehmen wollten. Im Jahre 1594 wurde er auf die Verwendung von einigen gelehrten und einflußreichen Freunden in Frankreich: des berühmten Staatsmannes Jacques Auguste de Thou zu Paris, des Parlamentspräsidenten von Languedoc Philippe Canaye Sieur de Fresne u. a., seitens des Raths von Montpellier eingeladen, dorthin zu kommen. Der Rath von Genf, welchem im October 1595 der Wunsch der Stadt Montpellier und seine Forderung ebenfalls ans Herz gelegt wurde, erklärte, Casaubon „nicht entbehren zu können“, und erbot sich, ihm das Jahrgehalt zu verdoppeln. Casaubon aber ließ sich nicht mehr halten; am 23. September 1596 gab er der Stadt Montpellier seine Zusage, nahm am 20. November von der genfer Behörde Abschied und langte am letzten Tage des Jahres an seinem neuen Wohnorte an.

Die materielle Lage der Hochschule zu Montpellier war zu dieser Zeit kaum glänzender als die der genfer Akademie, und dazu der Bestand des Protestantismus in Languedoc

ein viel weniger gesicherter als in der Stadt Calvin's. Der im Munde der Gelehrten altherkömmliche Ruf Montpelliers war das Verdienst seiner medicinischen Facultät, der einstmals berühmtesten außerhalb Italiens. Lange vor der Bestätigung ihrer Privilegien durch eine päpstliche Bulle vom Jahre 1289 hatte sie als die würdige Erbin des Ruhmes der von Cordova gegolten; aber dieser Glanz war jetzt verblichen. Vordem hatten die Inhaber ihrer zahlreichen Lehrstühle für Arzneikunde und Anatomie ein reichliches Einkommen aus den Honoraren der Studenten, sodaß sie mit dem *blos* nominellen Staatsgehalte von 50 Livres (etwa soviel wie heute 200 Frs.) sich wol begnügen konnten. Selbsteigene Fundationen hatte die Universität keine. Nach einem halben Jahrhundert voll religiös-politischer Wirren waren noch sechs „königliche Professoren" an der Arzneischule übrig und für diese das Gehalt dasselbe geblieben, aber mit der Frequenz die eigentliche Einnahmequelle versiegt. Neben der medicinischen „Universität" und der im Jahre 1594 unter Aufbesserung des Gehalts auf 300 Livres für jeden der vier Professoren wiederhergestellten juristischen „Universität" — *diesen Titel* führte nämlich jede dieser Facultäten für sich, und zwar bis zum Jahre 1723 herab, wie auch jede ihre eigenen Statuten hatte — bestand seit dem 15. Jahrhundert die den andern zwei kaum ebenbürtige, weil nur als Vorschule zu ihnen betrachtete Artistenfacultät, „École mage" (majeure) genannt. Auch diese philosophische Facultät hatte während der Bürgerkriege gänzlich brach gelegen. Mit der Wiedereinrichtung derselben trat Casaubon seine Stellung an unter dem Titel eines „Conseiller du roi" und „Professeur stipendié aux langues et bonnes lettres". Das ihm anfänglich neben freier Wohnung und dem nöthigen Brennholz zugesicherte Gehalt von 266 „écus" wurde nach Jahresfrist unter Wegfall der Naturalemolumente auf 1000

2*

Livres erhöht. Die ihm eingeräumt gewesene Wohnung brauchte ihm nicht leibzuthun — diese hatte nur aus zwei Räumen bestanden: einem Wohnzimmer, in welchem seine Bücher und Schriften, da Platz für Repositorien nicht vorhanden war, übereinander aufgestapelt lagen, und einem Schlafgemach. In dem erstern, in welchem er mitten unter seiner Familie arbeitete, empfing er auch die Besucher. Ach diese Besucher — „amici quam parum amici!" seufzt er in seinen Tagebüchern, die er zu Montpellier begann und Tag um Tag bis zwei Wochen vor seinem Tode fortführte, mehr als einmal.[8]) Männer, wie der an die Spitze des Magistrats berufene Professor der Jurisprudenz Guillaume Ranchin oder der Parlamentspräsident de Fresne, der auch literarisch hochgebildete Medicinalprofessor Sarrasin, der Prediger Jean de Serres — solche Besucher waren ihm stets willkommen, denn diese wußten Vorgänge von allgemeinem Interesse mitzutheilen und zu besprechen, wie beispielsweise die Bekehrungen am Hofe und die sonstigen Eroberungen der jesuitischen Reaction. Die gesellschaftliebenden Bewohner von Montpellier jedoch hatten die Gewohnheit, guten Bekannten schon am Morgen ins Zimmer einzufallen, ganz ohne Zweck, „nur um ein Viertelstündchen zu plaudern". So wurde Casaubon bald inne, daß er die in Genf so schmerzlich vermißte, zu Montpellier fest erhoffte Muße zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten auch hier nicht finden werde.

Dabei war die amtliche Obliegenheit Casaubon's an sich keine drückende: nur an vier Tagen der Woche hatte er eine Vorlesung zu halten. Aus freien Stücken richtete er im Herbste 1597 daneben noch eine griechische Elementarklasse ein. Als Ferientag war an sämmtlichen andern französischen Schulen der Donnerstag herkömmlich, zu Montpellier galt der Mittwoch, der „dies Mercurii", als solcher; die medicinische Facultät hatte ihn als „Hippokrates-Tag" zu feiern

begonnen und die übrigen Facultäten sich ihr darin angeschlossen. Der Samstag war den öffentlichen Disputationen vorbehalten. Wie zu Genf war es auch hier für die Angehörigen der Universität zwar nicht gerade Vorschrift, aber doch von der öffentlichen Meinung überwachte „Christenpflicht", am Sonntag zwei Predigten zu hören, um 8 und um 12 Uhr. Die Knaben der Vorschule hatten außerdem auch am Mittwoch eine Predigt und danach Katechismusunterricht. Im übrigen war die Sonntagsfeier in den mit der Universität zusammenhängenden Kreisen keine puritanisch strenge wie zu Genf; so hielten z. B. die Wundärzte und Arzneibereiter zu Montpellier, wie dies auch in dem katholischen Lyon der Fall war, an den Sonntagen ihre Disputationen ab.

Sofort bei Casaubon's Auftreten machten sich in seinem Hörsale Anzeichen einer erfreulichen Reaction gegen den Barbarismus der voraufgegangenen friedlosen Zeit bemerkbar: der jetzt achtunddreißigjährige Casaubon sah graue Köpfe unter seinen Zuhörern. Vom ehrwürdigen Gerichtspräsidenten an bis herunter zu den jüngern Advocaten waren die Juristen vertreten, denn gerade in deren Stande hatten sich freundliche Traditionen für eine gediegenere literarische Ausbildung erhalten.[9]) In Berücksichtigung solcher Zuhörer, die tagsüber von ihren Berufspflichten in Anspruch genommen wurden, hatte Casaubon für seine Vorlesung die späteste Stunde, zu welcher deren überhaupt gehalten wurden, die von 4 bis 5 Uhr, angesetzt. Auch die Auswahl der zu erklärenden Autoren traf er sichtlich mit in der Fürsorge für das Interesse der im Leben stehenden Männer und die geistige Anregung der bald in den juristischen oder ärztlichen Berufsdienst übertretenden Studenten. So las er — und zwar in lateinischer Sprache — über die Verwaltung und das Beamtenthum Roms zur Zeit der Republik, über das

Zwölftafelgesetz, die Ethik des Aristoteles, den „ὅρκος“ des Hippokrates u. s. w. Gerade die Art und Weise, wie Casaubon seine Studien betrieb, indem er nämlich durch unermüdliche Lektüre aller ihm erreichbaren classischen Literaturstücke ein lebendiges Bild des Alterthums zu gewinnen suchte, machte ihn zum Lehrer einer gereiftern, nicht speciell philologischen Zuhörerschaft ganz besonders geeignet.

Um seine Vorträge der ihnen zutheil werdenden Werthschätzung um so würdiger zu machen, brachte Casaubon zu deren Vorbereitung größere Opfer an Zeit und Mühe, als sich im Grunde lohnte, denn die anfängliche Begeisterung hielt nicht lange stand; nachdem der Reiz der Neuheit vorüber war, blieben die Zuhörer nach und nach aus. Das war nicht die einzige Enttäuschung für den empfindlichen Gelehrten: auch die in Betreff seines materiellen Unterhalts gemachten Zusagen konnten nicht pünktlich eingehalten werden; die in Zweimonatsraten bedungene Gehaltsauszahlung verzögerte sich mitunter derart, daß er in wirkliche Verlegenheit gerieth; bei den in seiner sich mehrenden Familie zahlreicher werdenden Krankheitsfällen mußte er den, selber nicht allzu reichlich besoldeten Pfarrer Jean de Serres um Aushülfe angehen. Heimisch hatte er sich in Montpellier ohnehin noch nie gefühlt. Mit Ursache hiervon war ein in seiner Seele schlummerndes Wort, welches ihm unablässig Zukunftsbilder vorgaukelte von literarischen Schätzen, die er mit Muße ausnützen könne, ohne von Nahrungssorgen gedrückt zu werden. „Es sei ja auch möglich, daß der König etwas für ihn thue“ — hatte de Fresne zu Casaubon gesagt bei dessen Uebersiedelung von Genf nach Frankreich. Ob König Heinrich IV. auch nur im Stande sein werde, etwas für ihn zu thun, hatte Casaubon gar nicht erwogen, obgleich das selbst in dem protestantischen Montpellier bemerkbare Wiederaufkommen des altkirchlichen Einflusses ihm

diese Erwägung hätte nahe legen müssen. Die jahrelangen Bestrebungen des freilich aus der Stadt vertriebenen, diese aber aus der Nähe geistig belagernden Bischofs waren so wirksam, daß die „Kirche“ von dem den Vorlesungen der Universität dienenden Gebäude schon im Jahre 1600 wieder Besitz ergreifen konnte. Drei Jahre später war der Sieg der römischen Hierarchie über die Hochschule ein vollständiger: der Bischof hatte sein Visitationsrecht wieder zurückerkämpft und die von ihm in Geltung gesetzten neuen Statuten verlangten, daß jeder, der als Lehrer oder Studirender der Universität angehöre, täglich der Messe beiwohne.

Casaubon's Sinnen stand also schon längst auf Paris; was ihn thatsächlich auf den Weg dorthin führte, war die aus dem Ableben seines Schwiegervaters im Januar 1598 sich ergebende Nothwendigkeit einer Reise nach Genf zur Geltendmachung der Erbrechte seiner Frau, sowie die Verlegenheit um einen Drucker für die „Animadversiones in Athenaei Deipnosophistas“, eins seiner Hauptwerke, das er im Juni 1597 begonnen hatte und am 16. April 1598 im ersten Entwurfe vollendete, ein Folioband von 648 Seiten. Den Druck einer bloßen Textrecension der Schrift hatte er noch vor seinem Weggange aus Genf veranstaltet. Zu Montpellier konnte das Werk wegen Mangels an griechischen Typen nicht hergestellt werden. Das Hin- und Herschicken von Manuscripten und Druckrevisionen mit der Post jener Tage war ebenso zeitraubend wie verlustdrohend und dabei kostspielig. Und doch hatte Casaubon nur die Wahl zwischen einer Officin zu Paris, Lyon oder Genf. Zwischen den Jüngern Gutenberg's in den zwei letztgenannten Städten herrschte, beiläufig bemerkt, damals eine eigenthümliche Rivalschaft, welche einigermaßen an die Engländer erinnert, wenn dieselben heidnische Götzenbildchen und christliche Missionare auf dem nämlichen Schiffe nach Asien ver-

laden. Genf war der Druckort für Bibeln und calvinische Theologie, Lyon der für Missale und Breviere; das erstgenannte wollte aber auch den französischen Büchermarkt nicht fahren lassen und scheute daher vor dem Nachdruck jesuitischer Publicationen nicht zurück, während Lyon zur Revanche nicht nur calvinistische Psalmenbücher herstellte, sondern darauf drängte, daß die Bücherballen aus dem protestantischen Rom auf der Grenze als häretische Contrebande confiscirt wurden. Die Genfer, denen in Ermangelung eines „Index librorum prohibendorum" die Handhabe zu einem gleichen Gewaltstreiche fehlte, suchten sich auf andere Art zu helfen: sie ließen den Druckort „Genevae" entweder ganz weg oder ersetzten ihn durch den Namen einer katholischen Stadt, etwa „Coloniae", „Saint-Gervais" u. s. w.; ja sie erwirkten sich von Heinrich IV., als dem Protector der Republik, die Erlaubniß, ihren lateinischen Publicationen „Coloniae Allobrogum" und den französischen „Cologny" vorzusetzen. Auch die Etablirung derselben Firma auf *beiden* Seiten der Grenze bot mitunter einen Ausweg, um den französischen Concurrenten ins Gehege zu fahren; so nennen die Werke des Aristoteles, die unter der „Correctur" von Casaubon bei Le Maire zu Genf hergestellt wurden, auf dem Titelblatt die Le Maire'sche Officin zu Lyon („Lugduni") als ihren Druckort.

Auf der Reise nach Genf traf Casaubon zu Lyon unerwartet einen Gönner, den dort als Oberintendant der Justiz residirenden Maricus de Vic. Bei ihm und seiner hochgebildeten Gemahlin fand Casaubon nicht nur gastliche Aufnahme, sondern er ließ sich auch bewegen, anstatt die Reise nach Genf, wo eben wieder die Pest grassirte, fortzusetzen, seinen Patron de Vic, der plötzlich nach Paris beschieden wurde, dorthin zu begleiten.

Den gelehrten Männern, in deren Kreis de Vic seinen Gast in der Residenz einführte, war Casaubon durch seine

wissenschaftlichen Leistungen kein Fremder mehr, und demzufolge wurde ihm dort die herzlichste Aufnahme zutheil. Die wohlangesehenste Persönlichkeit in diesem Kreise, den berühmten Historiker und Parlamentspräsidenten J. A. de Thou, haben wir bereits als Beschützer Casaubon's genannt. Mehr noch als die ihm von dieser Seite zutheil werdende persönliche Huldigung bezauberte ihn die Bibliothek de Thou's, von der ihm freilich schon früher rühmende Kunde zugekommen war: 8000 gedruckte Bücher und über 1000 Handschriften, alles in kostbaren, jetzt wieder nachgeahmten Liebhabereinbänden jener Zeit. Dazu die königliche Bibliothek, welche eben auch die Bücher- und Handschriftensammlung der Catterina di Medici in sich aufgenommen hatte, und infolge dieser Bereicherung an griechischen Manuscripten nur noch der vaticanischen Bibliothek nachstand! Von diesem Augenblicke an meinte Casaubon nur mehr in Paris leben zu können, wenngleich mit der Hoffnung, hier alles begehrenswerthe Material zum Studium beisammen zu haben, ihn sofort auch die Sorge beschlich, ob das Eintreten in den Kreis so wissensdurstiger Freunde ihm auch die zur Ausnutzung solcher Schätze nöthige Zeit übrig lassen werde.

Heinrich IV., wenn auch selbst weder gelehrt noch den berufsmäßigen Gelehrten persönlich zugeneigt, hatte doch, gleich Franz I. und Ludwig XIV., das Gefühl königlicher Pflicht, die Studien zu fördern, und so erlangten die Protectoren Casaubon's es leicht, diesen dem Hofe vorstellen zu dürfen. Heinrich IV. unterhielt sich gleich in der ersten Audienz drei Stunden mit dem Gelehrten über die Angelegenheiten der pariser Universität; er schloß mit dem Anerbieten, Casaubon zum Professor an derselben machen zu wollen. Am 27. October kehrte Casaubon nach Montpellier zurück, aber es währte doch bis zum 24. Januar des folgenden Jahres, ehe die förmliche Berufung ihm zu Händen

kam. Eine eigentliche Ernennung zu einem bestimmten Posten fand er jedoch in derselben zu seinem Erstaunen nicht: Er möge ohne Aufschub nach Paris kommen, „wo Wir Euch als Professor der classischen Literatur an der Universität anzustellen gedenken". Der Rath von Montpellier werde ihn auf des Königs Wunsch ziehen lassen. Ein angemessenes Gehalt und die gebührenden Umzugskosten würden ihm angewiesen werden.

Die Stadtbehörden von Montpellier entließen Casaubon ungern, aber freundlich; er selbst zog die Summe seines dortigen Aufenthalts mit dem Worte: er nehme nichts mit hinweg als einen guten Ruf. Nachdem er seine Bücher abgeschickt und seine Frau mit den Kindern hatte vorausziehen lassen, damit sie bei seiner Mutter zu Bourdeaux in der Dauphiné ihn erwarteten, machte er sich am 26. Februar dorthin auf den Weg. Die paar Tage, welche er hier inmitten seiner ganzen Familie verbrachte, rechnete er zeitlebens zu seinen glücklichsten; und doch: so sehr war ihm unausgesetztes Studium zum Bedürfniß geworden, daß er selbst diesem rein menschlichen Glücke sich einige Stunden des Tages entzog, um sie seinen wissenschaftlichen Lesungen zu widmen.

Am 7. März traf Casaubon zu Lyon ein und fand mit seiner zahlreichen Familie in de Vic's Hause freundliche Herberge — für ein ganzes Jahr, denn erst am 28. Februar 1600 machte er sich auf die Weiterreise nach Paris, trotzdem der König ihn beordert hatte, „ohne Aufschub" dorthin zu kommen. Weder seine Tagebücher noch seine Briefe geben Aufschluß darüber, was ihn so lange in der Rhônestadt zurückhielt. Allerdings gab er seinen „Athenäus" dort in Druck, aber das that er ohne Zweifel nur, um den Aufenthalt auszufüllen, da er sonst gewiß vorgezogen haben würde, das Werk in dem leistungsfähigern Paris hergestellt

zu sehen. Bleibt man aber auch hinsichtlich des Zögerns, mit dem Casaubon dem dringlichen Rufe des Königs nachkam, auf bloße Muthmaßungen angewiesen, so wird man doch wol seinem neuesten englischen Biographen [10]) zustimmen dürfen: es habe ihm zu Lyon bereits aufzudämmern begonnen, daß er die ihm in Aussicht gestellte Professur um denselben Preis werde erkaufen müssen, um den Heinrich IV. die Krone erkaufte — um den Preis des Uebertritts zur alten Kirche. Die „Abtrünnigen" wiederzugewinnen war damals der Sport der katholischen Adelskreise, und ein Mann von so aufrichtiger Religiosität und so hervorragender Gelehrsamkeit wie Casaubon erschien wol einer Treibjagd werth; auch war diese nicht aussichtslos — wußte man doch, daß er auf Grund seiner tiefen Kenntnisse des patristischen Alterthums sich mit einzelnen Auffassungen der schweizer Reformatoren im Widerspruch fühlte. Die Damen vom Hofe, Jesuiten und Diplomaten arbeiteten sich bei den „Bekehrungen" gegenseitig in die Hände, und so gelang mancherlei. Wenn man freilich in den einzelnen Fällen genauer zusah, so war in den meisten das Wiederkatholischwerden nur die unumgängliche Brücke über den Abgrund gewesen, der die Protestanten von den öffentlichen Aemtern und Würden trennte. Diejenigen, welche dieser Brücke einen Passanten zuführen wollten, hatten nur Eins zu beachten: daß sie das Selbstgefühl des sogenannten „Convertiten" nicht allzu sehr bloßstellten. Für namhafte Persönlichkeiten wurden deshalb glänzende Conferenzen veranstaltet, welchen Bischöfe und Cardinäle durch ihre Theilnahme den Schein des Ernsthaften verliehen; bei geringern Leuten genügte es, daß ein einfacher Jesuit den ihm gegenübertretenden Prediger „besiegte" und so dem Bekehrtseinwollenden Anlaß gab zu dem Bekenntniß: er sei seines Irrthums überführt. So ist es denn erklärlich, daß während Casaubon zu Lyon in dem

Hause de Vic's weilte und auf seiner frommen Gastfreunde gewiß gut gemeintes Andrängen sich dazu verstand, mit zwei Kapuzinern eine Unterredung zu pflegen, ja — weil er diese Ceremonie doch noch niemals gesehen habe — der Messe einmal beizuwohnen, das Gerücht sich verbreitete, er sei auf dem besten Wege, sich zu bekehren. Dieses Gerücht erregte natürlich unter Casaubon's Glaubensgenossen von Genf bis nach La-Rochelle die schmerzlichsten Empfindungen, während es auf der andern Seite, von den lyoner und pariser Jesuiten weiter getragen, ein freudiges Echo erweckte bis hin nach Rom.

Neuen Halt gewann diese falsche Sage durch Casaubon's Verhalten bei dem ersten Acte, zu welchem er nach seinem endlichen Eintreffen zu Paris von dem Könige zugezogen wurde. Ende Februar hatte er nämlich ein Schreiben seines eben wieder zu Paris weilenden Patrons de Vic erhalten, der ihn aufforderte, sofort dorthin aufzubrechen, ohne daß er über den Grund der Dringlichkeit ein erläuterndes Wort beigefügt hätte. Am 28. Februar stieg Casaubon zu Pferde und langte am siebenten Tage in de Vic's Wohnung zu Paris an. Mit einer Freundlichkeit, welche Casaubon fast beängstigte, wurde er vom Könige und den Herren des Hofes empfangen. Heinrich IV. wiederholte ihm in dieser Audienz, daß er ihn bei der Restauration der Universität zu verwenden gedenke, und gab diesem Vorhaben am folgenden Tage ohne jeden äußern Anstoß auch im Conseil klaren Ausdruck. Casaubon wurde angewiesen, dem Schatzmeister Sully seine Aufwartung zu machen, derselbe werde ihm 200 Kronen als Abschlagszahlung auf sein Gehalt einhändigen. Daß dieser strenge Haushalter den neuen Pensionär des Königs mit nicht allzu freundlichen Augen begrüßt haben wird, läßt sich denken, wenn man liest, was Casaubon in spätern Jahren mitunter aus seinem Munde hat hören müssen: Man sehe

gar nicht, womit er das ihm ausgezahlte Geld eigentlich verdiene. „Vous coutez trop au roi, monsieur; vous avez plus que deux bons capitaines et vous ne servez de rien.“ In den Angelegenheiten, wo ihm zu sparen möglich schien, mußte der Schatzmeister eben zu sparen suchen, wenn er, ohne sich selber ganz zu vergessen, bei der unvermeidlichen Ausgabe von vielen Hunderttausenden für die Damen Heinrich's und von vielen Tausendtausenden für die königlichen Pensionäre aus dem hohen Adel das leisten wollte, was er in zwölf Jahren wirklich geleistet hat: die Tilgung einer Staatsschuld von mehr als 200 Millionen.

Durch ein Handbillet des Königs vom 28. April wurde Casaubon zum folgenden Sonntag an das Hoflager von Fontainebleau beschieden wegen einer Angelegenheit, die, so schrieb Heinrich, ihm „sehr am Herzen liege“. Nun war es für de Vic und Casaubon leicht, zu errathen, weshalb der König auf des letztern schleuniges Herbeikommen gedrängt hatte, denn was ihm „am Herzen lag“, das war bereits in dem Munde Aller. Philippe de Mornay, Sieur du Plessis-Marley, neben d'Aubigny[11]) und Calignon, jetzt Kanzler von Navarra, wol der treueste der protestantischen Paladine Heinrich's, hatte ein Buch über die „Eucharistie“ geschrieben. Dasselbe enthielt auf seinen 888 Seiten an 5000 Auszüge aus alten kirchlichen Schriftstellern, welche die Unhaltbarkeit der römischen Lehre in dem betreffenden Punkte darthun sollten. Von diesem Buche erklärte nun der Oberalmosenier des Königs, Messire Jacques Davy du Perron, Bischof von Evreux, später Cardinal: sehr weit sei er darin noch nicht gekommen, aber 500 falsche Citate habe er doch schon darin gefunden. Ob dem so sei, das wollte der König festgestellt sehen. Du Plessis-Mornay hatte den Uebertritt des Königs zum Katholicismus aus politischen Rücksichten gebilligt in der Meinung, daß Heinrich dadurch

nicht nur die römische Partei begütige, sondern sich auch in die Lage bringe, die nöthigen kirchlichen Reformen zur Beilegung des ganzen Religionsstreites durchzuführen. Jetzt war er enttäuscht und vor den Ohren des mehr und mehr der jesuitischen Partei zuneigenden Königs ein unbequemer Eckart geworden. Auch durch bedeutende Anleihen war Heinrich ihm peinlich verpflichtet — warum hätte letzterer die Gelegenheit nicht wahrnehmen sollen, den alten Waffengefährten, der ihm jetzt nur mit Vorstellungen nahte, aus dem Wege zu drücken, indem er seinem Buche die verdiente Züchtigung angedeihen ließ? Es sollte ja nur die einfachste literarische Gerechtigkeit geübt werden durch die Untersuchung, ob die verwertheten Texte richtig wiedergegeben seien; eine eigentliche theologische Disputation über die in Mornay's Buch behandelte Lehre selbst war nicht beabsichtigt; gegen eine solche hatte schon der Nuntius sofort sein vorsorgliches Veto eingelegt: theologische Wortkämpfe über göttlich offenbarte Dinge werde sein heiligster Herr, der Papst, ohne besondere Genehmigung seinerseits nicht dulden.

Zur Fällung des Urtheilsspruchs wurden sechs Schiedsrichter ernannt, neben vier Katholiken zwei Protestanten. Diese letztern waren der mehrgenannte Parlamentspräsident Canaye de Fresne, dem es nur noch an einem schicklichen Vorwande zum Uebertritt gebrach, und der, nachdem er denselben kurz darauf vollzogen hatte, auch sofort zum Gesandten in Venedig befördert wurde, und Casaubon, auf dessen Abfall man gleichmäßig mit voller Sicherheit rechnete. Der Conferenz wohnten ungefähr 200 Personen bei, vorab außer dem Könige und den Prinzen des königlichen Hauses, die zunächst Betheiligten: du Plessis-Mornay und du Perron, sowie verschiedene Bischöfe und Prälaten. Unter den neunzehn von du Perron zuerst vorgebrachten „faussetes énormes, si évidentes, que la seule ouverture des livres suffiroit

pour la convaincre" fand sich in der That eine Stelle aus den Schriften Theodoret's, eines syrischen Bischofs des 5. Jahrhunderts, welche du Plessis-Mornay nicht falsch citirt, sondern nur dem Bilderdienst der römischen Kirche applicirt hatte, ohne ausdrücklich zu bemerken, daß sie in Theodoret's Bemerkungen zu dem 113. Psalm den Idolen der Heiden gälten. Die sechs Sachverständigen fällten ihren Entscheid gegen du Plessis-Mornay, obgleich sie sich hätten sagen müssen, daß die Anklage du Perron's in diesem Punkte hinfällig sei, weil eine „Fälschung" nicht vorlag; du Plessis-Mornay hatte mit seinem Lapsus weder ein Zeugniß verstümmelt noch eine Wahrheit verschleiert. Die Schiedsrichter waren einfach nicht bei der Sache geblieben, und doch meinte Heinrich IV., wie er später an den zur römischen Partei gehörenden Herzog von Epernon schrieb, mit dieser Verurtheilung seines treuesten Freundes „un des plus grants coups pour l'église de Dieu, qu'il ne soit faiet il y a longtemps" geführt zu haben.

Casaubon's schmerzliches Bedauern, bei dieser Angelegenheit betheiligt gewesen zu sein, wurde in der Folgezeit oft genug wieder aufgefrischt, einerseits durch die bittern Vorwürfe seiner Glaubensgenossen, daß er mitgeholfen habe, den braven du Plessis-Mornay dem Gespötte seiner Feinde zu überliefern, andererseits durch das selbstgefällig zur Schau getragene Siegesbewußtsein du Perron's, welcher Casaubon nun ein ganzes Jahrzehnt hindurch mit seinem salbungsvollen Bekehrungseifer bedrängte. Die Klagen Casaubon's in seinen Briefen und privaten Aufzeichnungen über die an ihm versuchten „Sophistereien und Taschenspielerkünste" sowie über das zu deren Zurückweisung ihm abgenöthigte Opfer seiner kostbaren Zeit wiederholen sich von da an während seines ganzen pariser Aufenthalts.

In den Acten der Conferenz von Fontainebleau war

Casaubon der Titel eines „königlichen Professors“ beigelegt worden, aber auf die Einweisung in ein diesem Titel entsprechendes Amt wartete er vergebens. Seine Familie weilte zu Genf; er selbst kehrte für den Sommer nach Lyon zurück, um den Druck seines „Athenäus“ zu Ende zu bringen; am 9. August erledigte er die Revision des letzten Bogens. Einen innern Trieb, nach Paris zurückzukehren, verspürte er kaum noch; aber die Würfel waren gefallen, die Umzugskosten ihm schon im Mai von Sully mit 300 „écus“ zugestellt worden, und — wohin auch sonst? Sein Patron de Vic, der im Begriffe ist, als französischer Gesandter beim Schweizerbund nach Solothurn überzusiedeln, bietet ihm zwar ferner Gastfreundschaft, wenn er ihm dorthin folgen will; soll er aber den Gerüchten von seinem bevorstehenden Glaubenswechsel durch die Niederlassung in einem durchaus katholischen Canton neue Nahrung geben? Er ließ seine Frau und Kinder nach Lyon kommen und machte sich dann mit ihnen am 28. August auf den Weg nach Paris zurück. Postpferde — die Relais waren seit drei Jahren durch Sully eingerichtet — trugen ihn und die Seinigen, Säumthiere die Bücherballen aus dem Rhônethal in das Thal der Loire nach dem 18 Stunden von Lyon entfernten Roanne, wo man das Segelschiff bestieg. Auf dem Wasserwege, der natürlich auch billiger war, entging Casaubon zwar den Straßenräubern, vor welchen in dem officiellen „Postbuch“ jener Tage gewarnt war durch den gewissen Ortsnamen beigefügten Vermerk: „Hier nehme man sich in Acht vor Wegelagerern!“; aber die wilden Bürgerkriege hatten den religiösen Haß doch zu tief in die Herzen sich einfressen lassen, als daß die Reise einer Hugenottenfamilie durch das starrkatholische Bourbonnais nicht voller Peinlichkeiten und Kränkungen hätte sein sollen. Besonders litten darunter Frau Florence Casaubon, die guter Hoffnung war,

und ihre älteste Tochter Philippa, welche den Todeskeim, der ihr zu Paris ein frühes Grab bereitete, schon in sich trug. Wenn das Schiff gegen Mitternacht anlegte und die Reisegesellschaft in durchfeuchteten Kleidern und nach warmer Speise sich sehnend die Schenke betrat, waren die „Ungläubigen“ nur zu bald erkannt und es wollte sich keine Hand regen, ihnen zu dienen: der Schiffsknecht that ein übriges und leuchtete ihnen mit einem Kienspan zum Strohlager. Erst bei der Landung zu Orléans fanden die Armen bei Gesinnungsverwandten gastfreundliche Aufnahme und die nöthige Pflege. Von da noch ein vierundzwanzigstündiger Ritt, und Paris war am 13. September erreicht.

Casaubon's bang ahnendes Vorgefühl hatte ihn nicht getäuscht: er war nur nach Paris gekommen, um sich gleich in der ersten Zeit wieder hinwegzusehnen. Der König hatte ihm den Lehrstuhl der classischen Literatur an der Universität zugesagt; das konnte aber nur in der Erwartung geschehen sein, daß er zur römischen Kirche übertreten werde. Ohne Zweifel hatten Casaubon's Freunde, vor allen andern wol de Vic und de Fresne, den König in dieser Hoffnung bestärkt. Ging diese nicht in Erfüllung, so war Heinrich IV. gar nicht im Stande, sein königliches Wort zu erfüllen. Nach den im Jahre 1600 erneuerten Statuten konnte nämlich an der Universität keiner zum Lehrer ernannt, graduirt, oder auch nur als Stipendiat oder Zuhörer an einem der vierzig, die Hochschule bildenden Collegien zugelassen werden, der nicht der römischen Religion angehörte. Freilich: wenn das Vorhaben, den Calviner Casaubon in die Lehrthätigkeit einzuführen, auch bei Heinrich's Berathern ein ernstliches gewesen wäre, so hätte sich ein Ausweg wol finden lassen, er bot sich sogar von selbst. An dem im Jahre 1529 durch Franz I. gegründeten, durch die neuen Universitätsstatuten nicht berührten Collége royal (dem heutigen

Collège de France) kam 1603 der Lehrstuhl des Griechischen zur Erledigung; besetzt wurde derselbe sofort wieder, aber durch einen zweiundzwanzigjährigen Schützling des Cardinals du Perron. Dieser erklärte: er wisse von keinem, der den jungen Jérôme Goulu in der Kenntniß der griechischen Sprache und Literatur übertreffe; Goulu selbst scheint dem gegenüber wenigstens das Lob der Aufrichtigkeit zu verdienen, denn er rühmte sich, seine Beförderung dem „Eifer für die wahre Religion" zu verdanken. Aber es gibt der Beweise noch andere, daß die römischgesinnte Partei am Hofe den Calvinisten als Lehrer nicht wollte. Im Winter 1601 hatte Casaubon in seiner Wohnung eine Reihe von Vorlesungen, erst über Herodot, dann über Aristophanes begonnen; anfangs waren dieselben für sechs oder sieben ihm persönlich näher getretene Jünglinge bestimmt, dann aber bald von hervorragenden Männern aus den entlegensten Stadttheilen besucht worden. Es dauerte jedoch nicht lange und Casaubon wurde veranlaßt, diese Thätigkeit „aus Gesundheitsrücksichten" einzustellen.

An und für sich konnte allerdings die Mitgliedschaft der Universität einen großen Reiz für einen Gelehrten von dem Range Casaubon's nicht haben. Auch zur Blütezeit der pariser Hochschule hatte die Artistenfacultät kaum anderes zu leisten, als daß sie die Zöglinge für das juristische, medicinische und theologische Studium vorbereitete. Die Universität war auch Gymnasium; sie nahm die Knaben auf mit neun Jahren und leitete sie hinauf, bis sie als gereifte Männer doctorirten. Sie hatte in ihren guten Tagen 20—30000 Studirende gezählt; seit den Bürgerkriegen aber schien es, als ob der Stadt — sie zählte 400000 Einwohner — von den drei Quellen ihres Gedeihens: Hof, Klöster und Universität, die letztere — les écoles — auf die Dauer versiegen sollte. Beim Regierungsantritt Heinrich's IV.

wuchs Gras in den Höfen der Collegien; die Kapelle war zu einem Pferdestall degradirt; in den Lehrsälen hatten sich spanische und neapolitanische Söldlinge der pariser Garnison einquartiert oder Landleute aus der Bannmeile einen Ersatz gesucht für ihre bei der Belagerung von 1593 zusammengeschossenen Behausungen; das von diesen Eindringlingen vorgefundene Mobiliar war zum Schornstein hinausgeflogen; das nie bedeutend gewesene Kapitalvermögen einzelner Collegien — gemeinsame Universitätsfonds gab es, wie in Montpellier, überhaupt nicht — war von den kaum nennenswerth besoldeten Professoren, die beim Ausbleiben der Studenten mit ihren Honorargeldern am Hungertuche nagten, aufgezehrt. Ebenso groß wie der materielle Verfall der Universität war der geistige. Den erstern merkten ihre Mitglieder und Freunde, den letztern dagegen nicht, weil sie selber darin einbegriffen waren. Dem Uebel, das man nicht erkannte, wurde also auch durch die Reorganisation vom Jahre 1600 nicht Abhülfe geschafft. Die classische Literatur wurde allerdings scheinbar mehr berücksichtigt, aber der den Studiengang regelnde und allen Unterricht durchziehende Geist blieb der kirchlich-scholastische; nicht einmal seiner Grabtücher konnte dieser aufgeweckte Lazarus sich entledigen: man behielt die lateinische Lehrsprache bei, weil man sich in den ausgefahrenen Gleisen der Redeformeln einer todten Sprache am besten zu Hause fühlte. Erschien doch die Frage, ob den fremden Gesandten am Mariä-Lichtmeßtage gesegnete Wachskerzen zum Umgang beim Gottesdienste eingehändigt werden sollten oder nicht, den Professoren der Universität wichtig genug, sie mit theologischen Gründen und Gegengründen zu behandeln, um sie schließlich doch aus einer sehr vernünftigen Erwägung verneinend zu entscheiden, die von vornherein auf der Hand lag: es waren keine Fonds da, um die aus der Anschaffung der nöthigen Wachsfackeln erwachsenden Kosten

zu befreien. Neben den neuen Statuten hätte es neuer Männer bedurft, um einem neuen Geiste Geltung zu verschaffen. Was in Wirklichkeit gebessert wurde, erinnert an die Art, wie die Chinesen in ihrem Kriege von 1841 mit den Engländern sich der Dampfkraft bedienten; erschreckt durch die ihnen neue Erscheinung der englischen Steamer, suchten sie auch ihrerseits zu schrecken: sie ließen den Rauch angezündeten Strohs auf dem Verdeck ihrer Dschonken durch eine Röhre aufsteigen und drehten die an den Seiten eiligst angebrachten Schaufelräder mit den Händen. Die Berührung mit wirklich lebengebender Wissenschaft scheueten die pariser Professoren wie verzehrendes Feuer; bis zuletzt sahen sie von der stolzen Höhe ihrer Rechtgläubigkeit auf Casaubon herab mit Verachtung und Widerwillen.

Die Folgen dieses Festhaltens am Ueberlebten blieben nicht aus. Obgleich die Universität das privilegirte Gymnasium für Paris war, da sogar die graduirten Privat- und Hauslehrer — nichtgraduirte wurden gar nicht geduldet — ihre Zöglinge immatriculiren lassen und in eins der Collegien schicken mußten, wollten letztere auch nach der Reorganisation und trotz der Wiederkehr ruhiger Zeiten sich nicht wieder füllen. Wo steckte denn die französische Jugend, der Nachwuchs des Mittelstandes, welcher die Universität früher bevölkert hatte? In den Schulen der Jesuiten! Aus dem Bereiche des pariser Parlaments war der Orden seit 1595 infolge seiner Verwickelung in das Attentat Jean Chastel's freilich verbannt, aber ihre Lehranstalten im Süden zählten die Zöglinge nach Tausenden. Die Leiter des Ordens verstanden es eben, die Anforderungen der Zeit an die Jugendbildung für die ultramontane Propaganda geschickt zu verwerthen. Es war umsonst, daß man von Zeit zu Zeit, so in den Jahren 1598 und 1600, das Verbot einschärfte, Knaben zu schicken in die Jesuitencollegien zu Agen, Aubenas,

Auch, Beziers, Limoges, Le Puy, Périgueux, Rhodez, Tournon oder gar über die Grenze nach Douai in Flandern und ins Lothringerland. Dagegen wurden die Rathschläge derjenigen, welche das bessere Heilmittel darin erkannten, daß man die pariser Collegien concurrenzfähig mache, nicht gehört und die Männer, welche, wie Casaubon, dazu hätten helfen können, wurden fern gehalten.

Der König wartete darauf, daß Casaubon sich „bekehre", dieser daß jener ihn anstelle. Im November 1601 erhielt er ein regelrechtes Patent, dahin lautend: er werde bei dem voraussichtlich nahen Ableben des Custos der königlichen Bibliothek in dessen Amt einrücken, solle aber das Gehalt, 400 Livres, schon jetzt beziehen und zwar neben seiner bisherigen Pension. Als drei Jahre später der erwähnte Posten erledigt war, gab es jedoch neue Anstände. Nur den Vorstellungen de Thou's, welcher das mit 12000 Livres honorirte Ehrenamt des Oberbibliothekars bekleidete, sowie einiger Juristen, die es doch für bedenklich erklärten, wenn Brief und Siegel des Königs nicht mehr die Erfüllung eines Versprechens sichern sollten, hatte Casaubon es zu danken, daß ihm die Zusage nicht noch jetzt gebrochen wurde. Heinrich IV. stand damals, nachdem das pariser Parlament das Verbannungsdecret gegen die Jesuiten auf sein Antreiben zurückgenommen hatte, ganz unter dem Einflusse des Pater Coton, seines Beichtvaters; dieser aber gab, nachdem auch ihm die vom Könige ihm zugewiesene Aufgabe der Bekehrung Casaubon's nicht glücken wollte, die Erklärung ab, derselbe sei ein „verstockter Ketzer", welchem man, um möglichen Misbrauch zu verhüten, die Schätze der Bibliothek nicht anvertrauen dürfe. Diesmal konnte Heinrich IV. der Weisung seines Gewissensrathes aus den angegebenen Gründen doch nicht so ohne weiteres folgen. Bei der definitiven Ernennung machte er dem neuen Custos eine weitere Gehalts-

zulage, sodaß Casaubon nunmehr 2000 Livres bezog.[12]) Von diesen bezahlte er — es dürfte das der sicherste Maßstab zur Werthschätzung dieses Einkommens sein — 400 für Wohnungsmiethe, während er zu Montpellier dafür nur 30 Livres gebraucht hatte.

In seiner neuen Stellung konnte Casaubon wenigstens seinem Lesehunger Genüge leisten. Abgesehen von den wegen ihrer Kostbarkeit ihm bisher unzugänglich gewesenen Drucken, enthielt die Bibliothek unter ihren 1000 Manuscripten allein 60 abschriftliche Werke des Chrysostomus, seines Lieblingsautors. Als er damit umging, eins dieser letztern Stücke drucken zu lassen, wurde ihm freilich bedeutet: er möge die Kirchenväter doch lieber den katholischen Gelehrten überlassen. Nichtsdestoweniger wagte er im Jahre 1606 die Herausgabe einer Epistel des Gregor von Nyssa. In der Vorrede richtete er an alle Christen eine Mahnung zur Eintracht; in den beigefügten Anmerkungen gerieth ihm gelegentlich der Erwähnung der „Pilgerfahrten" das etwas spitze Wort „inventiunculae humanae mentis" in die Feder. In dem damaligen Paris die Unterstellung laut werden zu lassen, daß die Protestanten auch Christen seien — das war zu viel: er wurde förmlich verwarnt, fürderhin seine Stellung als Pensionär und Bibliothekar des Königs nicht mehr zu misbrauchen „zur Untergrabung des katholischen Glaubens". Im Unmuthe über diese Mahnung schrieb er damals an einen Freund: er sehne sich danach, in einem freien Lande zu wohnen, wo er den Jesuiten die gebührenden Abfertigungen nicht schuldig bleiben müsse. Gegen eine dritte Schrift Casaubon's wurde Einspruch erhoben, nachdem ein Theil davon bereits gedruckt war. Sie behandelte die Frage von dem rechtlichen Machtverhältnisse zwischen Staat und Kirche, welche Frage eben wieder actuales Interesse gewonnen hatte angesichts des Streites, den die

Römische Curie mit der Republik Venedig führte. Man erinnert sich des Antheils, den Fra Paolo Sarpi als Vertreter des Staats an diesem Kampfe nahm. Casaubon stand mit dem Servitenmönche in lebhaftem brieflichem Verkehr — soweit ein Verkehr lebhaft genannt werden kann, bei dem ein Brief mitunter elf Monate unterwegs blieb. Die gallikanische Partei in Frankreich, durch den venetianisch-römischen Streit frisch angeregt, meinte durch literarisches Eingreifen in denselben die Geltendmachung ihrer Grundsätze betreiben zu müssen, und fand zu diesem Zwecke bei Casaubon das gewünschte Entgegenkommen. Der päpstliche Nuntius zu Paris stand jedoch auf der Warte: der 15. Bogen der Schrift „De libertate ecclesiastica" war eben in der Presse, als auf sein Betreiben dem Drucker wie dem Verfasser Einhalt gethan wurde. Heinrich IV. zeigte sich „grandement indigné" über seinen Bibliothekar. Auch in dem Streite selbst legte Frankreich sein Gewicht schließlich in die Wagschale Roms, nachdem es eine Zeit lang geschienen hatte, als ob Heinrich der gallikanischen Partei sich zuwenden wolle.

Ebenso widerwillig dagegen, daß etwas dem Papste Misliebiges in Frankreich gedruckt wurde, fand Casaubon den König, als er seine Absicht kundgab, eine Beleuchtung der „Annalen" des Baronius zu unternehmen. Daß zu einer solchen Arbeit keiner geschickter sei als Casaubon, das wußten alle, denn keiner war so vertraut mit den frühkirchlichen Verhältnissen; aber es wurde ihm der Bescheid: zur Bekämpfung einer im Interesse des Papstes erschienenen Schrift seien die Zeitverhältnisse nicht angethan. Auch von Rom aus war für Italien das strengste Verbot ergangen, gegen Baronius etwas zu schreiben — „das sicherste Zeichen", meinte Fra Paolo, „daß sehr viel dagegen zu schreiben wäre".

War Casaubon so durch äußerliche Umstände von dem religiösen und kirchenpolitischen Arbeitsfelde wieder auf das neutrale rein wissenschaftliche zurückzuweichen gezwungen, so führte er doch mit der nun in Angriff genommenen lateinischen Uebersetzung der Geschichtsbücher des Polybius nur ein altes Vorhaben aus. Diese Arbeit beschäftigte ihn vom August 1605 bis in den Sommer 1609. Die vielgerühmte, an den König gerichtete Vorrede in Form einer Widmung ist eine Empfehlung des Studiums der alten Geschichte als einer Lehrmeisterin für Staatsmänner. Die Aufnahme des Werks seitens des Königs, als Casaubon ihm dasselbe zu Fontainebleau überreichte, war eine kühle; Heinrich war eben nicht im Stande, die Größe der geleisteten Arbeit zu würdigen — verstimmt kehrte Casaubon nach Paris zurück. Vielleicht war es der Kanzler Sillery, der den König nachträglich auf das Geziemende in diesem Falle aufmerksam machte. Wie dem sei, einige Tage später erschien ein gewisser de Gourges, von dem so viel bekannt ist, daß er seine Stellung als Berichterstatter über die einlaufenden Bittgesuche an den König zum Convertitenmachen trefflich auszunutzen verstand, in der Wohnung des Gelehrten und überbrachte diesem ein Säckchen mit wohlgezählten 1000 Kronen. Das war immerhin eine königliche Gabe; aber solche Remunerationen bildeten eben zu jener Zeit noch den Haupttheil des Arbeitslohnes für die Autoren, da die Verleger keine Honorare zahlten und nur, wenn's gut ging, von dem Erlös der Bücher einige Procente abgaben. Meist hatten sogar die Schriftsteller im voraus noch einen Theil der Druckkosten zu tragen. So waren Casaubon's Ersparnisse von Montpellier bei seiner Uebersiedelung nach Paris zu Lyon in den Händen des Druckers geblieben als Beitrag zu den Kosten für die Herstellung der „Observationes“ zum „Gelehrtenmahl“ des Athenäus, während de Vic seinerseits ebenfalls

eine nicht unbeträchtliche Summe dafür hergab. Auch die Freiexemplare sind behufs einer richtigen Abschätzung der Kosten für umfangreiche Ausgaben mit in Anschlag zu bringen. Casaubon hatte solcher Ehrenexemplare seines „Polybius“ an Freunde, Hofbeamten u. s. w. nicht weniger als 55 zu vergeben und zwar alle in würdigen, also kostspieligen Einbänden.

Gleich nach der Katastrophe vom 14. Mai 1610 machte Cardinal du Perron einen erneuten Bekehrungsversuch an Casaubon; er fühlte offenbar, daß, nachdem die Bande, welche Casaubon an Paris fesselten, durch den Tod seines königlichen Protectors gelöst waren, der erstrebte Uebertritt des calvinistischen Pensionärs zur römischen Kirche entweder jetzt erreicht oder die Hoffnung auf denselben aufgegeben werden müsse. Schon am dritten Tage nach der Ermordung Heinrich's IV. ließ der Cardinal den Bibliothekar zu sich bescheiden und hielt ihm eine Vorlesung über den „wahren Sinn“ der gewöhnlich gegen die Transsubstantiation geltend gemachten Schriftstellen. Um die Mitte seines pariser Aufenthalts, in den Jahren 1605 und 1606, hatte Casaubon gerade in Betreff der Abendmahlsfeier vielleicht wirklich eine Zeit lang zwischen der katholischen und der Calvin'schen Auffassung geschwankt; jetzt, wo sein Blick ohnehin nach einem andern Asyl ausschaute, trat diese theilweise Abweichung von seinen Glaubensgenossen doch wieder zurück hinter seine stets mächtiger werdenden Bedenken gegen das Papstthum und dessen politische Prätensionen. Casaubon's Auffassung von der Kirche war ungefähr die, welche zur selben Zeit Arminius, Uitenbogaard und Hugo Grotius in Holland und Laud in England gegen die calvinisch-puritanische vertraten.

Selbstverständlich waren auch die Gattin und die Kinder Casaubon's von Bekehrungsversuchen nicht verschont geblieben;

aber nur bei dem ältesten Sohne Jean gelangte man damit zum Ziele. Im August 1610 trat derselbe, nachdem er bei einem schottischen Jesuiten, George Strahan, „in der Mathematik“ Unterricht erhalten hatte, neunzehnjährig zur römischen Kirche über. Die überzeugende Kraft der Beweise war diesmal verstärkt worden durch die Zusicherung einer Jahrespension von 200 Kronen. Zwölf Monate vorher hatte der junge Mann seinen Aeltern schon schweren Kummer verursacht durch eine häusliche Veruntreuung. Gleichzeitig mit ihm wurde ein Brudersohn von Florence Casaubon in die Kirche aufgenommen. Diesem letztern begründete der Cardinal du Perron ein einträgliches Geschäft, indem er ihn zum Verleger seiner volksthümlichen Broschüren machte.[13])

Schon vom Jahre 1605 an lassen die Briefe, welche Casaubon mit seinen Freunden wechselte, eine gewisse Vorahnung von dem durchscheinen, was am 14. Mai 1610 wirklich geschah. Die Atmosphäre inmitten der pariser Bevölkerung, deren Fanatismus seit der Explosion von 1572 keineswegs abgenommen hatte[14]), war für Casaubon mehr und mehr drückend geworden. Seit 1607 hatte er sich, trotzdem Scaliger ihn zu beruhigen suchte und mahnte, die Entwickelung der Dinge noch etwas abzuwarten, nach einem anderweitigen Wirkungskreise umgesehen. Neben den königlichen Universitäten, welche Frankreich damals zu Paris, Toulouse, Bordeaux, Poitiers, Bourges, Orléans, Angers, Cahors, Caen, Nantes, Valence, Rheims und jetzt auch wieder zu Montpellier besaß, bestanden Akademien für die Reformirten nach der Wiederromanisirung der Hochschule zu Montpellier noch zu Montauban, Saumur und Nîmes, außerdem eine solche zu Sedan, dem souveränen Besitzthum des Herzogs von Bouillon. Sedan war um diese Zeit ein von jungen auswärtigen Protestanten bevorzugter Aufent-

haltsort, indem es mit der Gelegenheit, die französische Sprache zu erlernen, eine rein evangelische Ausbildung und, im Falle einer religiösen Emeute in Frankreich, leichteres Entkommen sicherte. So lebten an dem kleinen Hofe, neben andern Prinzen und Adeligen, auch die Söhne des Kurfürsten von der Pfalz. Aber schon damals war die Souveränetät Sedans, bevor sie, ein Menschenalter später, und mit ihr der protestantische Charakter des Ländchens factisch ein Ende nahm, seitens der französischen Krone arg in Frage gestellt. Das Collége zu Sedan war, wie das Collége royal zu Paris, eine Stiftung Franz' I. und hatte die Religionskriege glücklich überdauert. Nacheinander zog Casaubon Nîmes und Sedan, ja selbst Heidelberg in Betracht. Mit der Stadtbehörde von Nîmes, wohin Scaliger in einem Briefe an Casaubon am liebsten gehen zu wollen erklärte, wenn er Leiden verlassen müßte, wurden sogar einlässige Verhandlungen gepflogen, doch blieben sie ohne Resultat, ebenso lösten sich die Anknüpfungen mit Heidelberg wieder. Da richtete Casaubon seine Blicke ernstlicher nach England.

Schon im Jahre 1601 hatte Casaubon auf Anregung eines anglikanischen Geistlichen, der in Begleitung des Herzogs of Lennox gelegentlich einer Specialgesandtschaft nach Paris gekommen war, des spätern Erzbischofs Spotswood, eine sehr höfisch zusammengedrechselte Epistel — die Arbeit zweier Tage! — an Jakob VI. von Schottland gerichtet, die den König zu einem ebenso phrasenhaften Antwortschreiben an seinen „theuersten Casaubon" veranlaßte. Er habe, sagte Jakob darin, neben der Sorge für die Kirche nichts Angelegentlicheres, als die Männer der Wissenschaft zu ermuthigen, weil dieselben wie die Stärke so die Zierde der Staaten ausmachten. Da Casaubon den Wunsch ausspreche, lieber mündlichen Verkehr mit ihm zu pflegen als schriftlichen, so sei Edinburgh ja nicht so fern; des freundlichsten Empfangs

dürfe er sich versichert halten. Der Briefwechsel zwischen Jakob und Casaubon brach nie ganz ab, blieb aber doch spärlich. Als dann im Jahre 1608 der Erzbischof Bancroft von Canterbury dem nunmehr als Jakob I. das ganze Inselreich beherrschenden „britischen Salomo" einen Abdruck des Bruchstücks von „De libertate ecclesiastica" überbrachte, war der König durch die darin ausgesprochenen Anschauungen so befriedigt, daß er tagelang von nichts anderm redete. Casaubon hatte den Plan eines Besuchs in England mit jedem Jahre fester ins Auge gefaßt, zuletzt infolge seiner unbehaglichen Stellung zu Paris mit dem Nebengedanken, sich behufs etwaiger Niederlassung jenseit des Kanals zu orientiren. Der als hoher Staatsbeamter in der Umgebung Jakob's lebende Bacon von Verulam redet irgendwo spöttisch von solchen, die „mit ihren Schöpfeimern zum Jakobsbrunnen gezogen kamen" — zu diesen brauchte Casaubon sich gewiß nicht zu zählen, wenn er daran dachte, daß er mit seinen Kenntnissen im Griechischen und vom christlichen Alterthum in dem Hofkreise Jakob's, wo kaum über etwas anderes als über die Kirchenväter und die alten Concilien verhandelt wurde, ganz an seiner Stelle wäre, sowol im Interesse der von Jakob bevorzugten englisch-katholischen Theologenschule wie um seiner eigenen Ruhe und religiösen Befriedigung willen.

Am 20. April 1610, drei Wochen vor der blutigen Unthat Ravaillac's, hatte Casaubon an Jakob I. geschrieben und seine Wünsche deutlicher zu erkennen gegeben, als dies zwei Jahre vorher bei der Uebersendung seines Schriftstücks „De libertate ecclesiastica" geschehen war. Am 20. Juli, nachdem in der Zwischenzeit das Gräßliche geschehen war, gelangte eine förmliche Einladung des Erzbischofs Bancroft in Casaubon's Hände: er möge hinüberkommen und selbst zusehen; eine eben frei gewordene, etwa 88 Pfd. St. (900

Livres) abwerfende Präbende an der Kathedrale von Canterbury solle ihm aufbehalten bleiben und für das darüber hinaus zu seinem Unterhalte Nöthige durch die Bischöfe gesorgt werden. Des letztern bedurfte es nicht mehr, nachdem Casaubon sich Jakob I. vorgestellt und dieser ihm sofort neben der erwähnten Pfründe ein Jahresgehalt von 300 Pfd. St. aus der königlichen Kasse angewiesen hatte. Am 8. October wurde Casaubon von der Königin Maria di Medici auf Urlaub entlassen, am 8. November machte er Jakob I. seine Aufwartung und zwar in der Art, wie sie an dessen Hofe üblich war: während der König speisend an der Tafel saß, umstanden ihn seine Hoftheologen, um, seiner Aufforderung gemäß, ihm über diese oder jene Frage, wie die Tagesgeschichte sie bot oder wie sie dem König bei der Lektüre aufgestiegen war, ihre Meinung zu sagen. Am genannten Tage hatte Jakob eben Kenntniß erhalten von einem gegen ihn gerichteten Pamphlet, dessen Autorschaft er auf den Cardinal du Perron zurückführen zu müssen glaubte; Casaubon war jedoch in der Lage, ihn über die Person des wirklichen Verfassers aufzuklären. Auch im übrigen gefiel dem Könige die Unterhaltung mit dem Gaste so wohl, daß er ihn beschied, sich am folgenden Tage zur Tafelzeit wieder einzufinden. Jakob I. sprach das Französische fließend genug, um mit dem des Englischen völlig unkundigen Gelehrten seine Gedanken ungezwungen austauschen zu können. Bei den Prälaten, mit denen er verkehrte, war Casaubon auf das Lateinische angewiesen, in welchem er sich jedoch fast eleganter ausdrückte als in seiner Muttersprache. Cardinal du Perron sagte einmal: „Wenn Casaubon französisch redet, so klingt es wie aus dem Munde eines Bauern, hört man ihn dagegen lateinisch sprechen, so sollte man meinen, er sei im alten Rom geboren.“ Die rhetorische Nachahmung

Cicero's, wie z. B. Muret sie pflegte, ist allerdings, auch wenn er lateinisch schrieb, sein Ziel nicht gewesen.

Das für Casaubon festgesetzte Gehalt war fast das Doppelte seines bisherigen Einkommens zu Paris; obendrein „sollte“ bei dem Freiwerden eines Kanonikats von Westminster „an ihn gedacht werden“; doch ist es, wie es scheint, hierbei geblieben. Angesichts der Lage des Schatzes — im Jahre 1612 war Jakob sogar mit der Rechnung seines Hofbrauers in bedenklichem Rückstande — hatte Casaubon Ursache, mit der Werthschätzung seiner Dienste seitens des Königs zufrieden zu sein, nur durfte er dabei nicht an die vielen Tausende denken, die an unwürdige und unnütze Höflinge geradezu verschwendet wurden.

Aus seinem Amte als Custos der königlichen Bibliothek zu Paris wurde Casaubon niemals förmlich entlassen, sondern der ihm bis zum Widerrufe gewährte Urlaub stillschweigend verlängert, sodaß er auch dieses Gehalt bis zu seinem Tode fortbezog. Man hätte also annehmen sollen, daß er mit dem 6000 Livres übersteigenden Einkommen wenigstens der materiellen Sorgen überhoben gewesen wäre, wenn auch die andere Hoffnung: durch die Uebersiedelung nach London reichlichere Muße zu wissenschaftlicher Thätigkeit zu gewinnen, sich sehr bald als eine eitle erwies. So viel freie Zeit, wie Casaubon zu „ungehindertem Studium“ sich wünschte, stand ihm auch hier nicht zu Gebote. Der König bediente sich des im Gedächtnisse Casaubon's aufgehäuften literarischen Wissens wie eines Nachschlagebuchs, und so lud er ihn bald nach diesem, bald nach jenem Hoflager in der Umgebung Londons, bald nach Theobalds, bald nach Royston, nach Greenwich, Hampton-Court, Holdenby oder Newmarket, wo er sich gerade befand und das Bedürfniß fühlte, aus der ihm nie versagenden Quelle zu schöpfen. Casaubon's Geld-

noth scheint jetzt fast noch empfindlicher gewesen zu sein als früher; wenigstens sah er sich in den letzten Lebensjahren genöthigt, den König förmlich um Beihülfe anzugehen. Das Murren der Hofschranzen über diese „Bettelei trotz der guten Besoldung“ kam den jesuitischen Gegnern Casaubon's zu Ohren, sodaß die früher schon auf dieser Seite laut gewordenen Schmähungen: der „Fettduft der englischen Küche“ habe ihn über den Kanal gelockt und ihn verführt, sein Gewissen für Geld zu verkaufen, neue Nahrung erhielten. Geldbedürftig blieb Casaubon zeitlebens, geldgierig ist er nie gewesen. Um von den Erfordernissen seines Haushalts den angemessenen Begriff zu haben, muß man sich erinnern, daß Florence ihm bei 20 Entbindungen 18 lebendige Kinder gebar; dazu kommen häufige und langwierige Krankheiten. Aber das war nicht alles: in dem Maße, als seine Einkünfte sich steigerten, mehrten sich auch die Ansprüche, die von seinen Angehörigen wie von denen seiner Frau an ihn gestellt wurden, sodaß, wie seine Tagebücher bekunden, mehr als einmal der Ausruf seinem bekümmerten Gemüthe sich erpreßte: „Als ob ich ein Fürst wäre, der außer der eigenen noch ganze Familien anderer unterhalten könnte!“

Für sein gelehrtes Schaffen fand Casaubon nicht nur weder Spielraum noch Förderung im Dienste Jakob's I. — seine Verwendung in der religiösen Tagespolemik führte ihn geradezu von dem rechten Wege ab in ganz verderbliche Bahnen. Als er den rechten und festen kirchlichen Standpunkt gefunden zu haben meinte, vergaß er sich so weit, geradezu der Verfolgung Andersdenkender das Wort zu reden. Mit den Bezeichnungen „giftig“, „gottlos“, „blasphemisch“ für religiöse Meinungen, die den seinigen widersprachen, war er in seinen letzten Jahren leicht bei der Hand; er rieth sogar, einen Verstorbenen — Stapleton —

wegen einiger überschwenglichen Aussprüche über die Gewalt der Kirche wieder auszugraben und zu verbrennen. Lebendig verbrannt wurden im Jahre 1612 zu London Bartholomäus Legatt und Edward Wightman, die man auf Grund einiger Aeußerungen des Arianismus beschuldigte. Diese zwei Executionen binnen wenigen Wochen fanden Casaubon's Billigung, wie sie die der ihm befreundeten Prälaten, des Erzbischofs Lancelot Andrewes und anderer, gefunden hatten. Von der Erbitterung der religiösen Kämpfe einmal bis zu diesem Punkte gebracht, scheute er auch nicht mehr davor zurück — wenigstens in einem nachweisbaren Falle — den Ausspruch eines Kirchenvaters ein wenig zu „drehen und zu deuteln", um ihn nach seinem Sinne rechtgläubig zu machen. Der kritische Gelehrte war schließlich im kirchlichen Polemiker untergegangen.

Als der König nach einiger Zeit erkannte, daß Casaubon mit seinen antijesuitischen Broschüren, wie beispielsweise in Sachen der Pulververschwörung, den Erfolg *nicht* erziele, der dem Aufgebot einer solchen Kraft angemessen wäre, da entband er ihn allerdings von dergleichen literarischen Fechterdiensten gänzlich und überließ es ihm, sich würdigern Aufgaben zuzuwenden. Casaubon legte Hand an sein letztes größeres Werk, das leider in Anlage wie Durchführung ein mangelhaftes und dem Zwecke nur unvollkommen entsprechendes blieb: die „Exercitationes XVI ad Baronii annales de rebus sacris et ecclesiasticis".

Zu Paris war ihm die Inangriffnahme dieser Arbeit verwehrt worden, weil man den Papst schonen wollte, jetzt in London erschien die Lösung derselben ihm gerade geeignet, den König und die Bischöfe vollauf zu befriedigen, da diesen mit einer rein philologischen Leistung, wie z. B. mit einem ebenfalls schon längst geplanten Commentar zum „Polybius", schlecht gedient gewesen wäre. Die Episkopalen, die sich der

in den breiten Volksmassen fußenden presbyterianischen Puritaner zu erwehren hatten, sahen es gern, daß ein so ausgezeichneter Sachwalter für sie eintrat; der König brauchte einen Vorkämpfer der Staatsrechte gegen die Ansprüche des römischen Bischofs. Dem einen wie den andern wollte Casaubon sich nützlich machen mit dem Nachweise, daß der päpstliche Annalist vielfach auf Sand baue und seine Ausführungen deshalb kein Vertrauen verdienten. Aber auch ihm selbst war es gleichzeitig ein Genüge, sich mit der Geschichte der alten Kirche zu beschäftigen. In dem Anti-Baronius wollte er alles das vorbringen, was er sowol gegen gewisse Auffassungen seiner eigenen calvinischen Glaubensgemeinschaft wie gegen die Jesuiten bis dahin hatte auf dem Herzen behalten müssen; die Anknüpfungen dazu ergaben sich hier von selbst.

Casaubon hatte im Jahre 1598 zu Lyon im Hause de Vic's die ersten Bände der „Annalen" flüchtig durchgelesen und auf die Anregung des Gastfreundes an den Verfasser einen Brief gerichtet, in welchem er für dessen Person seine Hochachtung und für das in gewisser Beziehung wirklich großartige Werk seine Bewunderung aussprach. Die Antwort des Baronius kam im folgenden Jahre; sie war begleitet von dem eben erschienenen achten Bande der „Annalen". Der Oratorianer deutete die ihm gemachten Complimente auf eigene Art. Er freue sich, schrieb er, daß Casaubon „an die Pforte der römischen Kirche anklopfe, indem er die Arbeit eines dem Papste ergebenen Schriftstellers so rühmend anerkenne". Einige Zeit darauf ließ Clemens VIII. Casaubon wissen, daß, wenn er nach Rom kommen wolle, er auf ein Jahrgehalt von 1300 Goldkronen zählen könne. Im Jahre 1603 hatte Casaubon dann dem Baronius geschrieben: er werde ihm mit nächster Gelegenheit seine „Historiae

Augustae Scriptores" senden und gleichzeitig auch einige Andeutungen geben, in welchen Punkten er von den „Annalen" abweiche. Baronius zeigte sich in seiner Erwiderung weder auf die „Scriptores" noch auf die Andeutungen sehr begierig, wohl aber, so hieß in dem Briefe, „würde es ihn freuen, wenn die wiederholte Ankündigung seiner Bekehrung endlich sich bestätige".

Als Baronius im Jahre 1607 starb, waren die „Annalen" auf zwölf Foliobände angeschwollen. Casaubon gedieh mit seiner Monstrekritik bis zur zweiten Hälfte des ersten Bandes, und dieses Fragment füllte 800 Folioseiten. Seine anfängliche Absicht war allerdings gewesen, nur diejenigen Punkte zu behandeln, welche das Verhältniß der geistlichen und weltlichen Macht berührten; nach und nach reizten ihn aber auch die andern Controverspunkte. Den hochkirchlichen Prälaten freilich war in dieser Beziehung immer noch nicht genug geschehen — aber schon jetzt: wem wollte man es zumuthen, diese nur chronologisch *aneinandergereihten, innerlich* zusammenhangslosen Widerreden gegen ein anderes, nicht minder umfangreiches Buch zu lesen?

Im Januar 1612 hatte Casaubon die Arbeit begonnen, zwei Jahre acht Monate später trat er damit an die Oeffentlichkeit. Ganz befriedigt davon war keiner: diesem hatte er in diesem, jenem in jenem Punkte sei es zu viel oder zu wenig gethan. Nun gar erst die Anfeindungen und Schmähungen auf der Gegenseite, wo man sich in der Erwartung der Conversion doch endgültig getäuscht sah! Aus den Jesuitenhäusern in Deutschland kamen die Pfeile am dichtesten — der giftigste Schütze war aber wol jener zum Romanismus abgefallene Pfälzer Kaspar Schoppe, dessen Verdienste um die kirchliche Reaction zu Madrid mit dem Titel eines Grafen von Clara-Valle, zu Rom mit der Verleihung des Patriciats anerkannt wurden. Er nannte Casaubon

die „Dogge“ des Königs Jakob, schilderte ihn, wie er im Chorhemd und Prälatenhut den diensteifrigen Theologen spiele und daneben des Ehebruchs und aller denkbaren Fleischessünden sich schuldig mache.

Hiermit sind wir denn so tief hinuntergestiegen, daß wir auch von dem Verhalten des londoner Straßenpöbels gegen Casaubon Notiz nehmen dürfen. Jakob's I. Regierung galt dem puritanischen Volke als ein Parteiregiment, und so mußte, wer zum Hofe gehörte, unter dessen Unpopularität mit leiden. Man sah in Casaubon einen Vorkämpfer der Hierarchie, einen Ueberläufer aus dem Lager des echten unverfälschten Calvinerthums. Den Lehrbuben auf der Straße und den Witzbolden der Schiffswerfte war er widerwärtig als ein „aus dem Auslande herbeigeschlichener Hungerleider“, denn als unbeholfener Fremder blieb der Mann begreiflicherweise leicht kenntlich, der noch nach dreijährigem Aufenthalte in London mit dem englischen Courant sich nicht zurechtzufinden wußte. Die Hauptstadt zählte damals unter 150000 Einwohnern etwa 10000 Seßhafte fremder Nationalität, und diese hatten sämmtlich, wo sie erkannt wurden, keiner *angenehmen* Beachtung sich zu erfreuen. Da war es also schon aus diesem Gesichtspunkte nicht auffällig, wenn dem „Hoffranzosen“ hier und da ein halber Ziegelstein an den Ohren vorbeisauste, wenn ihm von Zeit zu Zeit ein Fenster entzweigeworfen oder eins seiner Kinder geprügelt wurde. Einmal mußte er sogar mit blaugeschwollenem Auge seine Aufwartung beim Könige machen — auf dem Wege zum Schloß war ein Straßenlümmel auf den Kutschentritt gestiegen, um ihm mit der Faust in das bleiche eingefallene Gesicht zu schlagen, vermuthlich: weil der im dichten Straßengewirre langsam dahinfahrende Wagen ihm hinderlich erschien. Welches Bild! — dieser so mishandelte Gelehrte,

welcher schon 1606, also in seinem 47. Jahre, in einem Briefe an Scaliger beschrieben worden war als „tout courbé d'estude". Diejenigen, welche, wie schon Casaubon selbst, diese rohen Ausfälle auf die päpstliche Partei zurückführen zu müssen meinten, waren offenbar im Irrthum: in den hier in Betracht kommenden Schichten wußte man ganz gewiß nichts von den Schriften Casaubon's gegen die Jesuiten, und zudem bestand die Lehrbubenbande jener Zeit wol ausnahmslos aus Nopoperymen. Wenn also jenen Angriffen überhaupt eine andere Bedeutung beizulegen sein sollte, als daß sie eben Ausbrüche der allgemeinen Unbildung und des Fremdenhasses waren, so muß man sie der puritanischen Erbitterung zuschreiben.

Von dergleichen Zuthaten abgesehen: Casaubon's Leben zu London wäre für jeden, der mehr Ansprüche auf gesellschaftlichen Umgang gemacht hätte, schon an und für sich unerträglich gewesen. Sein Unvermögen, sich in der Landessprache verständlich zu machen, schloß ihn von jedem Tagesverkehr ab. Er hatte kaum nähere persönliche Freunde außer seinem Arzte Thoris und den Bischöfen Andrewes und Overall, von Ely und Lichfield, als deren Gast er sich mitunter den Genuß eines mehrwöchigen Landaufenthalts gestattete. So war es ihm jetzt im Alter vollauf so geworden, wie er es sich einst erfleht: sein Haus war nicht mehr wie zu Montpellier und Paris das Rendezvous redeseliger Besucher; er war allein, aber er fühlte sich auch oft allein. Hätte er in England wirklich nur gesucht gehabt, wie seine Feinde ihm vorwarfen: die Gunst des Hofes, selbst um den Preis seiner Gewissensüberzeugungen, dann hätte er angesichts des wankelmüthigen Fürsten und unter dem Gebrumme gewisser eingeborener Gelehrten: daß ein „Corrector der Etienne'schen Druckerei" ihnen, den Kindern des Landes, vorgezogen worden sei, bei der Rückschau

über seine Schicksale sich doch sagen müssen, er habe den „nidor Anglicanae culinae“ um einen zu hohen Werth erkauft.

Hiermit stehen wir am Ende von Casaubon's arbeitsvollem Leben.

Noch im Juni 1614 plante Casaubon von einem zweiten Theile seiner „Exercitationes“, worin er das christliche Alterthum in etwas selbständigerer Weise zur Darstellung bringen wollte. Am 24. des genannten Monats überredeten ihn einige Bekannte, darunter sein Arzt, der schon im Jahre vorher Spuren von Harngries bei ihm entdeckt hatte, zu einem gemeinsamen Familienausflug nach Greenwich. Hatte ihm dabei auch die Wagenfahrt über das holperige londoner Straßenpflaster viele Schmerzen gemacht, so zeigte er sich am übrigen Tage wieder ganz munter; in der folgenden Nacht aber traten die Symptome seines Uebels stärker zu Tage als jemals früher. Nach vierzehntägigem Schmerzenslager empfing er am 12. Juli aus der Hand seines Freundes, des Bischofs von Ely, das Abendmahl. Nicht als ob er aus seiner frühern Glaubensgemeinschaft ausgeschieden gewesen und zur englischen Kirche förmlich übergetreten wäre — die londoner calvinischen Prediger Chappel und Auriol standen ihm bis zuletzt zur Seite, wenn er auch seinen Sohn James, das einzige ihm in England noch geborene Kind, nach dem anglikanischen Ritus taufen und seinen zweiten Sohn, Maricus, in der Hofkirche hatte firmen lassen. Nachdem er seine Kinder einzeln gesegnet und sie ermahnt hatte, dem Beispiele ihres ältesten Bruders Jean nicht zu folgen, sondern in dem Glauben, auf den sie getauft seien, zu verharren, starb er um 5 Uhr am Abend des genannten Tages.[15])

Ein von dem Bischof Thomas Morton von Durham im Jahre 1632 errichtetes Denkmal beim Eingang zur

Sanct-Benedictus-Kapelle der Westminsterabtei zeigt, wo Casaubon seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Auch seine treue Lebensgefährtin, welcher der König das Gehalt bis zu ihrem 21 Jahre später erfolgten Tode auszahlen ließ, ist ein Grab in dem Kreuzgange der berühmten Abtei gewährt worden.

Anmerkungen.

---

1) Es ist deshalb ein Irrthum, wenn es in Fr. W. Ebeling's Sieben Bücher französischer Geschichte (Leipzig 1869), I, 57, heißt: „Zu Bordeaux verbrannte man .... Hieronymus Casaubon von Bearn, des gelehrten Isaak Casaubonus Vater." Isaak Casaubon schreibt selbst in einem seiner Briefe (dem 453. in der, 1709 zu Rotterdam erschienenen Sammlung Janson's): „Je naquis l'an 1559, 8. Février, dans Genève, où mes bons père et mère s'étoient retirez de Gascongne, *ayant failli* d'estre bruslez à Bourdeaux." In vorstehender Angabe, mit welcher das Taufregister der Kirche Saint-Gervais zu Genf übereinstimmt, ist *nach altem* Stil gerechnet, der Geburtstag Casaubon's nach unserer Zählung also der 18. Februar. Den Todestag verzeichnet auch die neueste Auflage von Meyer's Lexikon falsch — wol eben durch eine Vermengung der beiden Kalender — und hat obendrein auch in der Jahreszahl einen Druckfehler: nicht wie dort steht am 1. Juli 1604, sondern am 12. Juli 1614 ist Isaak Casaubon gestorben, und zwar zu London, nicht zu Paris, wie Fr. Passow im 1. Bande des Historischen Taschenbuchs notirte.

2) Daß das constante und wohlerwogene Praxis war, daraus machte man kein Hehl auch dem Abgesandten Friedrich's des Frommen, Wenzel Zuleger, gegenüber. „Die Könige von Frankreich haben", erklärte Catterina di Medici unter Zustimmung ihres Sohnes, Karl's IX., „das Privilegium, daß sie kein ewiges Edict, das nicht widerrufen werden könnte, erlassen." So in August

Kluckhohn's Friedrich der Fromme, Kurfürst von der Pfalz, der Schützer der reformirten Kirche 1159—1576 (Nördlingen 1879).

3) In der von ihm verfaßten Schrift Pietas contra maledicos patrii nominis.

4) Im Jahre 1551 schreibt Felix Platter, der Sohn des Thomas Platter, als er zu Montpellier Medicin studirte: „Die gmacht halt man zu, beschließt die fenster, so allein ledlin sindt und der mertheil an statt des glaß pappyrin." Das mußte dem jungen Baseler allerdings auffallen, denn nach Aeneas Silvius waren neben Wien gerade zu Basel die Glasfenster schon zur Zeit des Concils, also beinahe ein Jahrhundert früher, das Gewöhnlichere. Im übrigen ist angesichts der uns frappirenden Kärglichkeit der genfer Schulbehörde eine Stelle aus Voltaire's Essai sur le mœurs (Kap. LXII) interessant, weil sie zeigt, daß auch in anderer Beziehung heutzutage der Bürger behaglicher lebt als damals selbst die Großen, trotz deren pomphaftem Auftreten nach außen. Da heißt es nämlich: „Les seigneurs ne marchaient dans ce temps là, qu'avec un nombreux cortége: on ne voyageait point comme aujourd'hui dans une chaise de postes précédée de deux ou trois domestiques; on était suivi de plus de cent chevaux; c'était la seule magnificence. *On couchait trois ou quatre dans le même lit, et on allait à la cour habiter une chambre, où il n'y avait que de coffres pour meubles.*"

5) Der französische Hof speiste spät — um 12, an Jagdtagen gar erst um 1 Uhr. Zu Toulouse fielen (1545) die Unterrichtsstunden an der Universität gleich früh wie zu Genf. Rollin theilt in seinem Traité des études aus den Mémoires de H. de Mesmes Folgendes mit: „Nous étions debout à quatre heures, et ayant prié Dieu, allions à cinq heures aux études, nos gros livres sous le bras, nos escritoires et nos chandeliers à la main." Zu Paris war man ein wenig später, aber die griechische Vorlesung wurde im Jesuitencollege von Clermont doch auch schon um 6 Uhr gehalten.

6) Wie in den Briefen des im Jahre 1541 zu Basel gestorbenen Theologen Simon Grynäus zu lesen, bezahlte dort ein Student in dem Hause eines Professors für vollständigen Unterhalt 26 Batzen die Woche. Ein Florin hatte 21 Batzen.

7) Quelques pages d'histoire exacte etc.; und Nouvelles pages d'histoire exacte etc., par J. B. G. Galiffe (Genf 1862 und 1863).

8) Wahrhaft rührend unter diesen Klagen über Verkürzung seiner Arbeitszeit durch Besuche sind diejenigen über Unterbrechungen durch seine Frau. Unter dem Datum „9. kal. jan. 1597" heißt es wie folgt: „Studium, non sine dolore animi ob internam, et tibi, o Deus, notam causam. Domine, fateor ita maritam esse meam ut quae allevationi et auxilio esse debet, sit interdum studiio nostris impedimento. scis tamen, o Pater, quantam morositatem quo animo feram, dum illud unice vereor, ne semel principium aliquod discordiae in utriusque mentem penetret." Außerdem verzeichnete er in diese Tagebücher, wie viele Stunden und was er gelesen; Familienvorgänge; gemachte und empfangene Besuche; Reisen und Briefwechsel; Haushaltsausgaben u. dgl. Wenn er einmal öffentlicher Vorgänge darin gedenkt, so geschieht dies ganz kurz. Ein Wochenbett seiner Frau füllt mit den Stoßseufzern, die es veranlaßt, zwei, das todbringende Attentat auf Heinrich IV., das weittragendste Geschehniß seiner Zeit, nicht ganz eine Seite. Am ausführlichsten notirte er, sieben Seiten füllend, die Conferenz zu Fontainebleau bei Beginn seines pariser Aufenthalts. Die Aufzeichnungen, welche er bei seiner emsigen und unablässigen Classikerlektüre machte, schrieb er unter dem Rubrum „Adversaria" auf lose Blätter, welche später zusammengeheftet wurden; sie bilden 60 Bände.

9) Die adeligen Inhaber der hohen Verwaltungsposten dagegen waren bei dem kriegerischen Charakter der Zeit meist ohne literarische Bildung und sie vermißten dieselbe auch nicht. Der im Jahre 1567 bei Saint-Denis tödlich verwundete, wegen seines Eifers im Niederbrennen calvinischer Bethäuser den Beinamen „Brûlebanc" führende Anne de Montmorency, obgleich mit dem spätern König Franz I. gemeinsam erzogen und dann zum Connetable, Pair, Marschall und Herzog gemacht, konnte seinen Namen nicht unterschreiben. Noch ein Menschenalter später erklärte, wie in Cardinal d'Ossat's Briefen zu lesen, Heinrich IV., „mit seinem Kanzler de Sillery, der kein Latein verstehe, und seinem Connetable, der weder lesen noch schreiben gelernt habe, komme er in den

schwierigsten Geschäften zurecht". Dem genannten Bruslart de Sillery, der im Jahre 1607 zu den Kanzlergeschäften berufen wurde, hatte Casaubon seine 1592 erschienene Ausgabe des Theophrast gewidmet.

10) Isaac Casaubon. By Mark Pattison, Rector of Lincoln College (London 1875). Besonders für den letzten Lebensabschnitt konnte Pattison aus bisher noch unbenutzten Quellen schöpfen.

11) Ein Aufsatz über d'Aubigny von C. L. Th. Henke im Jahrgang 1873 des Historischen Taschenbuchs gibt genauere Einblicke in die hier einschlägigen Verhältnisse am Hofe Heinrich's IV.

12) Diese Ausgabe war übrigens der einzige Luxus, den Heinrich IV. sich an Pensionen für Gelehrte gestattete, denn die 12000 Livres, welche de Thou als „Maître de la librairie" bezog, das übliche Gehalt der Beamten des königlichen Hauses, waren anderer Natur. Diese Würde war 1522 von Franz I. gestiftet worden und sollte immer als die höchste literarische Anerkennung im Staate verliehen werden. Seine Damen, die Jesuiten und der vertraute Mantelträger La Varenne, der Vermittler jener wie dieser bei Heinrich IV., kosteten diesen genug ohne weitere Gelehrtenpensionen. Die schöne Gabrielle d'Estrées durfte sich ein Taschentuch sticken lassen, für welches 900 Goldthaler, etwa 18000 Mark heutigen Geldwerthes, bezahlt wurden. Auf die Bitte La Varenne's hatte Heinrich IV. den Jesuiten nicht nur das königliche Schloß in dessen Geburtsort La Flèche im nördlichen Anjou geschenkt, sondern ihnen auch noch 100000 Goldkronen auszahlen lassen, um die Kapelle auszuschmücken, damit dieselbe würdig sei, dermaleinst die Herzen des Königs und der Königin in sich aufzunehmen. La Varenne war früher Koch bei Heinrich's IV. Schwester und als Vertrauter des letztern so reich geworden, daß er allein aus seinen Ländereien so viel bezog, wie heute 450000 Mark werth sind. „Varenne", sagte ihm einmal seine frühere Herrin, „tu a plus gagné à porter les poules du roi mon frère qu'à piquez les miens." Ueber die durch La Varenne eingefädelte und geförderte Rehabilitirung der Jesuiten hat Dr. Martin Philippson in seinem Heinrich IV. und Philipp III. (Leipzig 1870—76) das Wissenswerthe übersichtlich zusammengestellt. Beiläufig bemerkt, lautet Philippson's

Redeweise da, wo er Casaubon's erwähnt, der Art, als sei derselbe durch Heinrich's IV. Berufung in die Lage gebracht worden, an der Universität die humanistischen Studien wieder zu beleben; deshalb wiederholen wir, daß Casaubon in keiner Weise mit der Universität in Zusammenhang gebracht worden ist.

13) Vielleicht hat dieser Antoine Etienne die Veranlassung gegeben zu der Meinung, daß zwei Söhne Casaubon's sich hätten katholisch machen lassen. Schon gleich nachdem Mark Pattison auf Grund der eingehendsten Forschungen die Gestalt und das Leben Casaubon's in festen Linien hingestellt hatte, begann auch sofort die Sage wieder, ihren Epheu darüberzuspinnen. In einer überaus anerkennenden Besprechung des englischen Buchs in der augsburger Allgemeinen Zeitung hieß es unter anderm Irrthümlichen: „Zwei Söhne sah der alte überzeugungstreue Hugenotte noch in Frankreich zum Katholicismus über-, ja einen derselben sogar in den Kapuzinerorden eintreten. Er ertheilte ihm zum Abschied seinen väterlichen Segen mit den Worten: „Mon fils, je ne te condamne point, ne me condamne point non plus; nous paraitrons tous deux au tribunal de Jésus-Christ etc." Jean Casaubon trat aber in den genannten Orden erst im Jahre 1619 oder 1620. Sein Vater Isaak starb 1614 — schon aus diesen äußern Gründen kann also gelegentlich der Ordenswahl seines Sohnes Isaak Casaubon die angeführten Worte nicht gesprochen haben; aber auch am 14. August 1610 bei der Conversion sind sie schwerlich gefallen. In den privaten Einzeichnungen Casaubon's von diesem Tage ist die Rede von einem „Viperngeschlecht", welches „Verrath" an ihm begangen und „einen in der Theologie völlig unwissenden Jüngling in seine Zauberkreise gezogen" habe. Ueberhaupt: tolerant in dem heutigen Sinne des Wortes ist, wie wir an anderer Stelle sehen werden, Casaubon trotz seiner irenischen Vermittelungsbestrebungen nur so wenig und so viel gewesen wie seine ganze Zeit.

14) Am 18. September 1605, einem Sonntag, fand sich am Thore Saint-Victor ein Plakat angeheftet, welches aufforderte, nach Tisch am Seineufer mit Knitteln und Waffen sich einzufinden, „pour là s'opposer aux insolences de la maudite sect huguenote et abloniste". Durch das Einschreiten der Polizei blieb es bei nur einem Todtschlag. Das etwa drei Stunden von

Paris entfernte Hablon an der Seine war, wie wir zur Erklärung des Ausdrucks „abloniste“ beifügen müssen, der Ort, wo die Hugenotten ihren Gottesdienst abhielten; erst vom Jahre 1606 an wurden die Ketzer in größerer Nähe des heiligen Paris geduldet; von da an durften sie schon zu Charanton, eine Stunde oberhalb der Stadt, zu ihrem Gott beten.

15) Als Sitz seines Leidens fanden die Aerzte eine ungeheuerliche Verbildung der Vesica; das Organ selbst zeigte sich von gewöhnlicher Größe und an sich gesund, aber durch eine Oeffnung mit einer sechsfach größern Nebenblase verbunden und diese letztere mit Gries u. s. w. gefüllt. Eine angeborene Misformation war offenbar durch die sitzende Lebensweise und die damit verbundene Achtlosigkeit auf die Forderungen der Natur bis zu so hohem Grade verstärkt worden.

Der Reichstag von Augsburg.

Von

Henri Tollin.

Einleitung.

Nie ist ein Reichstag so sehnlich erwartet worden als der am 21. Januar 1530 von Karl V. ausgeschriebene in Augsburg, und nie ist einer so kläglich gescheitert. Karl hatte nicht erwartet, daß die Fraction von Speier ihm so viel Mühe machen würde. Und Deutschland, das freie, unabhängige, hatte nicht erwartet, daß, nachdem es dem Kaiser so viel abgetrotzt, es zuletzt ein Nichts in den Händen halten würde. Dennoch ist gerade dieser Reichstag durch den Augsburger und den Westfälischen Frieden die Grundlage geworden für das deutsche, das protestantische Recht; ist es geworden vermöge ebenjenes „sächsischen Vergriffs", dessen angstvolle Geburtsstunde in scharfem Contrast steht zu der Glorie, die im Laufe der Jahrhunderte von ihm ausstrahlte.

Somit bietet der augsburger Reichstag neben dem bekannten kirchenpolitisch-dogmatischen auch ein großes pathologisch-pädagogisches Interesse. Nur weil Karl V. jene idealen, weltbewegenden Fragen nach Einheit und Reinheit der Kirche in ihrer concreten Stücknatur aufzufassen, nur weil er das renitente freie Deutschland als ein Conglomerat von kleinsten, in sich disharmonischen Potenzen zu behandeln, nur weil sein machiavellischer Takt die gottgegebenen, natürlichsten Bündnisse durch künstliches Mistrauen zu sprengen

welcher schon 1606, also in seinem 47. Jahre, in einem Briefe an Scaliger beschrieben worden war als „tout courbé d'estude". Diejenigen, welche, wie schon Casaubon selbst, diese rohen Ausfälle auf die päpstliche Partei zurückführen zu müssen meinten, waren offenbar im Irrthum: in den hier in Betracht kommenden Schichten wußte man ganz gewiß nichts von den Schriften Casaubon's gegen die Jesuiten, und zudem bestand die Lehrbubenbande jener Zeit wol ausnahmslos aus Nopoperymen. Wenn also jenen Angriffen überhaupt eine andere Bedeutung beizulegen sein sollte, als daß sie eben Ausbrüche der allgemeinen Unbildung und des Fremdenhasses waren, so muß man sie der puritanischen Erbitterung zuschreiben.

Von dergleichen Zuthaten abgesehen: Casaubon's Leben zu London wäre für jeden, der mehr Ansprüche auf gesellschaftlichen Umgang gemacht hätte, schon an und für sich unerträglich gewesen. Sein Unvermögen, sich in der Landessprache verständlich zu machen, schloß ihn von jedem Tagesverkehr ab. Er hatte kaum nähere persönliche Freunde außer seinem Arzte Thoris und den Bischöfen Andrewes und Overall, von Ely und Lichfield, als deren Gast er sich mitunter den Genuß eines mehrwöchigen Landaufenthalts gestattete. So war es ihm jetzt im Alter vollauf so geworden, wie er es sich einst erfleht: sein Haus war nicht mehr wie zu Montpellier und Paris das Rendezvous redeseliger Besucher; er war allein, aber er fühlte sich auch oft allein. Hätte er in England wirklich nur gesucht gehabt, wie seine Feinde ihm vorwarfen: die Gunst des Hofes, selbst um den Preis seiner Gewissensüberzeugungen, dann hätte er angesichts des wankelmüthigen Fürsten und unter dem Gebrumme gewisser eingeborener Gelehrten: daß ein „Corrector der Etienne'schen Druckerei" ihnen, den Kindern des Landes, vorgezogen worden sei, bei der Rückschau

über seine Schicksale sich doch sagen müssen, er habe den „nidor Anglicanae culinae“ um einen zu hohen Werth erkauft.

Hiermit stehen wir am Ende von Casaubon's arbeitsvollem Leben.

Noch im Juni 1614 plante Casaubon von einem zweiten Theile seiner „Exercitationes“, worin er das christliche Alterthum in etwas selbständigerer Weise zur Darstellung bringen wollte. Am 24. des genannten Monats überredeten ihn einige Bekannte, darunter sein Arzt, der schon im Jahre vorher Spuren von Harngries bei ihm entdeckt hatte, zu einem gemeinsamen Familienausflug nach Greenwich. Hatte ihm dabei auch die Wagenfahrt über das holperige londoner Straßenpflaster viele Schmerzen gemacht, so zeigte er sich am übrigen Tage wieder ganz munter; in der folgenden Nacht aber traten die Symptome seines Uebels stärker zu Tage als jemals früher. Nach vierzehntägigem Schmerzenslager empfing er am 12. Juli aus der Hand seines Freundes, des Bischofs von Ely, das Abendmahl. Nicht als ob er aus seiner frühern Glaubensgemeinschaft ausgeschieden gewesen und zur englischen Kirche förmlich übergetreten wäre — die londoner calvinischen Prediger Chappel und Auriol standen ihm bis zuletzt zur Seite, wenn er auch seinen Sohn James, das einzige ihm in England noch geborene Kind, nach dem anglikanischen Ritus taufen und seinen zweiten Sohn, Maricus, in der Hofkirche hatte firmen lassen. Nachdem er seine Kinder einzeln gesegnet und sie ermahnt hatte, dem Beispiele ihres ältesten Bruders Jean nicht zu folgen, sondern in dem Glauben, auf den sie getauft seien, zu verharren, starb er um 5 Uhr am Abend des genannten Tages.[15])

Ein von dem Bischof Thomas Morton von Durham im Jahre 1632 errichtetes Denkmal beim Eingang zur

Sanct-Benedictus-Kapelle der Westminsterabtei zeigt, wo Casaubon seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Auch seine treue Lebensgefährtin, welcher der König das Gehalt bis zu ihrem 21 Jahre später erfolgten Tode auszahlen ließ, ist ein Grab in dem Kreuzgange der berühmten Abtei gewährt worden.

Anmerkungen.

---

1) Es ist deshalb ein Irrthum, wenn es in Fr. W. Ebeling's Sieben Bücher französischer Geschichte (Leipzig 1869), I, 57, heißt: „Zu Bordeaux verbrannte man .... Hieronymus Casaubon von Bearn, des gelehrten Isaak Casaubonus Vater." Isaak Casaubon schreibt selbst in einem seiner Briefe (dem 453. in der, 1709 zu Rotterdam erschienenen Sammlung Janson's): „Je naquis l'an 1559, 8. Février, dans Genève, où mes bons père et mère s'étoient retirez de Gascongne, *ayant failli* d'estre bruslez à Bourdeaux." In vorstehender Angabe, mit welcher das Taufregister der Kirche Saint-Gervais zu Genf übereinstimmt, ist nach *altem* Stil gerechnet, der Geburtstag Casaubon's nach unserer Zählung also der 18. Februar. Den Todestag verzeichnet auch die neueste Auflage von Meyer's Lexikon falsch — wol eben durch eine Vermengung der beiden Kalender — und hat obendrein auch in der Jahreszahl einen Druckfehler: nicht wie dort steht am 1. Juli 1604, sondern am 12. Juli 1614 ist Isaak Casaubon gestorben, und zwar zu London, nicht zu Paris, wie Fr. Passow im 1. Bande des Historischen Taschenbuchs notirte.

2) Daß das constante und wohlerwogene Praxis war, daraus machte man kein Hehl auch dem Abgesandten Friedrich's des Frommen, Wenzel Zuleger, gegenüber. „Die Könige von Frankreich haben", erklärte Catterina di Medici unter Zustimmung ihres Sohnes, Karl's IX., „das Privilegium, daß sie kein ewiges Edict, das nicht widerrufen werden könnte, erlassen." So in August

Kluckhohn's Friedrich der Fromme, Kurfürst von der Pfalz, der Schützer der reformirten Kirche 1159—1576 (Nördlingen 1879).

3) In der von ihm verfaßten Schrift Pietas contra maledicos patrii nominis.

4) Im Jahre 1551 schreibt Felix Platter, der Sohn des Thomas Platter, als er zu Montpellier Medicin studirte: „Die gmacht halt man zu, beschließt die fenster, so allein ledlin sindt und der mertheil an statt des glaß pappyrin." Das mußte dem jungen Baseler allerdings auffallen, denn nach Aeneas Silvius waren neben Wien gerade zu Basel die Glasfenster schon zur Zeit des Concils, also beinahe ein Jahrhundert früher, das Gewöhnlichere. Im übrigen ist angesichts der uns frappirenden Kärglichkeit der genfer Schulbehörde eine Stelle aus Voltaire's Essai sur le mœurs (Kap. LXII) interessant, weil sie zeigt, daß auch in anderer Beziehung heutzutage der Bürger behaglicher lebt als damals selbst die Großen, trotz deren pomphaftem Auftreten nach außen. Da heißt es nämlich: „Les seigneurs ne marchaient dans ce temps là, qu'avec un nombreux cortége: on ne voyageait point comme aujourd'hui dans une chaise de postes précédée de deux ou trois domestiques; on était suivi de plus de cent chevaux; c'était la seule magnificence. *On couchait trois ou quatre dans le même lit, et on allait à la cour habiter une chambre, où il n'y avait que de coffres pour meubles.*"

5) Der französische Hof speiste spät — um 12, an Jagdtagen gar erst um 1 Uhr. Zu Toulouse fielen (1545) die Unterrichtsstunden an der Universität gleich früh wie zu Genf. Rollin theilt in seinem Traité des études aus den Mémoires de H. de Mesmes Folgendes mit: „Nous étions debout à quatre heures, et ayant prié Dieu, allions à cinq heures aux études, nos gros livres sous le bras, nos escritoires et nos chandeliers à la main." Zu Paris war man ein wenig später, aber die griechische Vorlesung wurde im Jesuitencollege von Clermont doch auch schon um 6 Uhr gehalten.

6) Wie in den Briefen des im Jahre 1541 zu Basel gestorbenen Theologen Simon Grynäus zu lesen, bezahlte dort ein Student in dem Hause eines Professors für vollständigen Unterhalt 26—30 Batzen die Woche. Ein Florin hatte 21 Batzen.

7) Quelques pages d'histoire exacte etc.; und Nouvelles pages d'histoire exacte etc., par J. B. G. Galiffe (Genf 1862 und 1863).

8) Wahrhaft rührend unter diesen Klagen über Verkürzung seiner Arbeitszeit durch Besuche sind diejenigen über Unterbrechungen durch seine Frau. Unter dem Datum „9. kal. jan. 1597" heißt es wie folgt: „Studium, non sine dolore animi ob internam, et tibi, o Deus, notam causam. Domine, fateor ita maritam esse meam ut quae allevationi et auxilio esse debet, sit interdum studiio nostris impedimento. scis tamen, o Pater, quantam morositatem quo animo feram, dum illud unice vereor, ne semel principium aliquod discordiae in utriusque mentem penetret." Außerdem verzeichnete er in diese Tagebücher, wie viele Stunden und was er gelesen; Familienvorgänge; gemachte und empfangene Besuche; Reisen und Briefwechsel; Haushaltsausgaben u. dgl. Wenn er einmal öffentlicher Vorgänge darin gedenkt, so geschieht dies ganz kurz. Ein Wochenbett seiner Frau füllt mit den Stoßseufzern, die es veranlaßt, zwei, das todbringende Attentat auf Heinrich IV., das weittragendste Geschehniß seiner Zeit, nicht ganz eine Seite. Am ausführlichsten notirte er, sieben Seiten füllend, die Conferenz zu Fontainebleau bei Beginn seines pariser Aufenthalts. Die Aufzeichnungen, welche er bei seiner emsigen und unablässigen Classikerlektüre machte, schrieb er unter dem Rubrum „Adversaria" auf lose Blätter, welche später zusammengeheftet wurden; sie bilden 60 Bände.

9) Die adeligen Inhaber der hohen Verwaltungsposten dagegen waren bei dem kriegerischen Charakter der Zeit meist ohne literarische Bildung und sie vermißten dieselbe auch nicht. Der im Jahre 1567 bei Saint-Denis tödlich verwundete, wegen seines Eifers im Niederbrennen calvinischer Bethäuser den Beinamen „Brûlebanc" führende Anne de Montmorency, obgleich mit dem spätern König Franz I. gemeinsam erzogen und dann zum Connetable, Pair, Marschall und Herzog gemacht, konnte seinen Namen nicht unterschreiben. Noch ein Menschenalter später erklärte, wie in Cardinal d'Ossat's Briefen zu lesen, Heinrich IV., „mit seinem Kanzler de Sillery, der kein Latein verstehe, und seinem Connetable, der weder lesen noch schreiben gelernt habe, komme er in den

schwierigsten Geschäften zurecht". Dem genannten Bruslart de Sillery, der im Jahre 1607 zu den Kanzlergeschäften berufen wurde, hatte Casaubon seine 1592 erschienene Ausgabe des Theophrast gewidmet.

10) Isaac Casaubon. By Mark Pattison, Rector of Lincoln College (London 1875). Besonders für den letzten Lebensabschnitt konnte Pattison aus bisher noch unbenutzten Quellen schöpfen.

11) Ein Aufsatz über d'Aubigny von E. L. Th. Henke im Jahrgang 1873 des Historischen Taschenbuchs gibt genauere Einblicke in die hier einschlägigen Verhältnisse am Hofe Heinrich's IV.

12) Diese Ausgabe war übrigens der einzige Luxus, den Heinrich IV. sich an Pensionen für Gelehrte gestattete, denn die 12000 Livres, welche de Thou als „Maître de la librairie" bezog, das übliche Gehalt der Beamten des königlichen Hauses, waren anderer Natur. Diese Würde war 1522 von Franz I. gestiftet worden und sollte immer als die höchste literarische Anerkennung im Staate verliehen werden. Seine Damen, die Jesuiten und der vertraute Mantelträger La Varenne, der Vermittler jener wie dieser bei Heinrich IV., kosteten diesen genug ohne weitere Gelehrtenpensionen. Die schöne Gabrielle d'Estrées durfte sich ein Taschentuch sticken lassen, für welches 900 Goldthaler, etwa 18000 Mark heutigen Geldwerthes, bezahlt wurden. Auf die Bitte La Varenne's hatte Heinrich IV. den Jesuiten nicht nur das königliche Schloß in dessen Geburtsort La Flèche im nördlichen Anjou geschenkt, sondern ihnen auch noch 100000 Goldkronen auszahlen lassen, um die Kapelle auszuschmücken, damit dieselbe würdig sei, dermaleinst die Herzen des Königs und der Königin in sich aufzunehmen. La Varenne war früher Koch bei Heinrich's IV. Schwester und als Vertrauter des letztern so reich geworden, daß er allein aus seinen Ländereien so viel bezog, wie heute 450000 Mark werth sind. „Varenne", sagte ihm einmal seine frühere Herrin, „tu a plus gagné à porter les poules du roi mon frère qu'à piquez les miens." Ueber die durch La Varenne eingefädelte und geförderte Rehabilitirung der Jesuiten hat Dr. Martin Philippson in seinem Heinrich IV. und Philipp III. (Leipzig 1870—76) das Wissenswerthe übersichtlich zusammengestellt. Beiläufig bemerkt, lautet Philippson's

Redeweise da, wo er Casaubon's erwähnt, der Art, als sei derselbe durch Heinrich's IV. Berufung in die Lage gebracht worden, an der Universität die humanistischen Studien wieder zu beleben; deshalb wiederholen wir, daß Casaubon in keiner Weise mit der Universität in Zusammenhang gebracht worden ist.

13) Vielleicht hat dieser Antoine Etienne die Veranlassung gegeben zu der Meinung, daß zwei Söhne Casaubon's sich hätten katholisch machen lassen. Schon gleich nachdem Mark Pattison auf Grund der eingehendsten Forschungen die Gestalt und das Leben Casaubon's in festen Linien hingestellt hatte, begann auch sofort die Sage wieder, ihren Epheu darüberzuspinnen. In einer überaus anerkennenden Besprechung des englischen Buchs in der augsburger Allgemeinen Zeitung hieß es unter anderm Irrthümlichen: „Zwei Söhne sah der alte überzeugungstreue Hugenotte noch in Frankreich zum Katholicismus über-, ja einen derselben sogar in den Kapuzinerorden eintreten. Er ertheilte ihm zum Abschied seinen väterlichen Segen mit den Worten: „Mon fils, je ne te condamne point, ne me condamne point non plus; nous paraitrons tous deux au tribunal de Jésus-Christ etc." Jean Casaubon trat aber in den genannten Orden erst im Jahre 1619 oder 1620. Sein Vater Isaak starb 1614 — schon aus diesen äußern Gründen kann also gelegentlich der Ordenswahl seines Sohnes Isaak Casaubon die angeführten Worte nicht gesprochen haben; aber auch am 14. August 1610 bei der Conversion sind sie schwerlich gefallen. In den privaten Einzeichnungen Casaubon's von diesem Tage ist die Rede von einem „Viperngeschlecht", welches „Verrath" an ihm begangen und „einen in der Theologie völlig unwissenden Jüngling in seine Zauberkreise gezogen" habe. Ueberhaupt: tolerant in dem heutigen Sinne des Wortes ist, wie wir an anderer Stelle sehen werden, Casaubon trotz seiner irenischen Vermittelungsbestrebungen nur so wenig und so viel gewesen wie seine ganze Zeit.

14) Am 18. September 1605, einem Sonntag, fand sich am Thore Saint-Victor ein Plakat angeheftet, welches aufforderte, nach Tisch am Seineufer mit Knitteln und Waffen sich einzufinden, „pour là s'opposer aux insolences de la maudite sect huguenote et abloniste". Durch das Einschreiten der Polizei blieb es bei nur einem Todtschlag. Das etwa drei Stunden von

Paris entfernte Hablon an der Seine war, wie wir zur Erklärung des Ausdrucks „abloniste“ beifügen müssen, der Ort, wo die Hugenotten ihren Gottesdienst abhielten; erst vom Jahre 1606 an wurden die Ketzer in größerer Nähe des heiligen Paris geduldet; von da an durften sie schon zu Charanton, eine Stunde oberhalb der Stadt, zu ihrem Gott beten.

15) Als Sitz seines Leidens fanden die Aerzte eine ungeheuerliche Verbildung der Vesica; das Organ selbst zeigte sich von gewöhnlicher Größe und an sich gesund, aber durch eine Oeffnung mit einer sechsfach größern Nebenblase verbunden und diese letztere mit Gries u. s. w. gefüllt. Eine angeborene Misformation war offenbar durch die sitzende Lebensweise und die damit verbundene Achtlosigkeit auf die Forderungen der Natur bis zu so hohem Grade verstärkt worden.

Der Reichstag von Augsburg.

Von

Henri Tollin.

Einleitung.

Nie ist ein Reichstag so sehnlich erwartet worden als der am 21. Januar 1530 von Karl V. ausgeschriebene in Augsburg, und nie ist einer so kläglich gescheitert. Karl hatte nicht erwartet, daß die Fraction von Speier ihm so viel Mühe machen würde. Und Deutschland, das freie, unabhängige, hatte nicht erwartet, daß, nachdem es dem Kaiser so viel abgetrotzt, es zuletzt ein Nichts in den Händen halten würde. Dennoch ist gerade dieser Reichstag durch den Augsburger und den Westfälischen Frieden die Grundlage geworden für das deutsche, das protestantische Recht; ist es geworden vermöge ebenjenes „sächsischen Vergriffs", dessen angstvolle Geburtsstunde in scharfem Contrast steht zu der Glorie, die im Laufe der Jahrhunderte von ihm ausstrahlte.

Somit bietet der augsburger Reichstag neben dem bekannten kirchenpolitisch-dogmatischen auch ein großes pathologisch-pädagogisches Interesse. Nur weil Karl V. jene idealen, weltbewegenden Fragen nach Einheit und Reinheit der Kirche in ihrer concreten Stücknatur aufzufassen, nur weil er das renitente freie Deutschland als ein Conglomerat von kleinsten, in sich disharmonischen Potenzen zu behandeln, nur weil sein machiavellischer Takt die gottgegebenen, natürlichsten Bündnisse durch künstliches Mistrauen zu sprengen

und zu hindern wußte, gelang es Karl, Sieg auf Sieg den Protestanten aus den Händen zu winden und, trotz seiner rechtlichen Ohnmacht und Gebundenheit, zuletzt immer als der allein Mächtige, Gefürchtete dazustehen. Schirrmacher's Acten [1]) und das überreiche handschriftliche Material im „Corpus Baumianum" [2]) werfen manches neue Licht auf jenen denkwürdigen Reichstag. Auch wird er ein anderer je nach dem Standpunkte des Betrachtenden.

I.

Servet auf dem Reichstage zu Augsburg.

Nur auf Pomp und Pracht schaut heute der Papismus aus.
Servet, Wiederherstellung, S. 449.

Am 15. Juni traf mit seinem Kaiser Michael Servet [3]) in Augsburg ein. [4]) Nicht der unendlich prachtvolle Einzug des Königs von neun Kronen in die alte deutsche Reichsstadt (Schirrmacher, S. 54 fg.) konnte auf den im Kaiserzuge selbst befindlichen Aragonier einen sonderlichen Eindruck machen. In Saragossa, Barcelona, Genua, Bologna hatte er Aehnliches gesehen, Aehnliches im Gefolge Karl's V. mitgemacht. Die ganze italienische Reise war ja ein durch alle Grazien und Künste getragener, göttergleicher Triumphzug. [5]) Servet war von Pracht übersättigt. Dennoch, er mochte wollen oder nicht, als zum Gefolge des Kaisers gehöriger Edelpage wurde er immer wieder in die Festlichkeiten hineingezogen.

Das war ein buntes Treiben in Augsburg.

Den Mittelpunkt aller Freuden und Gnaden bildete die kaiserliche Pfalz. Hatte der Beichtvater mit seiner Dienerschaft nicht Wohnung im Schlosse selbst, so doch gewiß in

der nächsten Nähe. Es war interessant für Servet, sich in dies Centrum der Bewegung gestellt zu wissen.

Am Hofe gab es Tag für Tag „Gejagden mit dem Frawenzimmer“, nicht selten bei diesem oder jenem Fürsten einen „fast ehrlichen Tanz“ und Nachtgelage mit „tapferm“ deutschen Pokuliren. Für das Volk auf dem Fronhofe Sanct-Johannisfeuer, auf dem Weinmarkte große Gerüste mit Schaustellungen, auch Possenspiel aus alten Historien, unter anderm wie man Einen lebendig geschunden und ihm die Haut abgezogen. Dazwischen die unendlichen kirchlichen Machtausstellungen, jene Processionen, wo stolze Fürsten die Kerzen tragen, stolzere Bischöfe und Aebte stundenlang mit Cardinälen um den Vortritt zanken. Auf der Stechbahn Festturniere, wo die Grafen und Ritter gepanzert einander vom Pferde rennen, sodaß der Fallende in seiner Rüstung prasselnd zusammenkracht und unter dem großen Jubel der Zuschauer schweigend erstickt. Auf der Straße Volksauflauf mit obligatem Schwertertanz und Knüppelschlag bald aus keiner Ursache, bald weil der eine Fürst ankommt und der andere abzieht, bald weil die spanischen Granden zu Ehren ihres heiligen Franciscus in dieser oder jener gewaltsam erbrochenen protestantischen Kirche ihre Messe feiern. Und mitten durch die Haufen tummeln, prachtvoll glitzernd, des Kaisers Trabanten, auf ihren wilden, reichgeschmückten Pferden Straße auf, Straße ab. Dazwischen in ruhiger Würde trabt, von Reisigen geleitet, die fast unabsehbar lange Kette kostbarer Fugger'scher Säumer. Und, den Trompeter voran, von der andern Seite, schreit der kaiserliche Herold, das Gewirr des Marktes übertönend, seine Befehle aus. Bald sollen die eisernen Ketten, welche der Magistrat zu Aufsicht und Zoll quer über die Straßen hat ziehen lassen, binnen 24 Stunden entfernt werden. Bald werden Räuber und Falschmünzer heute Mittag um 11 Uhr an den

Pranger gestellt und auf dem Hochgericht abgethan. Bald heißt es: „Hört, hört, waß gepeut die keyserliche Maiestat, vnser allergnedigster her, daß kheyn prediger hir zu Augspurg, er sey wer er wol', furter nichts predigen sol, ausserhalb der jhenen, so ir Maiestat verordnet, bey vermeydung irer Maiestet straf vnd ongenad'." [6])

Und nun all die aufregenden, unbändigen, von Erker zu Erker umherfliegenden, durch keine Zeitung und nur selten durch ein theueres Flugblatt controlirten Gerüchte. Bald marschirt der Türke auf Wien. Der Franzose hat dem schon so übermüthigen Kaiser ganz furchtbar viel Geld gezahlt. Bei Speier sind um Mitternacht geisterhafte Mönche in unabsehbaren Scharen über den Fluß gefahren. Wollen all auf den Reichstag. Der eine Fährmann ist selbiger Nacht vor Schreck gestorben. Des Kaisers Söldner, erbittert über des Oraniers Tod, haben die Armee von Florenz aufgerieben; alle sind todt bis auf einen französischen Hauptmann. Aus den Niederlanden ziehen den Rhein herauf bei 4000 Hispanier, „vergiftet Volk, denen man alles Ueble getrauen muß mit Plünderung und in ander Weg". Woll'n „die Eigenwillischen" (Evangelischen) strafen.

Mit Prüfung und Klarstellung aller dieser und anderer Gerüchte hatte der auf jede Frage seinem Kaiser Rede stehende, für die Gewissensseite jeder Angelegenheit ihm verantwortliche, allerwärts unsichtbar gegenwärtige Barfüßer entsetzlich viel zu thun, und durch ihn auch der in seinem Dienst stehende, die Correspondenz führende Amanuense.

Und nun erst mit den eigentlichen Reichstagsverhandlungen! Der oberste Zweck des augsburger Reichstags war eilende Hülfe wider den Türken. Lag die türkische Invasion nicht vor, der Kaiser hätte das so demüthig gehorsame, all seinen Neuanordnungen mit so viel Grazie sich unterwerfende, wonnige Italien nicht so schnell verlassen. Sodann war

schon auf dem letzten Reichstage zu Speier den Ständen durch das Regiment jene neue Peinliche Halsgerichtsordnung übergeben worden, die, über die maßen grausam nach unsern Begriffen, damals unter den Straf- und Folterordnungen durch ihre unerhörte Milde Epoche machte, und die von den Sachsen abgewiesen wurde, weil sie an ihrem „Sachsenspiegel“ eine bessere Strafordnung zu haben glaubten. An den Widerstand der Sachsen knüpften in Augsburg die Freien Reichsstädte die Hoffnung, ihre buntesten Sonderfreiheiten und Gerechtsame behalten zu dürfen; der Kaiser hingegen gedachte durch die augsburger Gerichtscommission zu bewirken, daß im Interesse der deutschen Reichseinheit der sächsische Kurfürst, dem Beispiel der andern folgend, nachgeben würde. Als Mittel für beide kaiserlichen Hauptzwecke, also insofern als Nebenzweck, kam die Herstellung der Glaubenseinheit, sei es durch Isolirung der Rebellen und Gewaltandrohung, sei es durch Verhandlung mit den Einzelnen und List in Betracht.[7]) Indeß derselbe augsburger Reichstag sollte zugleich auch die Irrungen zwischen Goßlar und dem Herzog von Braunschweig schlichten, über die Zurückführung des Herzogs Ulrich in sein würtemberger Land berathen; die Belehnung der Herzoge von Pommern und des Deutschordensmeisters regeln. Den Kurfürsten von Sachsen wollte der Kaiser nur belehnen, falls er von Luther's Lehre ließe. Dazu kam der Handel des Grafen von Nassau mit dem Landgrafen von Hessen, der plötzliche Tod des Oraniers, die Abstellung der „bösen“ Münz, der Ankauf von Silberbergwerken für das Reich, die Erhebung der frankfurter Stadtsteuern durch den Kaiser, die Abschaffung zahlreicher Monopolien; die Regelung des Schenkwesens, die Reformation des Reichskammergerichts, die Wahl eines römischen Königs u. dgl. m.

Spalatin schreibt in seiner Naivetät aus Augsburg: „er

glaube, neben der Sache des Evangeliums gingen auf dem Reichstage noch andere Händel her". Für den Kaiser stand es umgekehrt: neben der Regelung jener so unendlich mannichfachen wichtigen Reichsangelegenheiten hatte Karl sich auch vorgenommen, die Sonderfreiheiten der Städte zu beschränken und den Trotz der „Eigenwillischen"[8]) zu brechen, mochten sie auf sächsischer Seite stehen oder auf seiten der Schweizer. Diese Plane hielt er nur gerade so geheim, daß jede Macht rechtzeitig erfuhr, der Kaiser unterhandle mit ihrer Rivalin.

Michael Servet[9]), der Geheimschreiber des kaiserlichen Beichtigers Quintana, war geschult im Schweigen und in strenger Zurückhaltung als Spanier, als Höfling, als Mönchsgenosse. Er mußte jenes Barfüßers Schatten sein, der so leise dahinschwebte, so unsichtbar handelte und so sanft die Zügel führte, daß viele Reichstagsabgeordnete nie von seiner Existenz erfuhren, und die ihn von Person kannten, nicht wußten, wie er hieß, noch woher er wäre.[10]) Doch hatte Michael, der von der ganzen Armee seines Kaisers wohlgeleitete und geschützte Edelpage, in seinem Antitrinitarismus noch einen besondern Grund, sein Innerstes vor niemand zu entdecken. Melanchthon, dessen Schriftbeweis er von Toulouse her kannte, dem er seine Idee vom Heiligen Geiste dankte und seine freie Stellung zu den spätern Kirchenvätern und zum Nicänischen Concil, Melanchthon hatte sich ihm bald als ein solcher zu erkennen gegeben, der lieber seinen eigenen frühern Standpunkt als einen neusamosatenischen brandmarkte, denn daß er etwas aufgab von der neuesten günstigen Position „auf der Seite von Kaiser und Ferdinand".

Die andern augsburger Reformatoren kannte Michael wenig. So hoffte er Bibelbelehrung und Rath in der allgemeinen Wirrniß, die den Kaiser umdunkelte, nur von dem Verfasser der evangelischen Erörterungen, Dr. Martin Butzer.

Aber war das wirklich der Mann? Welche Rolle spielte er auf dem Reichstage zu Augsburg, dieser Leutepriester, der nach Zwingli's und Oekolampad's Tode als der Oberführer Süddeutschlands galt, den Margarethe Blaurer als den holden Politikus und Fanatikus der Eintracht begrüßt und Martin Frecht feiert als den christlichen Hercules? Seitdem Jakob Sturm von Sturmeck ihm den Rücken deckt, ist es da sein Löwenmuth, der ihn fortreißt? Oder erfaßt ihn des begleitenden Capito ängstliche Melancholie, verzichtend auf jedes Handeln, wenn man ihn selber in Ruhe läßt? Bei Butzer hing alles von den Umständen ab. Und die augsburger Umstände während des Reichstages waren so complicirt, daß wir sie näher beleuchten müssen, wollen wir ihm nicht unrecht thun.

II.

Butzer auf dem Reichstage zu Augsburg.[11])

Nach dem marburger Gespräch wuchs erst recht der Sachsen Tyrannei.

Capito an Zwingli (Opp. VIII, 465).

Straßburg hatte seine Abgeordneten, mit kaiserlichem Geleit versehen, schon unter den ersten nach Augsburg gesandt. Am 26. Mai morgens waren die Senatoren Jakob Sturm und Mathis Pfarrer angekommen (Schirrmacher, S. 474).[12]) Durch ihre Beziehungen zu Frankreich und ihr Schutz- und Trutzbündniß mit der evangelischen Schweiz[13]) unabhängiger dastehend als alle andern, wurden sie bald der Mittelpunkt der freiheitlichen Bewegung. Jakob Sturm von Sturmeck, ein unerschrockener Recke und späterer Stätte-

meister, die Zierde des deutschen Adels, der einundneunzigmal, als er starb, seine Vaterstadt vertreten hatte, besaß „von Leib eine herrliche, ansehnliche Person, liebliche Aussprach und ein sehr sanftmüthig und holdselig Ansehen". Freund aller Studien, der geistige Gründer der Universität Straßburg und ihrer Bibliothek, unbestechlich, für die Freiheit über alles begeistert, wußte er auch Franz I. und Karl V. zu imponiren. Aber bei seinen augsburger Feinden hieß es bald, er habe einen Dämon, ein Teufel rede aus ihm. Es gab bald niemand, der bei den Römlingen so verhaßt wäre. Mathis Pfarrer, sein Genosse, des berühmten Sebastian Brandt Schwiegersohn, wetteiferte mit ihm in allen Bürgertugenden, insbesondere in Freimuth, Gerechtigkeitsliebe und praktischer Beredsamkeit, er stand ihm nach in durchgreifender Energie, übertraf ihn aber durch Anmuth und leutselige Milde, mit Sturm tapfer theilend Christi Schmach.

Die Herberge der straßburger Gesandten in Augsburg galt als der kaiserlichen Pfalz Antipode, eine Burg für sich: aber ihre schwache Seite war der Mangel an Theologen.

Kaiser Karl V. war von seinem theologischen Hofstaat umringt, spanische Bischöfe und päpstliche Cardinäle die Fülle, dazu Beichtvater, Vicekanzler, Hofprediger und Almosenspender des Kaisers. König Ferdinand und die Königin von Ungarn hatten ihre Theologen mitgebracht. Ebenso der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen. Markgraf Georg von Brandenburg führte mit sich einen ganzen Wagen voll. Da demnach „von allen Parteien viel gelehrter Prediger in Augsburg sich ansammelten, so sollte", schreiben die straßburger Gesandten nach Hause, „es nit unnütz sein, daß Hr. Martin Butzer oder Dr. Capito hier bei uns wären, sie in Fällen, so sich vielfältiger Weis begeben mögen, haben zu gebrauchen" (2. Juni 1530). Immer schärfer ging nun der Kaiser

einerseits und andererseits die Lutheraner gegen „die Buben, welche das Sakrament mit Füßen treten, Christum gar hinwegthun wollen“ vor. Die Zwingli'schen Deputirten wiederholen ihre Bitte: „Es stehe zu besorgen, wo sich die Händel zutrügen und wir nicht gefasset wären, in der Kürze Antwort zu geben, sondern wollten erst heim nach den Prädicanten und Gelehrten schicken, es würde solcher langer Verzug uns und der ganzen Stadt zu Nachtheil dienen. Und könne man in Straßburg den Dr. Capito nicht entbehren, so möchte es doch unsern Herrn gefallen, Herrn Martin Butzer, doch daß es in höchster Geheim bliebe, mit einem Diener (!) in der Stille abzufertigen. Wollen wir ihn in unser Herberg ein Zeit lang verhalten, bis wir sehen, wie sich die Läuf' und Gelegenheit zutragen wollen. Und so es einige Gefahr darunter zu besorgen sei, mögen wir ihn allewege in einem oder zwei Tagen gen Ulm zu dem Prädicanten daselbst (Konrad Som) verschieben“ (8. Juni 1530). Der Senat antwortet, es halte zu schwer, vom Kaiser für Zwingli'sche Prädicanten ein sicheres Geleit zu erwirken. Sturm und Pfarrer antworten, „auch andere Prädicanten sind ohne Geleit hier“; sie kommen auf den Vorschlag zurück, ihn mit der Hülf Gottes, im Nothfall, zu verschieben (16. Juni 1530). Und wieder am 21. Juni, tief traurig gestimmt, daß „uf unseres Herrgotts Syden hier nit viel usgericht werden wird“ (18. Juni), weil des Kaisers Majestät gar nicht dahin stehe, die Sachen hier zu beschließen, kommen sie auf ihre „Nothdurft“ zurück, ungewiß freilich noch immer, ob man die Zwingli'schen Prädicanten hier dulden möge (21. Juni). Die Stadt Augsburg zwar hörte die Zwingli'schen Prädicanten gern. Ja Michael Keller erfreute sich so großen Zulaufs, daß die Augsburger drohten, wenn man ihn antasten wollte, würden zwei Drittel der Stadt sich empören und Reich und Arm, Mann und Weib, Mägde und Knechte Meister Michel

vertheidigen. Allein die Fremdlinge, Spanier und Sachsen, wollten der Sakramentirer Untergang.

Martin Butzer fürchtete sich vor dem Tode nicht. Sobald er seiner Herren Erlaubniß hat, macht er sich auf den Weg am 19. Juni (die dominica): ein schwerer Weg, von dem vielleicht Straßburgs Frieden abhing und die rechtliche Duldung der Zwinglianer und die Union mit Wittenberg. Am 23. Juni abends kam Butzer, am 26. Juni Capito auf der Herberge der straßburger Gesandten in Augsburg an (Schirrmacher, S. 489 u. 491).[14]) Aber wie unrecht Gut mußten sie geheimgehalten werden. War doch ohne kaiserlichen Geleitsschein ein Schweizerbündler vogelfrei. Denn nimmer konnte Karl es der Schweiz vergeben, daß sie sich mit seinen Feinden, der Republik Venedig und Frankreich, verbündet hatte. Alles Große, was in Augsburg geschah, die Uebergabe des „sächsischen Vergriffs“ u. dgl., mußten die straßburger Vermauerten auf Treu und Glauben hinnehmen. Selber sehen und hören durften sie es nicht. Noch am 12. Juli berichtet Capito nach Straßburg, Jakob Sturm und Mathis Pfarrer („unsere Herren“) hätten ihnen noch immer nicht erlaubt, öffentlich auszugehen und sich zu zeigen. Stehe doch allenthalben bei den großen Herren das Evangelium im schlechtesten Rufe, besonders aber die Sakramentirer und unser christlich Burgrecht mit den Schweizern (Baum, S. 469 fg.). Selbst bei der Ueberreichung des Bekenntnisses, das sie verfaßt (Tetrapolitana), durften sie nicht zugegen sein.

Nur ganz allmählich und leise schlichen sie sich aus ihrem augsburger Versteck hervor. Aber überall sah man sie mit schelen Augen an. Waren das doch eben jene theologischen Straßburger, die schon seit 1525 in Wittenberg gerade wie in Rom[15]) alles Vertrauen eingebüßt hatten. Schon damals hatte Melanchthon ausgerufen, nicht mit Gründen, mit Stöcken müsse man sie zu Paaren treiben. Noch zu Mar-

burg hatte man diesen Neuerern den Vorwurf ins Antlitz geschleudert: „Was Brüder? Ihr gehört nicht zur Gemeinschaft der Kirche.“ Selbst wenn Luther hin und wieder zur Versöhnung neigte, Melanchthon kannte nur die eine Wahl: Uebertritt oder Vernichtung. Und wenn Luther auch da ihnen wol einmal die Hand bot, wo es schien, die Zwingli'schen wollten widerrufen, so blieb doch auch nach dem augsburger Reichstage Luther's Gesinnung dieselbe: „Der Schwärmer wolle er müßig gehen; seien doch Türken und Juden viel besser denn die Sakramentirer.“ Was sollten die Wittenberger auch mit den Zürichern, Baselern oder Straßburgern zu schaffen haben, solange Luther sie für die rechten hohen Erzteufel hielt.[16]) Auch konnte Luther nie vergessen, was er sich von Straßburg (durch Nikolaus Gerbel) hatte schreiben lassen, daß nämlich zu Straßburg gewisse Leute (quidam) erklärt hätten, falls die Bücher des Arius über die Dreieinigkeit heute noch vorlägen, so würde sich zeigen, daß er biblischer (rectius) gelehrt habe als Augustin und die andern orthodoxen Väter. Und die zwei Naturen in Christo schnitten dort einige so auseinander, daß sie, sagten jene, zwei *Personen aus* der einen zu machen schienen (ut ex una duas videantur personas facere).[17]) Darum schrieb auch Melanchthon von Augsburg an Luther, wenn er Zwingli's Confession lesen sollte, so würde er einfach erklären, der Mensch habe den Verstand verloren (mente captum esse).[18]) Und Luther antwortet (21. Juli): „Der Zwingli gefällt mir wahrlich und der Butzer! Also sollt sie Gott herfür an den Tag bringen. Mit solchen Menschen also soll man ein Bündniß eingehen? Aber sobald der Kaiser fort ist, werden sie wieder andere sein. Ich bin des Reichstags müde.“[19]) „Zwingli macht aus dem Christenthum nur Heidenthum“, so schreibt Melanchthon an Albrecht von Mainz[20]), der Straßburger hohen Gönner.

Butzer wußte das. Doch den Muth verlor er nicht. Er meldete sich mit Capito beim Kanzler Brück (Georg Pontanus), bei Melanchthon. Sie wurden abgewiesen. Sie versuchten es ein andermal. Vergebens.

Capito hatte Beziehungen beim Erzbischof von Mainz und Magdeburg, Cardinal Albrecht V. Der päpstliche Prälat nahm sie an.[21])

Noch einmal kehrten sie zu Melanchthon. Ohne Erfolg. Am 14. August 1530 schreibt Butzer seinem Vertrauten Ambrosius Blaurer: „Alles in Augsburg stimmt darin überein, daß man uns den Untergang droht (extrema minatur). Noch immer habe ich mit Melanchthon kein Wort gesprochen (nihil collocutus sum).[22]) Denn ich habe es nicht erlangen können, daß er sich von mir sprechen ließ, auf wie vielerlei Weise ich es auch versucht habe. Ja selbst eine Antwort" — Butzer hatte ihm am 28. Juli, 1. August u. s. w. geschrieben — „hielt er nicht der Mühe werth, an meine Adresse zu richten (imo ne rescribere quidem dignatus est)[23]), ob er gleich in Briefen an andere mir zu antworten versprochen hat. Unsere Partei ist über die maßen verhaßt. Und dieser Umstand entfremdet uns noch mehrere, als etwa die Verschiedenheit der Ansichten. Es steht bevor, daß man die Heiligen auf eine grausigere Fleischbank führt, als es zu Diocletian's Zeiten geschah." (Coll. Simler.)

Die Theologen waren hart. Man versuchte es nunmehr bei den Fürsten und ihren weltlichen Rathgebern.

Jakob Sturm von Sturmeck hatte seinen Freund und Seelsorger dem Landgrafen Philipp von Hessen empfohlen, dem einzigen Fürsten in Augsburg, der es wagte, zu Michael Keller in die Kirche zu gehen und für die Zwingli'schen einzutreten. Philipp der Großmüthige empfahl nun den straßburger Leutepriester dem sächsischen Kanzler.

Jetzt ließ Brück ihn vor. Das Zwiegespräch zwischen dem Kanzler und dem Leutepriester fand am 23. Juli statt. Unmittelbar darauf ließ es Butzer in Schrift fassen.[24]) Der Straßburger beklagt darin die überaus ärgerliche Spaltung zwischen Zürich und Wittenberg; bittet, doch den Handel recht beruhen zu lassen und die christliche Bruderschaft nicht fernerhin abzuschlagen. Alles sei ja doch daran gelegen, daß solcher Misverstand ein Ende nehmen möchte. „Weiß wohl, daß ich dem Kreuze hiermit nicht entgehe, sondern mir dasselbe mehr noch auf den Hals lege. Satan muß wüthen. Mich hindert's nicht. Berufe mich in dem allen auf das Gericht Christi. Hab' auch allemal herzlich begehrt, mit M. Philippus und andern von diesem allen freundlich und in aller Einfalt zu handeln. Hat mir bisher nit gebühren mögen. Gott gebe, was er zu seiner Ehren dienstlich erkennt. Auch wolle E. W., wo es sein könnte, verhelfen, daß ich mit Mag. Philip., meinem lieben Herrn(!), zu Gespräch kommen möchte."

Brück hat Butzer's Schreiben dem Magister mitgetheilt. Gleich am 25. Juni antwortet Melanchthon mit seiner „Meinung von der Sakramentirer Lehre Gründen".[25]) „Butzer ist gar nicht Butzer mehr, wenn er behauptet, Zwinglianer und Lutheraner lehrten ein und dasselbe." Jedes Bündniß mit den Sakramentirern wehrte er ab als Lug und Schein. Auch die Brück'sche Unterredung schien in den Sand zu verlaufen. Dennoch antwortet Butzer dem Kanzler freundlich (4. August 1530), mit der Klage schließend, die wittenberger Theologen möchten doch zusehen, wohin das führen werde, wenn man die Straßburger nicht einmal des Gesprächs würdigen wolle und nicht müde wird, ihnen allerlei vorzuwerfen, was in Wahrheit niemand der Ihren gethan.[26])

Die Luther'sche Parole in Augsburg lautete, im Fall der Duldung der Luther'schen Lehre durch Kaiser und Papst

die Nichtduldung der Zwingli'schen Lehre nicht hindern zu wollen.

Es blieb dabei, was Butzer schon am 7. Juli an den Professor des Griechischen in Straßburg, Jakob Bedrot, geschrieben hatte: „Heutzutage stellt sich niemand zu uns so feindlich als die Lutheraner. Auch hoffen sie noch immer Nutzen zu ziehen aus unserm Untergang (nostro excidio sibi posse consuli). Erst heute Abend soll Philippus an jemand geschrieben haben, für Deutschland könne der Friede nicht eher hergestellt werden, als wenn wir der völligen Vernichtung preisgegeben würden.[27]) So wird die Welt nichts unterlassen, uns zu verderben." (M. S. Thom. Argentin.)

Anziehendes schienen die Straßburger nichts zu haben. Mit Trauern sahen sie, daß jedermann auf dem Reichstage vor ihnen floh.

III.

Augsburger Mistrauen.[28])

Der Papst misbraucht die Welt durch eine mönchische Reformation.
Servet, Wiederherstellung, S. 463.

Was während des Reichstags zu Augsburg die Verständigung der Parteien und der einzelnen so außerordentlich erschwerte, war das große Mistrauen aller gegen alle.

Schon vor Beginn des Reichstages schwebte über der durch Pracht und Reichthum in Deutschland einzig dastehenden Stadt eine drückend schwüle Luft.

Die zahlreichen Fabriken und die große Armuth, welche sich von allen Richtungen hin nach der Stadt der Fugger gezogen hatte, ließ das Gepräge von Arm und Reich nirgends

so grell hervortreten als gerade in Augsburg. Die Armen neideten und haßten die in Luxus und Völlerei sich überbietenden Reichen. Die Reichen mistrauten den Arbeitern, deren sie bedurften. Auflehnungen und Empörungen gehörten nicht zur Seltenheit.

Die große Mehrzahl der Bürger und Zünfte hatte sich der protestantischen Lehre angeschlossen, näher der Zwingli'schen Auffassung. Ihr Haupt war Michael Keller, ein wenig gelehrter, ungestümer, bis zur Selbstvergötterung ehrgeiziger Mann, der durch seine „muthigen Thaten" beim Volke sich so beliebt gemacht hatte, daß nichts Gutes daraus erwachsen wäre, wollte man an ihn rühren. Ja Reich und Arm, Mann und Weib, Bürger und Tagelöhner hätten für ihn die Waffen ergriffen und das Leben eingesetzt.

Den bilderstürmenden, klosterzerstörenden Zwinglianern hielten die Wage drei Parteien, welche, unter sich diametral entgegengesetzt, nur in der schärfsten Opposition gegen die Sakramentirer einig waren: die Katholiken, die Lutheraner und die Wiedertäufer.

Die Katholiken in Augsburg, die Partei des Althergebrachten, Verbrieften, zu Recht Bestehenden, hatten ihren mächtigen Hinterhalt an dem Reichthum der ultramontanen Gebrüder Fugger, an der Klugheit des Bischofs Christoph von Stadion und an der praktischen Umsichtigkeit des kaiserlichen Statthalters Georg Truchseß.

Die Lutheraner, an ihrer Spitze Agricola, seit 1528 durch Urban Rhegius verstärkt, fanden ihre Stärke im ununterbrochenen Verkehr mit Wittenberg und in den Frauen, denen nun einmal Luther's heilige Mystik mehr zuzusagen pflegt als die Zwingli'sche Verstandesnüchternheit.

Die Wiedertäufer ersahen oft und wieder Augsburgs für Wühlereien aller Art so fruchtbaren Boden als das gelobte Land, von dem aus sie die radicale Bewegung am besten

controliren und regieren könnten. Und deshalb wetteiferten hier die Hetzer, Denk, Hubmaier, Langemantel mit den Hut, Salminger und Dachser, sich Anhänger zu gewinnen und die Gegner mit ihrem prophetischen Bann zu belegen.

Zwischen diesen vier Parteien hin- und hergezogen und durch das Mistrauen der Rathsleute gegeneinander zur Unthätigkeit verurtheilt, schützte der Magistrat bald das freie Evangelium, bald die Messe, heute die Mönche, morgen die verheiratheten Priester, hier die Zünfte und da wieder Kaiser und Papst.

Wo es sich um Glaubensfreiheit handelte, gab die Kaufmannsstadt den Evangelischen den Rath, von dem alle Zeit geldbedürftigen Kaiser sich jene Freiheit durch Einzahlung einer beträchtlichen Summe zu erkaufen. Es war Karl gegenüber ein argumentum ad hominem, was viele Weitläufigkeiten erspart und die brennende Türkenfrage ohne augsburger und regensburger Reichstag einfach und schlicht beantwortet haben würde, ganz im Sinne Machiavelli's. Aber nobel war es nicht. Darum gingen die evangelischen Fürsten darauf nicht ein. Es folgte der drohende Speiersche Abschied. Und statt sich dem Protest anzuschließen, überraschte das evangelische Augsburg seine Glaubensgenossen damit, daß es den Zutritt zum Protest weigerte.

Man hatte damit dem Kaiser einen sonderlichen Gefallen gethan, ohne daß es wem einfiel, Karl zu trauen.

Im Gegentheil, als der Reichstag am 21. Januar 1530 nach Augsburg ausgeschrieben wurde, da fand der Senat nichts Eiligeres zu thun, als alle Gassen der Stadt mit eisernen Ketten zu verwahren und zum Schutz der Stadt, außer den gewöhnlichen Stadtsoldaten, 800 Knechte anzuwerben. Bei der Bewillkommnung des Kaisers in Innsbruck erklärte die augsburger Gesandtschaft auf Karl's Beschwerde, „sollichs sey keys. Mt., Churfürsten, Fürsten und

andern Stenden, so uf diesen Richstag khomen, zu gut gethan". Der Kaiser aber zwang die Augsburger, jene Knechte zu entlassen. Daneben begehrte er, „das sy das gelt, so zu underhaltung der knecht uffgangen solt' sin, Ir. Mt. geben sollen; wöll' sy ander knecht annehmen und selbs die Stadt bewahren".[29]) Doch durften für den Kaiser nur solche Knechte angeworben werden, welche „nit lutherisch" zu sein noch zu werden schwören wollten.[30]) Die Ketten mußte der Kaiser erlauben.[31]) Doch begehrte er, „das man ir Mt. ein Thor an der statt ingeben und öffnen wolle, das selbig so tag so nacht in ir Mt. gelegenheit haben zu gebruchen".

Auch die Fürsten trauten der Stadt weder noch dem Kaiser, noch auch der eine dem andern. Darum kam der Kurfürst von Sachsen mit 200 Pferden, der Landgraf von Hessen mit 200 Pferden u. s. f.

Die Protestanten berichten: „Wie uns alle Handlung ansieht, wird nit vil guts auf unseres Herrgotts Syden hier ausgericht werden."[32]) Und zu andern Zeiten ist es wieder der Kaiser, der nach Rom seinem vorigen Beichtvater seine Verzweiflung klagt und von Garcia de Loaysa unter dem 18. Nov. 1530 jene berühmte Antwort zurückerhält: „Lasse Ew. Maj. die Phantasie, Seelen zu Gott zu bekehren; beschäftigt Euch von jetzt ab damit, Körper zum Gehorsam gegen Euch zu bekehren.[33])

Und gerade als Karl drauf und dran stand, den protestantisch-deutschen Aufstand, wie er dem der Communeros in Castilien gethan[34]), mit bewaffneter Hand niederzukämpfen, da zeigte er sich am süßesten.

Fast jede Maßregel auf dem Reichstage zu Augsburg hatte mit dem Mistrauen aller gegen alle zu kämpfen. Darum vertrat auch jede Partei ihre Sonderinteressen gerüstet und gepanzert. Die Römlinge waren der Sachsen Feind; Ferdinand hatte eine Partei für sich. Von den

protestantischen Fürsten stimmte keiner mit dem andern; am weitesten trennten sich der Kurfürst und der Landgraf. Den Städten waren die Fürsten gram. Die Städte suchten Sonderbündnisse, der Süden gegen den Norden, und die Grenznachbarn standen, wenn nicht in offener Fehde, so doch in steter Eifersucht. Ueber einen unberechtigten Vortritt bei Processionen konnte es zwischen einem Bischof und einem Abt zum blutigen Kriege kommen. Auf die kleinsten Kleinigkeiten legte der freie Deutsche großes Gewicht. Wollte z. B. wer an die Reichstagsmitglieder alle schreiben, dann mußte er den Brief adressiren: „Den hochwürdigsten, durchlauchtigsten, hochwürdigen, durchlauchtigen und hochgeborenen Kurfürsten und Fürsten, den ehrwürdigen, wohlgeborenen, edlen, gestrengen, fürsichtigen, ehrbaren und weisen, gnädigsten, gnädigen und günstigen Herrn" (Schirrmacher, S. 448). Und das waren keine bloßen Titel, sondern dahinter lauerte mit infernaler Eifersucht die ganze wohlerworbene und wohlbehauptete altdeutsch-nationale Eigenthümlichkeit. Wie viele Keile konnte da ein geschickter Diplomat (aus Machiavelli's Schule, † 1530) wie Karl V. einschieben zwischen diesen durchlauchtigsten und nur durchlauchtigen, gnädigsten und nur gnädigen Unterthanen. Der Kaiser hatte bald für jeden sein apartes Mittel. Den Kurfürsten von Sachsen wollte er bestechen durch Lehne, den Markgrafen von Brandenburg durch Schlesien und Schuldenbezahlen. Den Landgrafen von Hessen beschickte er gar nicht, um ihn durch Zurücksetzung zu demüthigen und zu isoliren (Schirrmacher, S. 412; vgl. freilich S. 100). Die Lutheraner hetzte er gegen die süddeutschen Sakramentirer, die Fürsten gegen die Städte, die Süddeutschen gegen die Schweizer. Ulm behandelte er ganz für sich, gleich als wäre er fest gewillt, mit der ganzen Welt im Bunde Ulm allein zu bekriegen. Frankfurt a. M. war ihm die Türkengelder noch schuldig geblieben. Dagegen

stand er selbst, der Kaiser, tief in Augsburgs Schuld. Wegen der Beziehungen zu Frankreich war Straßburg gefährlich. Andere Städte zwang er durch ihren Bischof. Je geheimer verhandelt wurde, je größere Erfolge hoffte man davonzutragen. Und das Mistrauen wuchs.

Eine unerwartet feierliche Spannung erreichte dies Mistrauen am Sabbat den 6. August 1530. Da verließ der Hesse[35]) die Stadt, nur von wenigen begleitet, um seine Frau zu besuchen, die todkrank daniederlag. Obwol nun er einigen den Auftrag gegeben hatte, die Angelegenheit dem Kaiser mitzutheilen und es ihm vielleicht auch wirklich mitgetheilt worden ist, so rief doch der Kaiser die Nacht darauf seine Leibgarde zusammen und warf sich selber, wie man erzählt, in Waffenrüstung. Auch sandte er an die Bürgermeister, daß ja in jener Nacht weder einem Fürsten noch sonstwem die Thore aufgeschlossen würden. Bei Tagesanbruch ließ er jedes einzelne Stadtthor mit starker Hand bewachen. Daraus entstand in der Stadt eine unerhörte Aufregung. Man erinnerte sich, daß einige Wochen zuvor der Kaiser es durchgesetzt hatte, daß der Senat den Bürgern *verbot*, aus dem Hause zu treten, sobald die Sturmglocken geläutet werden sollten, sei es wegen einer Feuersbrunst, sei es wegen eines Volksaufstandes. Um die Frühstückszeit indessen löste der Kaiser die Thorwache wieder ab. Um etwa 2 Uhr gingen zu ihm die evangelischen Fürsten, um sich in aller Höflichkeit wegen des Soldatenzusammenlaufs und der Thorwache zu befragen, besonders auch wegen der Geheimhaltung der ertheilten Befehle, da doch die Fürsten das Recht hätten, als solche angesehen zu werden, denen mehr wie sonstwem der Wunsch, des Kaisers Wohlfahrt vertheidigen zu können, am Herzen liege. Auch wüßten sie sich nicht zu erinnern, daß Derartiges jemals von des Kaisers Vorgängern angeordnet worden wäre. Der Kaiser erwiderte:

er habe jene Maßregeln nicht um ihretwillen, noch um irgendeines Fürsten willen getroffen, sondern wegen eines Mordes[36]), der gerade am Sabbat um die fünfte Stunde geschehen sei.[37]) Auch würde er in Zukunft nie dergleichen zulassen, sondern, selbst wenn die Nothwendigkeit es erfordern sollte, es zuvor dem Kurfürsten von Sachsen, als dem Reichsmarschall, anzeigen. Man solle sich von Sr. Maj. nichts anderes gewarten als Rathschläge des Friedens.[38]) Zehn Tage später (18. August 1530) schrieb Erasmus an den Cardinal Campegius: „Ich gestehe zu, daß der Kaiser eine sehr große Macht hat; doch nicht alle Nationen erkennen ihn als ihren Kaiser an. Die Deutschen erkennen ihn an, aber unter so bestimmten Bedingungen, daß sie ihm eher befehlen als gehorchen (ut imperent potius, quam pareant)." Erasmus dachte dabei wol an derartige Vorgänge wie den oben berührten. Daß auch manche Süddeutsche in Augsburg kühne Rede führten, zeigen unter anderm die Worte des Johann Ehinger von Guttenau, des memminger Abgesandten, der, unvorsichtig genug[39]), in Melanchthon's Gegenwart äußerte: „Uns wäre es zugestanden, den Kaiser zu verhindern, daß er nit (!) in Teutschland kummen wäre." So berichtet Butzer an seine Herren nach Straßburg (September 1530).[40]) Hielt doch Melanchthon große Stücke auf Kaiser und Ferdinand, während Dr. Martinus (wie Petrus Ansbach in der Antithesis des Luther'schen Bekenntnisses zu Augsburg [Bl. 33 b] erinnerte) in seiner neuesten Türkenpredigt rieth, daß der Christ nit sich laß' brauchen wider den Türken, sondern laß' Carolum allein hinziehen — ja vielleicht" (so deuteten die kaiserlich Katholischen) „auf daß er desto eher werde erschlagen, wenn er von allen Christen verlassen ist."

Der Kaiser, seit Bologna des Papstes Diakonus, um für sich des Papstes Macht zu brauchen, hat während des ganzen Reichstages die protestirenden Stände als Rebellen

angesehen, als Feinde, die er zerschmettern würde, wenn er die Arme frei gehabt hätte; die er aber, um des sieghaften Türken willen, durch Versprechen gewinnen oder durch List unschädlich machen mußte. Für die Eingeweihten deutete Karl's gesammtes Betragen darauf hin.[41]) Die Schweizer sah er an als gegen ihn mit Frankreich und Venedig Verschworene, die schwäbischen Städte und den Landgrafen von Hessen als Helfershelfer der Schweizer, die Sachsen als der Schwaben geheime Verbündete. Nachdem er die Protestirenden gegeneinander entzweit, in gegenseitigem Mistrauen erhalten und einzeln bald bestochen, bald bedroht hatte, warf er in der von ihm gebilligten Widerlegung[42]) alle in Eins, bewilligte ihnen von sämmtlichen Forderungen nicht eine und verlangte schlechtweg Rückkehr zur Kirche. Andernfalls werde sich der Kaiser halten, wie ihm als Vogt der römisch-christlichen Kirche gebühre. Der schriftlichen Mittheilung der von ihm gebilligten Widerlegung hielt er die Ungehorsamen nicht für werth. Ihm selber galt sie für leere Form. Bei ihrer Verlesung schlief „der neutrale Kaiser" ebenso fest wie bei Verlesung der sächsischen Apologie. Erst jetzt fing man an, bei dem frommen Fürsten seine spanisch-vornehme Gelangweiltheit ebenso übel zu deuten wie die bei andern Gelegenheiten fast brutal hervortretende niederländische Rücksichtslosigkeit gegen „diese Deutschen". Gott der Herr, so verlangte man jetzt, möge dem antichristlichen Wesen steuern. Aber als man Gott dazu die Hand bieten konnte, da hatte man nicht den Muth.[43]) Der „Schirmherr christlicher Kirchen" schlief, wo jene sorgten, sorgte aber auch, wo jene schliefen.

Jede entschieden muthige That imponirte dem Kaiser. Sie war eine Macht, mit der er rechnen mußte. So der plötzliche Abzug des Landgrafen Philipp von Hessen in dem Augenblick, wo Karl die protestantischen Fürsten in der Falle zu haben glaubte. Und dieser Landgraf hatte erst wenige

Tage zuvor, als der Sachse daran erinnerte, er sei gekommen, sich in allem Guten zu vergleichen, dem Kaiser ins Angesicht erklärt: „Ich will und werd' auf der Meinung, wie wir übergeben, bestehen, ich würde denn anders, als geschehen, bericht: und sollt' ich Leib und Leben drüber lassen."[44]) Der Kaiser hielt es für Worte und zürnte. Sofort aber nach des Hessen Abzug verwandelten sich des Kaisers Mienen. Er wurde freundlich und mild. Durch Pfalzgraf Friedrich ließ er die andern Fürsten bitten, nicht nach dem Beispiel des Hessen den Reichstag jetzt schon zu verlassen. Eben noch hatte er verlangt, sich der Confutation blindlings zu unterwerfen. Jetzt wurde geplant, eine Vergleichung durch 14 Männer formuliren zu lassen. Unter den Vergleichsmännern der evangelischen Seite nahm der Kaiser Melanchthon, Brenz und Dr. Schnepf an. Melanchthon bezahlte das kaiserliche Vertrauen durch noch demüthigere Unterwerfung unter das römische Bisthum, durch Verzicht auf das „Allein" der Glaubensrechtfertigung und Zugeständniß der einerlei Gestalt des Abendmahls im Fall der Noth. Um schneller zum Ziel zu kommen, schlug man einen noch engern Ausschuß vor, evangelischerseits nur Melanchthon, Brück und Heller. Rückkehr der Bischöfe, Annahme der Privatmesse, Freundschaft mit Johann Eck, Bitte um ein wenig „Augenzudrücken" gegen die Priesterehe, ein bischen „Verstellen" gegen die doppelte Gestalt, etwas von der „herkömmlichen päpstlichen Milde gegen alle Völker" in Anbetracht der evangelischen Messe der Deutschen: das waren die neuen Punkte Melanchthon's. So hatte des wittenberger Magisters Friedensliebe um jeden Preis — Luther wüthete, Philippche wolle der Herrgott sein — des Hessen muthige Entschlossenheit wieder einmal vergeblich gemacht. Die Straßburger und die schwäbischen Städte schrien Verrath. Der „dem Evangelio mit seiner Blödigkeit so schädlich gewordene Mann" galt beim

Volke für bestochen, weil er dem Antichristen das Scepter wieder in die Hand gegeben habe. Bald zeigte sich, Melanchthon war ein General ohne Armee. In den „Skandal" wollte niemand willigen. Als er seine Versuche erschöpft sah, erklärte der Kaiser, den ketzerischen Irrthum mit Gewalt ausrotten zu wollen. Die Majorität solle ihm dazu Beistand leisten (11. September). Am 22. September erklärte der Kaiser in seinem Abschied „die Sekte" für widerlegt. Doch wolle er den Protestlern sechs Monat Bedenkzeit geben. Unterdessen solle der alte Glaube im Land und außer Landes ruhig belassen werden, bis zum allgemeinen christlichen Concil. Die neue Apologie Melanchthon's, jener persona gratissima, wurde, als man sie am 22. September dem Kaiser übergeben wollte, nicht angenommen. Der „Mohr" hatte ja nach Kräften seine Schuldigkeit gethan. Mannhafter als Melanchthon stand für die Freiheit ein der straßburger Gesandte Jakob Sturm. Am 7. October erklärte er den versammelten deutschen Fürsten namens der Städte[45]: 1) die Kriegshülfe wider den Türken können sie nicht leisten, sintemal die Städte über ihr Vermögen (mit Steuern) beschweret seien; 2) vorab Noth wäre es, Frieden im heiligen Reich zu machen, damit jedermann zwischen jetzt und dem Concilio vor Unfrieden und Ueberfall gesichert sei; 3) den Reichstagsausschuß können die von Städten nicht anerkennen, wenn nicht, altem Brauch gemäß, auch aus den Städten dazu abgeordnet würden. Die Fürsten nahmen sich dieser Beschwerde an. Daß schließlich der kaiserliche Abschied nicht angenommen wurde, das war auch mit eine Folge vom mannhaften Drängen Jakob Sturm's und vom lutherfreundlichen Verhalten Dr. Martin Butzer's. Der in Aussicht gestellte Zuzug der „Sakramentirer" hatte die Position der Sachsen wesentlich gestärkt.

Es müßte ein interessantes Tagebuch sein, wenn es noch

vorhanden wäre, das des Amanuensis des kaiserlichen Beichtvaters. Wer das Ressort eines solchen Beichtvaters kennt und den Umfang der Pflichten eines Amanuensen, der würde an dem Bedientenstandpunkte sich nicht stoßen, auch abgesehen von der idealen Höhe der Geschichtsauffassung, die dem aragonischen Oberdiener Quintana's eignete. Es würden da auf Ereignisse Schlaglichter fallen, die wir von einer ganz andern Seite anzusehen gewohnt sind, und manche Fäden der höhern Politik sich verfolgen lassen, deren Anknüpfung wir heute kaum kennen.[46]) Wie viel Seltsames, Unerwartetes, Widerspruchsvolles würde sich schon allein erklären aus dem durchgehenden Antagonismus zwischen dem alten und dem neuen Beichtvater des Kaisers, dem ultramontan-energischen Dominicaner Loaisa und dem liberal-reformatorisch-nachgiebigen Franciscaner Quintana. Jenes augsburger Tagebuch Michael Servet's ist durch nichts zu ersetzen. Allein auch schon die bisher ungedruckten Berichte der beiden straßburger Abgesandten, Jakob Sturm und Mathis Pfarrer, welche für die obige Darstellung hauptsächlich uns als Quelle gedient haben, lassen den augsburger Reichstag in mehr als einem Moment uns doch von einer andern als der vielfach üblichen Seite ansehen. Fragen wir, wie jene klargestellte Lage der Protestanten, der Zwinglianer, Straßburgs und Butzer's sich widerspiegelte in Herz und Hirn jenes reichbegabten, adelsstolzen, zukunftsfrohen jungen Aragoniers, der sich in Augsburg Quintana's Schreibdiener nannte, so können wir nicht anders sagen, als, äußerlich schien die Lage jener, insbesondere Butzer's, eine höchst klägliche. Vom Kaiser geringgeschätzt, aber im Fall des Bundes gefürchtet, vom Papst in Bann gethan und vor Aufthun des Mundes verdammt, aus der Synagoge der Heiligen ausgeschlossen und seitens der ultramontanen Mönchspartei für jedes Verbrechens, insbesondere jeder Ausschweifung, jedes Meineids,

jedes Aufruhrs fähig und verdächtig erklärt, galten unter allen Protestanten, die in Augsburg erschienen waren, die Straßburger deshalb für die schlimmsten, weil sie als Zwingli'sche Schwärmer Christum „beseitigten“ und als schweizerische Bundesgenossen den Kaiser „abzuthun“ versuchten. Und da diese Rebellen, Butzer als ihre Seele betrachtet, schon durch ihr Erscheinen in Augsburg — selbst der paßlose Butzer — die Unterhandlungen zwischen Rom und Wittenberg, zwischen Kaiser und Luther unendlich erschwerten, so war der Bruderhaß der Lutheraner gegen dieses Teufelsgesinde noch schlimmer als die Geringschätzung, die sie von seiten der Katholiken erfuhren, und die päpstlichen Prälaten und kaiserlichen Granden nahmen sie früher in Gnaden an als ein Melanchthon, Schnepf oder Eisleben. Niemand war davon vielleicht genauer unterrichtet wie der kaiserliche Beichtvater und sein Amanuense. Dennoch stieg Michael aus seinem Himmel in jene Hölle hinab. Warum that er das? Was zog ihn hin zu den Straßburgern?

IV.

Die Augsburger Confessionen und der Kaiser.

> Wann soll es denn endlich einmal mit den ewigen Confessionen und Subscriptionen ein Ende nehmen?
>
> H. Bullinger an Myconius, 4. November 1537.

Die Machtseite Straßburgs war zu Augsburg so ausgezeichnet vertreten, daß nichts zu wünschen übrigblieb. Bei der Hinneigung des politisch großartig angelegten, sittlich allen Parteien, die zu ihm hielten, gefährlichen Landgrafen

hatten Jakob Sturm und Mathis Pfarrer bald eingesehen, daß bei Straßburgs christlichem Burgrecht mit der Zwingli'schen Schweiz das eigentlich Abschreckende in Augsburg nicht so sehr die schweizerische Nation, sondern vielmehr die Zwingli'sche Confession war. Darum hatten sie sich die Prädicanten zur Hülfe gerufen. Mit der schweizer Nation hatte das benachbarte Straßburg keine Ursach zu brechen. Butzer sollte nur dazu seinen theologischen Scharfsinn verwenden, um den augsburger Reichsgenossen das Gemeinsame im Lutherthum und Zwinglianismus vor die Augen zu stellen. In Sturm's und Pfarrer's Augen waren ja die Lehrdifferenzen zwischen beiden Confessionen höchst unbedeutend, so sehr, daß, als später die straßburger Prediger von dem So oder Anders der Gegenwart Christi beim Abendmahl die Seligkeit abhängig machen wollten, der fromme alte Stättemeister Sturm anderthalb Jahre lieber ganz auf die Communion verzichtete. Dieser entschieden unionistische Standpunkt Sturm's und Pfarrer's drang endlich auch im Senat von Straßburg durch und sprach sich klar und fest in der Butzer nach Augsburg übersandten Instruction aus, ein ehrwürdiger Rath sei nicht gewillt, wegen dieses einen Artikels vom Kurfürsten von Sachsen sich zu trennen.

Diese ausdrückliche Senatsforderung, die man gemeinhin übersehen hat, ist nun aber nicht so aufzufassen, als sei sie wider Butzer's und Capito's Willen durchgegangen und den Prädicanten von der staatlichen Macht auferlegt worden als ein Joch. Im Contact mit den Lutheranern oder vielmehr durch ihren principiellen Abscheu und ihre einmüthige Zurückstoßung dessen, was sie als der Zwingli'schen Schwärmerei, Geisterei und Aufruhr bezeichneten, hatte sich in Augsburg den Zwingli'schen Prädicanten der Wunsch aufgedrängt, auch ihre Confession bundesfähig zu machen durch Verzicht auf die Sonderlehren und durch Betonung des Gemeinsamen. Um

das officiell zu thun, mußte ein in dieser Richtung sich bewegendes Bekenntniß aufgesetzt, von möglichst viel Zwingli'schen Mächten unterschrieben und dem Kaiser feierlich auf dem Reichstage übergeben werden. Dazu waren die Prädicanten nöthig und darum hatten die Gesandten so oft nach ihnen verlangt.

Eben in dieser gespanntesten Aufmerksamkeit auf die Augsburger evangelischen Confessionen und auf des Kaisers Stellung zu ihnen begegnete sich mit Martin Butzer der Spanier Michael Servet. Von der Pfalz aus und von der Herberge der straßburger Gesandten richteten sich die Blicke auf ein und denselben Punkt. Alles andere, was auf dem Reichstage vorging, beanspruchte zwar amtlich den größten Theil von des jungen Geheimschreibers Zeit. Indeß es hatte für ihn doch mehr ein juristisches Interesse. Sein Herz gehörte seit der Bibelfindung in Toulouse dem Evangelium. Und auf das mehr oder minder freimüthige Vollbekenntniß des reinen Evangeliums war all sein Denken und Sinnen gespannt.

Michael Servet hatte durch eigenen Augenschein aus Melanchthon's Schriftbeweis von 1521 und aus Butzer's synoptischen Erörterungen von 1527 sich selbst überzeugt, daß, bei ihrer unpersönlichen Fassung des Heiligen Geistes, eine Stelle für die Schuldreieinigkeit in ihrem Lehrsystem nicht zu finden war. Sprachen sie nun ihre atrinitarische Lehre mit antitrinitarischer Schärfe aus oder nicht? Und wenn sie das nicht thaten, durfte bei solchem geheimen Vorbehalt der Bekenner der Kaiser ihren öffentlichen Kundgebungen trauen? Wird der Diplomat aus Machiavelli's Schule sich in den Schlingen der evangelischen Diplomaten fangen lassen? Der juristisch geschulte Amanuense Dr. Juan de Quintana's kannte seinen König von den Cortes her. Im Geburtslande der parlamentarischen und socialen Frei-

heit, dem Königreiche Aragonien, hatte Karl Schritt vor Schritt ein Vorrecht nach dem andern abgeschafft. Er hatte seinem Sohne Philipp den Weg gezeigt, es durch List und Energie in das Land der Knechtschaft, der Spionage und der Inquisition zu verwandeln.

Konnte das Verbot der Predigt des reinen Evangeliums, mit dem der Reichstag „gar rauh" anfing[47]), den Straßburger nicht überraschen, so noch weniger den Augenzeugen der bologneser Krönung. Hatte doch Servet seinen Kaiser vor dem römischen Papste, dem einst von Karl gefangenen Italiener, barhaupt knien und das Kreuz im Sattel des päpstlichen Maulesels küssen sehen: einen Diakon, von dem Stellvertreter Gottes mit dem Schwert begürtet, zur Vertheidigung der Christenheit gegen Türken und Ketzer. Und seitdem Papst und Kaiser es selber in die Hand genommen, „den Erdkreis zu verbessern": seitdem war jede andere Reformation, woher sie auch kommen mochte, ein Eingriff in kaiserliches oder päpstliches Recht.

Servet wußte, daß in Deutschland der Kaiser fast keine Macht besaß als den Titel[48]), daß weder die Fürsten noch die Freien Städte die Gesetze des Kaisers beobachteten, sondern nur das thaten, was ihnen Vernunft und Sitte befahl.[49])

Darum setzte der Spanier große Hoffnungen auf Deutschland für die Sache des reinen Evangeliums. Er erwartete etwas von diesem Reichstage.

Allein er kannte auch des Kaisers Doppelwesen. Und er hatte einen guten Platz, jede Miene seines Königs zu beobachten. Denn bei jeder feierlichen Gelegenheit mußte der Beichtvater in des Kaisers Nähe sein, und der Amanuense stand hinter des Barfüßers Stuhl, des Winkes gewärtig, ob da oder dorthin ein Bote auszuschicken sei?

Butzer saß unterdessen gefangen auf der Herberge der

Straßburger. Zu spät war er nicht gekommen; denn an allgemeinen Sitzungen war erst eine gehalten worden. Die wichtigere folgte tags darauf. Wie gern wäre der Leutepriester dabei gewesen!

Am 24. Juni 1530 las der päpstliche Legat sein lateinisches Breve vor. Seine Werbung ging dahin, daß man wieder möge zu einhelligem Glauben kommen und also dem Türken Widerstand leisten.

Darauf brachten die niederösterreichischen Gesandten eine lange Supplication vor um Hülfe gegen den grausamen Ueberfall des Türken, mit Anzeige, daß er seit Weihnachten bei 3000 Menschen aus ihrem Lande weggeführt habe.

„Ist dem Legat und ihnen zur Antwort worden, dieweil dieser Reichstag fürnämlich dieser Handlung halben fürgenommen, will man sich der Sachen bedenken.

„Nach diesem haben die Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg, Lüneburg und Hessen begehrt an K. Mt., ihr Schrift, den sächsischen Vergriff, zu verhören.

„Hat Kaiserl. Mat. abgeschlagen, mit Anzeig', sie sollten sie in Schrift überantworten.

„Also haben die Fürsten wieder gebeten, mit Anzeig', daß sollichs in höchster Nothdurft, Glimpf, Ehre an Leib und Seel' erfordere.

„Also hat S. Kais. Mat. bescheidet, morgen, Samstag 25. Juni) zu Hof bei ihm zu erscheinen; woll' er sie verhören.

„Haben sie zum dritten mal gebeten, auch um Gottes willen, mit Anzeig', daß man viel geringer Stände in geringen Sachen verhören mögen.

„Aber es ist bei dem Bescheid blieben, daß man sie zu Hof im Beisein aller Stände hören wolle.

„Also haben sie gestrigen Samstag (den 25. d. M.)

sollichs verhören lassen. Ist lang und sehr viel. Haben alle Ding' auf das mildest dargethan.

„Hat sich Kais. Mat. darauf genommen zu bedenken." (M. S. Thom.)

Bekanntlich wurde der „sächsische Begriff" in deutscher Sprache vor gar wenigen Zeugen verlesen. „Sie wären", sagte der Kurfürst, „auf deutschem Grund und Boden. Daher hoffe er, Se. Maj. werde auch die deutsche Sprache erlauben." Der Kaiser verstand kein Deutsch, mit Ausnahme einzelner Redeweisen. Ein Königreich würde er geben, sagte er, wenn er deutsch sprechen könnte. Da dieser Sachverhalt bekannt war, schloß das Verlangen des Kurfürsten eine offenbare Rücksichtslosigkeit wider den Kaiser in sich. Dennoch gestattete es Karl und schlief bei der Vorlesung ein.

Das lateinische Exemplar wurde dem Kaiser mit eingereicht. Dem Kaiser, d. h. dem Beichtvater. Darum eben konnte der Beichtvater in Augsburg so unsichtbar bleiben, weil er des Kaisers Gewissen war. Insbesondere gebührte ihm das Censoren- und Lectorenamt für alles beim Kaiser Eingereichte. Er achtete dabei zuerst auf den Artikel von der Obrigkeit. Waren sie in diesem Punkte loyal, so las er weiter, falls der Rest für den Kaiser noch Interesse bot.[50]) Hatte doch Karl V. mehr zu thun, als sich um theologische Zwistigkeiten zu kümmern. Daß er bei seinen vielen Geschäften und zahlreichern Belustigungen vom „sächsischen Begriff" auch den lateinischen Text nicht las, wird keinen Unbefangenen überraschen.

„Am Sonntag (26. Juni) hat der Kaiser alle Gesandten von Städten zu 9 Uhr gen Hof bescheiden und durch Herzog Friedrich Pfalzgraf an den Reichstagsabschied von Speier erinnern lassen. Den hätt' der Mehrtheil von Städten angenommen. Hat Ihr Mat. gefallen. Dagegen hätt' aber etliche sonder denselben nit angenommen. Das

Ihr Mat. mit Beschwerden vernommen. Und wie darauf Ihr Mat. begehre, daß sie sich deßhalben und in künftigem nit von Ihr Maj. Gehorsam findeten. Oder aber Ursach anzeigten, warum sie sollichs nit thun mochten? Die woll' Ihr Mat. hören und nochmals ferner Ihr Gemüth eröffnen. Darauf haben die protestirenden Städt' ihre Herrn entschuldigt, daß sie es nit aus Ungehorsame gethan. Ihre Herren und Obern, nahm Jakob Sturm das Wort, wären Ihrer Mat. mit Leib und Gut und allem Vermögen, nit minder denn ihr Voreltern hievor römischen Kaisern und Königen Ihrer Mat. Vorfahrn, zu dienen und zu willfahren willig. Worum sie sich aber vormeldeten Abschieds beschwerten, wollten sie Ihrer Mat. schriftlich berichten." [51])

Die Sachlage war eigenthümlich genug.

Den Protest von Speier hatte der Kaiser in Piacenza erhalten und sofort, wie üblich, seinem Beichtiger übergeben. Dieser befand ihn rebellisch und befahl, die Ueberbringer in den Thurm zu werfen. Der Kaiser durfte sich nicht ärgern. Er las ihn nicht. Sonach sah Karl keinen Grund ab, warum „etliche Sonder" gegen seinen Reichstagsabschied protestirt haben? Der Grund sollte des weitern dargethan werden im „sächsischen Vergriff". Damit das katholische Volk davon nichts vernehme und verführt werde, wird die Vorlesung aus dem Rathhaussaale verwiesen in die kleine Kapitelstube des kaiserlichen Hofes. Die „Leisetreterin" — so nannte Luther die Augustana — machte auf die spanischen Granden, den Beichtvater mit einbegriffen, keinen größern Eindruck als auf den Kaiser. Quintana hat es immer wundergenommen, wie in deutschen Landen etliche Gelehrte die Rede anfechten können, daß man durch den Glauben rechtfertig und fromm werde. Er für sein Theil hab's lang dafür gehalten. Ist aber der Lehre halber kein Span noch Irrung, sondern der Kirchen halber ist der Span [52]), so

sind die 16 Stücke, die als Inhalt der Augustana angeführt werden, eben nur dieselben Misbräuche, welche auch in Spanien, Italien, Frankreich, England gerügt worden sind, ja seit dem 15. Jahrhundert in der ganzen katholischen Christenheit. Der Unterschied war nur der, daß andere Nationen forderten, worum die Deutschen in unendlichen Ansprachen höflich baten. Auf die Aragonier aber machten jene deutschen Lobhudelungen vor dem spanischen König und die deutschen Reverenzen vor dem italienischen Papst denselben Eindruck wie lange Gebete vor einem steinernen Götzenbilde.

Jedenfalls ist der Kaiser den Tag nach Ueberreichung des „sächsischen Begriffs“, den er „mit ziemlicher Aufmerksamkeit“ angehört (Melanchthon), ebenso wenig unterrichtet wie tags zuvor. Nur so viel merkt er heraus, daß die *deutsche* „Rebellion“ für die Sache des Papstes, die seit Bologna auch seine Sache ist, gar leicht gefährlich werden konnte. Darum verbietet er den Protestanten die Veröffentlichung im Druck. Karl hoffte so im ersten Funken den sächsischen Brand zu ersticken. Die invariata ist nie wieder zum Vorschein gekommen.[53]) Dafür hat Kaiser und Papst gesorgt.

Dennoch cursirten Abschriften von Hand zu Hand.

Am 27. Juni schreiben die straßburger Deputirten an ihre Herren: „Unsere Prädicanten — Martin Butzer und der «auf Hinnacht»[54]) angekommene Dr. Capito — *haben* die Kopey des sächsischen Begriffs besehen, so wir von dem Landgrafen (von Hessen), unserm gnädigsten Herren, entlehnt, und stellen ihre Lehre auch an.“

Doch geht das den Senatoren zu langsam. „Wir ston“, fahren sie fort, „in großen Sorgen, es werde anders zu lang verzogen, also, daß man es nit mehr annehmen werde, sondern sagt, man hab' die Sach' auf der Fürsten Jngeben schon angefangen zu berathschlagen. Warum wir uns so

lang gestumpt? Derhalben wir uns entschlossen, sobald es begriffen, solches Underston einzugeben, und so sich andere von Städten mit unterschreiben wollen, dasselbe zuzulassen."

Nicht Straßburg allein dachte so. Als der Kaiser die Städte nach dem Grunde ihrer Protestation von Speier fragte, haben viele nit anders gemeint, als daß sie Kais. Mat. „eine Anzeigung unsers Glaubens thun" müßten. So hatten auch die Gesandten von Frankfurt a. M. in großer Eile eine solche „Anzeigung" abgefaßt, und standen am 27. Juni bereit, sie dem Kaiser zu überliefern, „sobald es die Nothdurft erfordert". [55])

Die Lutheraner hätten wol gern gesehen, daß der „sächsische Begriff" die einzige Augsburgische Confession geblieben wäre. Darum suchen sie die andern zu hintertreiben. Oder vielmehr sie suchten das zu unterdrücken, was sich protestantisch nannte, ohne lutherisch zu sein.

„Des Luther's Partei", schreibt Mathis Pfarrer an seinen Schwager Peter Butzen nach Straßburg, „des Luther's Partei, nämlich der Fürsten Prediger, sind also unbescheiden mit Schreiben, Reden und etlichen Praktiken. Konnten sie uns selbst verderben helfen, so thäten sie es gern." (M. S. Thom.)

Dank dieser doppelten Bedrohung durch Luther und durch den Kaiser und dank dem muthigen Dringen Jakob Sturm's waren endlich 12 nichtlutherische Städte, die den Speierschen Abschied verweigert [56]), einig geworden zu einem gemeinsamen Schritte beim Kaiser. Es sind das Straßburg, Nürnberg, Konstanz, Ulm, Reutlingen, Heilbronn, Memmingen, Lindau, Kempten, Isny, Windsheim und Weißenburg. „Nachdem uns", schreiben die straßburger Rathsdeputirten, „Kais. Mat. sammt andern protestirenden Städten vorgehalten, mit Ueberschickung einer Copey, welchermaßen wir gedachten, Kais. Mat. zu antworten: nun haben wir solche Supplikation" —

sie war am 27. Juni abgefaßt worden — „zu deutsch und französisch [57]) Kais. Mat. in Ihr selbst Hand übergeben am Zinstag morgen nach Udalrici nächstverschienen." — Es war der 5. Juli. — „Die (Mat.) hat uns durch Herzog Friedrich Pfalzgrafen antworten lassen, er wolle sie besehen lassen (!) und ferner darauf Ihr (Mat.) Gemüth vernehmen lassen. Auf solches warten wir noch."

„Wir schicken E. W. (dem Rath zu Straßburg) zu, was unsere Prädicanten hier zu deutsch angestellt. Ist gleicher Gestalt in Latein auch vergriffen. Nun hat sich aus den protestirenden Ständen niemand, denn Constanz, Memmingen und Lindow unterschreiben wollen. [58]) Hoffen auf Hinnacht (heute Abend) Antwort zu erlangen, ob Kais. Mat. uns verhören wolle oder nicht." (Juli [59]] 1530.)

Während die Angelegenheit mit der dritten Augsburger Confession noch schwebte, hatte Zwingli die vierte am 8. Juli, nämlich sein eigenes, das einzige noch mannhafte*) Bekenntniß (fidei ratio) dem Kaiser durch den berüchtigten Balthasar Merklin überreichen lassen.

Am folgenden Tage ließ der Kaiser (9. Juli) die protestantischen Fürsten und Städte zu sich befehlen. „Es habe Kai. Mat. ihr eingeben Geschrift verhört und sei ihr Mat. Begehr an sie, Ihr (der Mat.) zu eröffnen, ob sie (die Stände) etwas weiteres einzugeben haben oder ob sie es bei der übergebenen Schrift bleiben wollen lassen? Dann den Städten, in Abwesen der Fürsten" — theile und siege! — „fürgehalten, es hab Ihr.' Mat. aus ihrer (der Städte) nächstübergebenen Schrift verstanden, wie sie den Speierschen Abschied ihres Gewissens halber nit mögen annehmen.

---

*) Wären alle Evangelischen in Augsburg dieser Mannhaftigkeit treu geblieben, das Resultat des Reichstages wäre kein so klägliches gewesen.

Darauf sei Ihr' Mat. ernstlicher Befehl, Ihr' Mat. in Schrift anzuzeigen, in welchen Artikeln sie, ihr Gewissen halb, beschwert seien?" — Also die 28 Artikel des vor 14 Tagen eingereichten „sächsischen Begriffs" haben dem Kaiser darüber kein Licht gebracht! — „Da haben die Fürsten erklärt, sie hätten nichts hinzuzufügen. Die Städte aber haben sich zu einer (neuen) Antwort entschlossen [60]), sie dann (auch) den Fürsten mitgetheilt. Die (Fürsten) haben es unserm Gutdünken anheimgestellt, aus Ursachen, wie wir bedenken, dieweil sie sich unser zu Schmalkalden gar entschlagen. Offenbar sucht der Kaiser neue Trennung unter uns anzurichten."

Diese neue augsburgische Confession der protestirenden Städte beschränkte sich auf drei Punkte: 1) Sie können die Unterdrückung des Evangeliums an andern Orten nicht bewilligen; 2) eine Duldung ihrer Lehre, die nur auf die augenblickliche Schwierigkeit der Ausrottung sich gründe, nicht anerkennen; 3) im Artikel der Messe die Lehre, die sie für christlich halten, nicht verurtheilen. Der dritte Punkt war ja bei vielen lutherisch gedacht.

Um gewissenhaft dem kaiserlichen Befehle nachzukommen, so sie etwas weiteres hätten, sollten sie es ihm vortragen, sahen sich die Straßburger demnach zu einem Sonderbekenntniß gezwungen.

Auf Wunsch der straßburger Deputirten hatte Butzer solch ein Bekenntniß in 23 Artikeln zusammengestellt. Am 4. Juli lag es fertig vor. Es war ein „Leisetreter", wie die andern alle. Da Butzer in diesem Bekenntniß vom wahren Essen und Trinken des wahren Leibes und wahren Blutes Christi sprach, so hatte er gehofft, dies Bekenntniß, dem sächsischen Fürstenbekenntniß gegenüber, zum eigentlichen Städtebekenntniß zu machen. An alle evangelischen Städte hatte er sich gewandt, vorab an Ulm, Biberach,

Frankfurt a. M., Heilbronn.[61]) Niemand wollte sich mit den Straßburgern einlassen. „So flieht diese Lehre das Licht", schrieb Osiander aus Nürnberg. Man haßte die Sakramentirer über alles. „Darum", schreibt Jakob Sturm und Mathis Pfarrer, „haben die Straßburger den Artikel vom Sakrament umgangen, dieweil dieser Artikel verhaßt und ohnzweifelhaft hier unverhört verdammt wird werden" (12. Juli). Langsam und ungern unterschrieben endlich, durch Ambrosius Blaurer getrieben, Konstanz und Memmingen, zuletzt auch noch Lindau. Drei schwäbische Städte waren die ganze Ernte. Und die Auspicien für die Ueberreichung zeigten sich nicht glücklicher als bei dem „sächsischen Vergriff".

„Nachdem wir", schreiben die straßburger Gesandten, „am Freitag nächst verschienen (8. Juli) den ganzen Morgen vor Kais. Mat. Gemach gewartet, in Willen, Ihrer Mat. die angestellte Geschrift der Prädicanten zu übergeben, also hat uns Ihre Mat. lassen ansagen, daß wir morgen, Samstag, wieder erscheinen sollten. Denn sie könne uns den Morgen nit hören. Es ist aber Ihre Mat. denselben Samstag am Morgen frühe (9. Juli) auf das Gejagde geritten. Also haben wir uns dem Bischof von Constanz, als Vicekanzler" — es war der den Evangelischen feindliche Merklin — „angezeigt. Der hat sich erboten, wir sollten ihm die Schrift übergeben." Die Straßburger waren zuletzt froh, ihr mühsames Bekenntniß überhaupt noch irgendwie an den Mann zu bringen. Es war lateinisch und deutsch geschrieben.

Die Situation ist eigenthümlich genug. Vor ihnen stand derselbe Balthasar Merklin, einst Propst von Waldkirch, nunmehr Bischof von Hildesheim und Brixen, der wenige Tage zuvor (3. Juli) vom Erzbischof Albrecht von Mainz unter ungeheuerm Pomp zum Bischof von Konstanz geweiht worden war (7. Juli 1530).[62]) Ihn hatte man 1528 in

Straßburg so wenig freundlich empfangen; ihn hatten schon 1521 die Konstanzer mit seinem Wormser Edict zur Flucht genöthigt, und sein Bisthum, die Stadt Constanz, war seitdem eine protestantische Stadt. Von dieses Mannes Gnade hing nun Wohl und Wehe der schwäbischen Städte ab. Denn der Kaiser hatte geäußert, lieber sein Leben zu lassen, als den Ungehorsam dieser Städte zu dulden.[63]) Man war in Augsburg so sehr gewohnt, den nächsten Freunden zu mistrauen, daß man ungefähr ein gleiches Vertrauen auch dem Todfeind schenken konnte. „Also sind wir räthig worden und haben Seiner Gnaden die Schrift zugestellt." (12. Juli. M. S. Thom.)

Als den Tag der Uebergabe nennt Capito ausdrücklich den 11. Juli.[64])

Des fünften Karl cavalieres Verfahren in Sachen des Evangeliums gab dem Gerücht neue Nahrung, daß Kais. Mat. sich gänzlich unterstände, alle Sachen wieder auf die alte Bahn nach des Papstes Willen zu richten. (15. Juli. M. S. Thom.)

Die Aufregung steigerte sich über der Zwinglianer Dreistigkeit. Nur der Kaiser blieb kühl.

„Ist auf unser Bekenntniß", schreiben die straßburger Gesandten, „nichts gehandelt worden. Also hat Kais. Maj. die beiden eingelegten Schriften besehen lassen" — durch den Beichtvater und Vicekanzler — „und, wie man sagt, gen Rom geschickt und mit Rath des Papsts Legaten einer Antwort sich entschlossen." (3. August. M. S. Thom.)

Die Widerlegung des „sächsischen Vergriffs"*) durch „die Gelehrtesten aller Nation" (Schirrmacher, S. 417) veranlaßte Melanchthon's Apologie.

---

*) Nürnberg und Reutlingen hatten sich ihm nachträglich angeschlossen, ganz im geheimen!

Auf die straßburger Augustana indessen verlautete über drei Monat ebenso wenig wie auf die Zwingli'sche. Erst am 24. October 1530 wurde auf des Kaisers Geheiß den vier Städten eine von Eck, J. Faber und Cochläus verfaßte Confutation vorgelesen. Obwol das mehrere Stunden dauerte, wurde ihnen die Abschrift verweigert.

Die fünfte Augsburger Confession ist die am Morgen des 12. Juli überreichte ulmer Erklärung der speierschen Beschwerden, wobei es völlig ohne Belang ist, ob man das Schriftstück Confession, Apologie, Begriff, Verstand oder Erklärung nannte. Man hielt sie so geheim, daß nicht einmal die andern Städte davon erfahren durften. Selbst den eigenen Predigern hielt man sie verborgen. Nur dem Kaiser sollte sie ganz im Vertrauen übergeben werden, der *niemand* traute und dem niemand traute.

Bei dieser grabesmäßigen Heimlichkeit der augsburger Stände, bei dieser Absonderung von 4 Städten (Tetrapolitana) und 6 Städten (sächsische Confessionsverwandte) und 15 Städten (etliche der übrigen)[65]), war es da zu verwundern, daß man heute nicht mehr zu sagen vermag, ob und wann die für den Kaiser abgefaßten Confessionen des Oekolampad[66]), die von Frankfurt a. M., von Heilbronn, von Nürnberg, von Reutlingen u. a. dem Kaiser übergeben worden sind oder nicht? Sachlich kam es ja auf dasselbe hinaus. Denn wenn Karl die von so vielen Fürsten unterschriebene sächsische „Apologie" weder las noch verstand, warum sollte der neunfach gekrönte König auf die so verschiedenen Confessionen einzelner guter eingeschüchterter deutscher Städte rücksichtigen?[67]) Wann soll es denn endlich einmal mit den ewigen Confessionen und Subscriptionen ein Ende nehmen? So dachte und schrieb H. Bullinger.[68]) Ob nicht der vielumworbene Kaiser ebenso gedacht haben mag?

Schluß.

Die vielen augsburger Confessionen befriedigten im Grunde niemand.

Karl V. sah sie als schlechte Bemäntelungen an für die übermüthige Freiheitssucht dieser Deutschen, die dem Kaiser nichts lassen wollen als den Titel.

Martin Luther schalt über die Leisetreter und traurigen Fürstenschmeichler und commandirte: Heim, heim!

Zwingli erklärte, die Lutherischen ständen im Begriff, zum Papst zurückzukehren.

Der Papst grollte, daß man die Rebellen mit so viel feiger Rücksicht behandelt habe.

Melanchthon gewahrte zuletzt, daß er bei seinem immer nachgiebigern Vorrücken auf die Seite von Kaiser und Ferdinand ein Feldherr geworden war ohne Armee.

Butzer und Capito, die Gernbrüder, hatten beim Austritt aus ihrem Gefängniß immer nur Zurücksetzung und Hohngelächter geerntet.

Michael Servet aber fand niemand, dem er sich hätte ganz vertrauen, nirgends ein Bibelbekenntniß, dessen Lehren über Glauben, Willensfreiheit und Dreieinigkeit er freudig hätte unterschreiben können.

Zuletzt behielt Erasmus recht: „Nach der apostolischen Einfalt besteht der Glaube mehr im Leben als in den Bekenntnißformeln. Allein diese Einfalt ist untergegangen, sobald, von Ketzern gedrängt und in Fehden verflochten, die Kirche eine zahllose Menge von Glaubensartikeln aufzustellen sich genöthigt sah. Je mehr Glaubensartikel, um so weniger Glaube. Mit der Symbole Zunahme schwand die Religion, die Liebe erkaltete und die Lehre Jesu wurde vom Verstand der Philosophen abhängig gemacht.“ 69) Nur eins vergaß Erasmus dabei: Glaubensfreiheit.

—

Wo keine Glaubensfreiheit ist, gibt es keine andere Rechtsbasis als Symbole. Darum war dies unablässige Jagen nach Bekenntnißformeln im intoleranten Zeitalter der Reformation nur eingegeben vom Selbsterhaltungstrieb. Was heute negativ wirken würde, wirkte damals positiv-conservirend.

Anmerkungen.

---

1) Briefe und Acten zu der Geschichte des Religionsgesprächs zu Marburg 1529 und des Reichstags zu Augsburg nach der Handschrift des Joh. Aurifaber, nebst den Berichten der Gesandten Frankfurts a. M. und den Regesten zur Geschichte dieses Reichstags (Gotha 1876).

2) Sammlung von straßburger Urkunden aus der Reformationszeit, 20 Quartbände, vom Sammler, Professor Baum, der Universität Straßburg vermacht.

3) Vgl. meinen: Michael Servet und Martin Butzer (Berlin 1880); Thelemann, Evangelisch-Reformirte Kirchenzeitung, 1876, S. 138—176 u. 185—192; Magazin für die Literatur des Auslandes, 1874, S. 201—204, 230—233, 259—262.

4) Wie unnatürlich es ist, Servet, Quintana's Diener in Deutschland bis an seinen Tod, gerade aus Augsburg verweisen zu wollen, darüber vgl. meinen: Butzer und Servet.

5) Historisches Taschenbuch, 1877, S. 50 fg.

6) Bei Schirrmacher, S. 400.

7) Loaisa's Briefe ed. Heine sind für die kaiserlichen Schwankungen in der Mittelwahl zur Unterwerfung der Protestanten äußerst interessant.

8) So nennt sie Albrecht von Mainz, des Kaisers Vertrauter.

9) Ueber ihn vgl. Luther und Servet (Berlin 1875); Melanchthon und Servet (ebenda 1876); Charakterbild Servet's (Berlin 1876); Servet's Lehrsystem (3 Bde., Gütersloh 1876—78); Servet, der Entdecker des Blutumlaufs (Jena 1876); Servet und Butzer.

10) Luther hielt ihn für einen Italiener. Das Lob des J. Jonas auf des Barfüßers augustinische Gesinnung betreffend, schreibt er: „Ego neque confessori Caesaris neque ulli Italo unum Mi credo. Quamquam vero Italus, ubi bonus est, optimus est. Verum hoc monstrum est nigroque simillimum cygno" (21. Juli 1530, bei Schirrmacher, S. 134).

11) Vgl. Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß, Bd. 1—3; Baum, Capito und Butzer (Elberfeld 1860); Servet und Butzer (Berlin 1880).

12) Ihr erster Brief im Corpus Baum. datirt vom 28. Mai 1530.

13) Seit Januar 1530. Vgl. Keim, S. 180.

14) Mit Oekolampad gegen Baum, S. 468, 469.

15) Eck und Faber, die kaiserlichen Confutatoren, warfen ihnen Folgendes vor: 1) Quod in religione diversam a reliquis omnibus opinionem profiteantur, et 2) gravissimum illum errorem de sacramento eucharistiae probent, 3) statuas etiam e templis ejecerint, 4) et missam abrogarint, 5) et collegia Caesarum (!) et regum (!) liberalitate olim constructa subverterint, et 6) varias quoque sectas foveant, inque vulgus per Germaniam disseminent, editis libellis, qui passim circumferantur. Bei Aurifaber in Schirrmacher's Acten, S. 322 fg.

16) Die Beläge vgl. bei Thelemann, a. a. O., S. 171 fg.

17) Aurifaber, Acta Colloq. Marpurgense, bei Schirrmacher, Acten, S. 6.

18) Z. B. bei Schirrmacher, a. a. O., S. 123.

19) Bei Schirrmacher, a. a. O., S. 134.

20) Bei Schirrmacher, a. a. O., S. 161.

21) Vgl. Magdeburger Zeitung, 1878, Beiblatt, Nr. 25, 26, 27.

22) Hieraus sind Keim, S. 231, Köstlin, II, 244, und Schirrmacher, S. 524, zu corrigiren.

23) Hiernach ist die Aufschrift bei Chyträus, S. 666, Cölestin, S. 297^b, Corp. Reform., II, 797, und Schirrmacher, S. 509, ungenau.

24) Abgedruckt lat. bei Cölestin (Histor. Comitior. August.), II, 294, deutsch bei Schirrmacher, S. 353 fg.

25) Bei Schirrmacher, S. 349 fg. Die Rückbeziehung auf Butzer's Schrift an Brück ist deutlich S. 356 fg.; vgl. mit S. 350.

26) Abgedruckt bei Hospinian. Histor. Sacramentor., p. 111.

27) Von Melanchthon's Freundschaft für Zwingli ist ja viel gefaselt worden. Wie aber ein Mann wie Keim (Schwäb. Ref.) S. 166 für das Jahr 1530 den Melanchthon als Luther's guten Freund „bei den Zwingli'schen" anführen konnte, ist mir unfaßbar.

28) Vgl. Keim, Schwäbische Reformationsgeschichte (Tübingen 1855); Uhlhorn, Urban Rhegius (Elberfeld 1861); Baum, Capito und Butzer (1860); Schirrmacher, Briefe und Acten (Gotha 1876). Ganz besonders aber die Handschriften des straßburger Thomas-Archivs, die ich durch die Güte der Frau Professor Baum in jener herrlichen Sammlung ihres Gemahls benutzen durfte, welche seit dessen Tode nunmehr der straßburger Hochschule vermacht ist. Vgl. Servet und Butzer (Berlin 1880).

29) Bericht der straßburger Gesandten vom 28. Mai 1530: M. S. Sem. Prot. St. Thomas Argentin.

30) Es soll nicht möglich gewesen sein, das in praxi streng durchzuführen.

31) „Sind noch blyben", berichten die Straßburger. Desto rücksichtsloser gegen Bürger, Weib und Kind verfuhren die Fouriere: „Augsburg ist des Kaisers" (Uhlhorn, Urban Rhegius, S. 152).

32) Straßburger Gesandten, 18. Juni 1530.

33) Briefe ed. Heine (Berlin 1848), S. 65. Vorher hatte er gerathen, gegen „diese verfluchten Menschen" bald Schmeicheleien zu brauchen, bald kräftige Drohungen, bald Geschenke und zeitliche Güter. „Auf diese Art habt ihr Gott vom Kreuze zu nehmen und es ihm zu vergelten" (6. Juli 1530, S. 17).

34) Loaisa braucht den Vergleich.

35) Der böse Leumund machte ihn zum deutsch-schweizerischen Gegenkaiser der „Verschworenen". Straßburg mußte sich ausdrücklich gegen diesen sogenannten Plan verwahren.

36) Ein Trabant sollte beim Umritt den andern umgebracht haben.

37) Dieser straßburger Bericht (Bucer's 8. August 1530) über die augsburger Aengste differirt wesentlich von dem, welchem Keim folgt, Schwäbische Reformationsgeschichte, S. 188 fg., sowie von dem bei Schirrmacher, S. 192 fg.

38) Zur Bestätigung dessen ließ der in solcher Perfidie sich immer gleich bleibende Fürst den Joh. Schneid, welcher den Kur-

fürsten rechtzeitig gewarnt hatte, nachts abholen und in den Thurm werfen.

39) Die meisten Städte waren gar sehr bange.

40) Selbst die Fürsten dachten an Gegenwehr. Kaum konnte Markgraf Georg gezügelt werden.

41) Charakteristisch dafür ist seine Correspondenz mit seinem frühern Beichtvater Don Garcia de Loaisa.

42) Durch „die Gelehrtesten aller Nation", vgl. bei Schirrmacher, S. 417.

43) „Mihi videtur paulo humilius repere per timorem, qui cuivis etiam ferreo contingere posset, dum inter tot artes, quas urbes tanto magis ignorant, quanto magis sunt a tyrannide alienae", schreibt Zwingli an Ambrosius Blaurer, 19. August 1530 (Opp. Zwinglii ed. Schuler und Schultheß, VIII, 496).

44) Bericht der Gesandten von Frankfurt a. M., 6. August 1530, bei Schirrmacher, S. 420.

45) Bei Schirrmacher, S. 441 fg. u. 447.

46) Viele Seiten würden gewiß treffliche Illustrationen liefern zu dem, was die Gesandten von Frankfurt a. M., 12. August, berichten: „So geschieht Ihm (dem Kaiser) auch der Sachen, wie hochlich zu besorgen, kein guter Bericht, und ob er schon vor Ihre Mat. käm', so wird er nit geacht" (Schirrmacher, S. 422).

47) Auch jene Abschaffung der augsburger Söldner und Einstellung kaiserlicher Söldner, die nicht lutherisch wären, für augsburger Geld und jene Behandlung der Bürger, Weiber und Kinder seitens der Fouriere, weil Augsburg des Kaisers sei, zeigten diese rauhe Seite. Vgl. Uhlhorn, Rhegius, S. 152.

48) Im Ptolomäus sagt er zur Karte von Deutschland: „Caeterum imperatori non admodum parent: munitis civitatibus sese in libertatem vindicantibus, ecclesiasticis et aliis principibus reliqua occupantibus, ut Caesari nudum fere nomen supersit." Von der habsburger Hausmacht schien Servet nichts zu wissen.

49) „In urbibus ornatior politia: magistratus deligunt, qui de capite animadvertunt et omnia meri imperii jura exercent: non juxta Caesaris leges, sed prout ratio et consuetudo dictat."

50) Vgl. Historisches Taschenbuch, 1877, S. 62 fg. Vgl. „Beichtväter Karl's V." im Magazin für die Literatur des Auslandes, 1874, Nr. 14 fg.

51) Vgl. Gesandten von Frankfurt a. M., 27. Juni 1530, bei Schirrmacher, S. 404.

52) Bei Schirrmacher, S. 97.

53) Vgl. Calinich, Naumburger Fürstentag (Gotha 1870). Was man heute invariata nennt, weicht von dem überreichten Texte wesentlich ab. Melanchthon besserte täglich. Zuletzt wurde er überrascht und war nicht fertig.

54) Sturm und Pfarrer, bei denen Capito zur Herberge war, sind weit glaubwürdiger als der fernab in Zürich weilende Zwingli mit seinem: Capito die dominica sequenti. So hat auch hier Baum, S. 469, recht gegen Schirrmacher's Hypothesen, S. 491.

55) Später, 30. September, haben sie mit Ulm und Schwäbisch-Hall dem Kaiser „in Gegenwärtigkeit anderer Städt'" eine neue Confession übergeben (Schirrmacher, S. 404 fg. u. 430).

56) Augsburg, das vorgeschlagen hatte, die Glaubensfreiheit für eine Geldsumme beim Kaiser sich zu erkaufen — ein wenig nobles, aber Karl gegenüber höchst praktisches argumentum ad hominem — war kurz nach dem Speierschen Abschied von dem Protest zurückgetreten. Vgl. Uhlhorn, Urban Rhegius, S. 147.

57) Es wurde immer allgemeiner bekannt, daß der Kaiser kein Deutsch verstehe.

58) Daher Vierstädtebekenntniß.

59) Im Corpus Baumianum trägt dieser Brief das Datum des 4. Juli. Das kann nicht zutreffen, da hier jene Städteantwort als schon am 5. Juli überreicht bezeichnet wird, was mit den andern Angaben stimmt. Vgl. Schirrmacher, S. 497.

60) „Was von der Macht des Papstes und seiner Kirche nach der Heiligen Schrift zu halten sei." „Denn", schreibt Capito, „sie fürchten, daß diese Frage, welche man ihnen hinterlistigerweise gestellt, weil sie den Punkt in ihrem Bekenntniß übergangen, für die Gegner ein Ausgangspunkt werden möge, die ganze Confession anzugreifen (Baum, S. 469 fg.).

61) In Aurifaber's Bericht bei Schirrmacher, a. a. O., S. 100, wird Heilbronn irrig als unterschreibend aufgeführt; S. 103 hingegen wieder Lindau ausgelassen; ebenso S. 337.

62) Schirrmacher, S. 496, N. 2, scheint zu vergessen, daß der Bischof von Kostnitz und der Bischof von Hildesheim ein und dieselbe Person war; vgl. 468 unterm 4. August 1530. Uebrigens nennt er sich schon mehrere Jahre zuvor „Propst von Waldkirch, Bischof von Malta, Postulirter von Hildesheim, Coadjutor von Konstanz, römisch kaiserlicher Hofrath, Orator und des heiligen römischen Reichs Vicekanzler. (Vgl. Uhlhorn, Rhegius, S. 139.)

63) Daß der Kaiser „auf dem christlichen Glauben beruhen wolle", wußte man zuvor.

64) Gestern (11. Juli) — am selbigen Tage — schreibt Capito am 12. Juli nach Straßburg (vgl. Baum, Capito und Butzer, S. 469 fg.). Die Nürnberger sprechen also ungenau, wenn sie am 12. Juli sagen: „Vor etlichen Tagen hätten die vier Städte ihren Unterricht eingereicht" (Schirrmacher, S. 100).

65) Bei Schirrmacher, S. 432, 439.

66) Dafür Zwinger, Hottinger, Ruchat, Ochs. Dagegen Kirchhofer, Winer, Escher, Guericke, Niemeyer (Collectio Confession. [Lipsiae 1840], p. XXVIII sq.).

67) In dem Bescheid des 14. Juli, der Kaiser habe noch immer nicht vernommen, weß Glaubens jede einzelne der geforderten Städte sei, sehe ich bei Karl weniger niederländisches Wohlwollen, als vielmehr spanisches Gemisch von Ironie und Diplomatie.

68) Pestalozzi, Leben Bullinger's, S. 201 (4. November 1537).

69) Praef. in Opp. Hilarii. Vgl. Stichart, Erasmus (Leipzig 1870), S. 254 fg.

Gustav Wappers.

Ein Künstlerleben.

Von

Hermann Billung.

Bei den glänzenden, für den September 1880 anberaumten Festlichkeiten zur Jubelfeier der funfzigjährigen Unabhängigkeit Belgiens ward der Kunst mit Recht der Ehrenplatz zuertheilt. Eine historische Ausstellung soll die Hauptwerke der nationalen belgischen Kunst von 1830 bis auf unsere Tage vereinen, und die Jubiläumsfeier wird sich durch sie zugleich zum Gedenkfeste für die großen Todten der letzten fünf Decennien gestalten. An ihrer Spitze steht Gustav Wappers, der warmherzige Patriot, welcher zuerst auf die Nothwendigkeit einer nationalen belgischen Kunst zur würdigen Ergänzung der politischen Unabhängigkeit seines Landes hinwies und durch seine „Episode aus den Septembertagen 1830“ sich selbst und den Opfern jener bewegten Zeit ein bleibendes Denkmal setzte. Jener Epoche, wo ganz Belgien dem genialen Künstler zujauchzte und seine Herrscherfamilie den Hofmaler König Leopold's I. und den verdienstvollen Director der unter seiner Leitung neu aufblühenden antwerpener Akademie mit Auszeichnungen überhäufte, war eine Periode der Verkennung und der gegenseitigen Verstimmung gefolgt; doch auch diese naht ihrem Ende: die Jury der pariser Weltausstellung von 1878 weihte Baron Wappers neben Baron Leys und Madou eine Medaille zu ehrenvollem Gedächtnisse, und die brüsseler Jubiläumsfeier wird dem in freiwilliger Verbannung Ge-

storbenen einen frischen Lorberkranz widmen und seinen Leistungen und seinem Streben Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Gustav Wappers, ein antwerpener Bürgerskind gleich Hendrik Leys, war am 23. August 1803 als Sohn eines bemittelten Kaufmanns, Carolus Jacobus Wappers, geboren. Die Mutter, Maria Margaretha Leonard, zählte erst 27 Jahre, zwei weniger als ihr Gemahl, dessen ausgesprochene Vorliebe für die Kunst sie in hohem Maße theilte. Gustav widmete ihr eine besonders zärtliche, von ihr warm erwiderte Zuneigung. Das schlummernde Talent des Knaben fand früh im älterlichen Hause reiche Nahrung, denn der Vater besaß eine kleine gewählte Gemäldesammlung und der vielfach dort copirende Landschaftsmaler Carpenters ertheilte ihm früh praktische Unterweisung. Darstellungen aus der griechischen und römischen Geschichte zum Schmuck seines Zimmers waren seine ersten selbständigen Versuche, ehe er bei Ignatius van Repemorter in die Lehre trat und Schüler der antwerpener Akademie ward, deren Director damals Herreyns war; van Bree weihte ihn in die Geheimnisse der Oelmalerei ein. Schon 1821 bewarb der aufstrebende Jüngling sich um den römischen Preis und wiederholte den Versuch 1825, leider ohne Erfolg: der Preis fiel Anton von Ysendyck zu. Wappers, dessen häusliche Verhältnisse inzwischen manche Aenderung erlitten hatten, pflegte später oft mit seiner wohltönenden Stimme und einem bedeutsamen Lächeln zu sagen: „Wer Künstler werden will, muß Armuth aushalten können.“ Das Thema war 1823 „Der Abschied Coriolan's“ gewesen, und das Gemälde gefiel Herrn Legrelle, einem antwerpener Kunstfreunde, so sehr, daß er die Verlosung desselben in der Gesellschaft Philharmonie veranlaßte; er selbst war der glückliche Gewinner der vielverheißenden, später von Wappers auf Stein gezeichneten Jugendarbeit, welche sich noch 1873 im Besitze

seiner Witwe, Place de Meir, zu Antwerpen befand. Der 1824 vollendeten, überaus dramatisch gruppirten „Episode aus der Ueberschwemmung" widerfuhr die Ehre, von dem kunstsinnigen Herzoge von Aremberg zu Brüssel erworben zu werden; heute zählt das Bild zu den Zierden der reichen Aremberg'schen Galerie.

Noch in demselben Jahre machte Wappers einen Ausflug nach Holland und vertiefte sich dort während mehrerer Monate ganz in das Studium des Colorits und der Technik der altniederländischen Meister. Eine der anmuthigsten Schöpfungen aus dieser Epoche der Entwickelung und des Aufstrebens: „Franz Floris und seine Familie zur Kirche gehend", befindet sich im Besitze der Baronin Wappers; das junge Mädchen wirft Quentin Massys einen beredten Blick der Liebe zu und empfängt dafür den Gegengruß aus seinem aufleuchtenden Auge. Die Kenner begannen bereits die Fortschritte des jungen Künstlers mit Interesse zu beobachten: seine Schwingen wuchsen, aber der Kampf um das Dasein zwang ihn Porträt um Porträt zu malen, ohne daß er die Mittel zu seiner weitern Ausbildung durch Reisen gewonnen hätte. Der Baron P. A. J. de Pret, der alte Protector so manches aufstrebenden Talents, ebnete ihm diese Schwierigkeit durch die Bestellung des Bildes „Der Prinz Don Ferdinand, Generalgouverneur der Niederlande, besucht Rubens"; es zählt zu den besten Jugendarbeiten von Wappers und war bis zum Frühjahr 1879 im Besitz der Witwe Baronin Dierk de Pret, bei deren Tode die Galerie, welche auch eine vortreffliche von Wappers gefertigte Copie von Rubens', im antwerpener Museum befindlichem Porträt des Bürgermeisters Rockox umfaßte, durch die Erbschaft zerstückelt und verstreut ward.

Fröhlichen Sinnes eilte der junge Künstler nach Paris, um die Meisterwerke der Venetianer im Louvre zu studiren,

nachdem er daheim der gelehrige Schüler seines großen Landsmanns Peter Paul Rubens gewesen war. Das Herz voll hochfliegender Plane kehrte er nach Antwerpen zurück, um freilich zunächst das alte Joch der Porträtmalerei wieder auf sich zu nehmen. Erst 1829 konnte er einen zweiten Ausflug nach Paris ausführen, diesmal begleitete ihn sein Lehrling und Freund D. L. Goetgebuer, der inzwischen zum Schulhalter aufgerückt war, und hing horchend an seinen Lippen, wenn er seinem Wohlgefallen an dem zum zweiten male Geschauten begeisterten Ausdruck gab. Zahlreiche Copien nach Tizian, Paul Veronese und Rubens bewiesen sein rastloses Streben, den alten Meistern nachzueifern.

„Der spanische Offizier und sein Liebchen“ und „Der Bürgermeister van der Werff von Leyden bietet der ausgehungerten Bürgerschaft seinen Körper zur Nahrung an“, sind die nach seiner Rückkehr unmittelbar unter dem Einflusse dieser Studien geschaffenen Werke, welche einen bedeutenden Fortschritt bezeichnen. Das Jahr 1830 ward durch sie für Wappers' Stellung zu der belgischen Kunst ebenso epochemachend wie für die politische Entwickelung seines Vaterlandes. Sein lebhaftes Temperament, sein warmer Patriotismus, sein rascher Ueberblick über alle Lebenslagen machten ihn zum Schiedsrichter des künstlerischen Geschickes seiner Heimat; seine reiche Begabung erhob ihn mit einem mal auf den Schild und sein klarer Kopf ließ ihn seine weittragende Mission als Haupt einer neuen Schule ganz und voll übersehen. Das farbenglühende Colorit der altvlämischen Meister kam in dem „Spanischen Offizier mit seinem Liebchen“ und mehr noch in dem „Bürgermeister van der Werff von Leyden“ zum ersten male wieder in überraschender Weise zur Geltung; die beiden in Brüssel ausgestellten Gemälde wurden mit Beifall überhäuft, das letztgenannte

ward von dem kunstgebildeten Könige Wilhelm II. von Holland für seine Elitegalerie zeitgenössischer Meister angekauft, bei deren Auflösung 1850 ging das Drama in Farben für 3000 Gulden an das leydener Museum über.

Im Jahre 1832 ward Gustav Wappers zum Professor der antwerpener Akademie ernannt, wo van Bree, van Hool und F. Stoop seine Genossen waren. Er beseelte die Anstalt mit neuem Leben, erklärte den akademisch steifen Traditionen der Schule eines David den Krieg und erstrebte eine nationale Kunst mit dem Volke und für dasselbe. Seine Motive für das Historienbild entnahm er mit Vorliebe der vlämischen Geschichte und verschmähte auch das kleine Cabinetsstück nicht, wovon die Privatgalerien Belgiens und Hollands manche Probe aufweisen. Die „Todte Frau", eine tragische Episode aus der Plünderung Antwerpens durch die Spanier, der sogenannten Furie Espagnole, welcher auch Ferdinand de Braekeleer und Hendrik Leys Motive entlehnten, zählt zu den weniger bekannten Schöpfungen aus dieser Epoche. Das Gemälde zeigt bereits die wunderbar schönen, tiefen satten Töne, die später in dem „Camoens" zur vollen Blüte gelangten und reichen Beifall ernteten: alles Licht concentrirt sich auf den Körper der entseelten jungen Frau am Fuße der Freitreppe eines Patricierhauses, über deren Geländer ein dunkelrothes Tuch geworfen ist; im Hintergrunde wälzt sich das Gemetzel hin.

Mit dem Jahre 1830 hatte sein Stern zu leuchten begonnen; „Christus im Grabe", eins der Prunkstücke der brüsseler Salons von 1833 war zu 500 Gulden für die Sanct-Michaelskirche erworben, Lherie reproducirte das vielumworbene Gemälde in schwarzer Kunst und König Leopold I. ertheilte ihm dafür den Leopoldsorden. Von allen Seiten flogen ihm Bestellungen zu, König Leopold saß ihm zu seinem ersten Porträt und gewann den genialen Ant-

werpener so lieb, daß er fortan jede Gelegenheit ergriff, ihn in seine Nähe zu ziehen. Der Adel und die hohen Würdenträger der Kirche, der Bischof von Luik an der Spitze, folgten diesem Beispiele, und ein Auftrag reihte sich an den andern. Auch in Antwerpen ward Wappers gesucht und malte unter andern auch die schönen Porträts von Herrn und Frau van Bommel, welche sich im Besitze der Familie Peyrot befinden. Der „Artiste“ machte 1833 das Publikum durch ein von Madou auf Stein gezeichnetes sprechend ähnliches Bildniß mit den sympathischen Zügen des gefeierten Künstlers bekannt.

In seinen Mußestunden führte Wappers gern den Bleistift und „Bacchus“, „Cromwell und seine Tochter“ und der „Mann mit der Pfeife“ sind schöne Proben seiner leichten sichern Zeichnung; jetzt aber widmete er all seine freie Zeit den Vorstudien zu einem gewaltigen Gemälde, dessen Ausführung ihm seit den erfolggekrönten Unabhängigkeitskämpfen von 1830 lockend vorschwebte. Jede Einzelheit aus dem bewegten Treiben jener blutigen Tage der brüsseler Straßenkämpfe stand klar vor seiner Seele und seine glühende Vaterlandsliebe befähigte ihn, dem Ringen des belgischen Volkes nach Freiheit von dem verhaßten Joche in dieser „Episode aus den Septembertagen 1830“ ein würdiges Denkmal zu setzen. Seine Schöpfung sollte zugleich ein Jubelhymnus auf das Erreichte und ein Klagegesang um die Opfer sein. Das Kolossalgemälde ward zu Antwerpen in dem altehrwürdigen Gebäude der alten Fleischhalle begonnen, da sein Atelier zu klein war, zu Brüssel vollendet und 1835 in der dortigen Augustinerkirche zur Gedächtnißfeier an die Gefallenen ausgestellt. Wappers wohnte damals mit seiner Mutter in der Gratiekapelstraat und genoß dort die Ehre eines Besuchs des ihm wohlgewogenen Herrscherpaares.

Der Erfolg des Bildes übertraf die kühnsten Erwartungen; nicht nur ganz Brüssel, sondern ganz Belgien wallfahrtete zu Wappers' Schöpfung. Jede Mutter sah ihren verlorenen Sohn in dem jugendlichen Opfer der Gruppe des Vordergrundes, jedes Weib aus dem Volke suchte seinen Gatten, Bruder oder Vater unter den Gestalten der Barrikadenkämpfer, jeder Edelmann erkannte sich selbst oder sein Geschlecht in den Begleitern Rogiers. Die Umgebung der Kirche stempelte das Ganze gleichsam zu einem Votivbilde des belgischen Volks für seine Todten: der vlämische Meister hatte die rechte Saite anzuschlagen gewußt: das Gefühl überwog und die Kritik schwieg. Dicht vor dem Prachtbau des brüsseler Rathhauses, auf dem historischen Boden des Marktplatzes, wo Egmont und Hoorn am 5. Juni 1568 bluteten, hatte der Barrikadenbau seinen Anfang genommen und der Meister erwählte den Moment zur Darstellung mit ebenso viel künstlerischem Verständnisse wie patriotischem Herzen. Zur Rechten steht ein Mann aus dem Volke hoch auf der neuaufgeworfenen Verschanzung und liest den aufhorchenden Genossen die zurückgewiesene Proclamation des Prinzen von Oranien vor, zur Linken naht Verstärkung, Rogier an der Spitze, im Vordergrunde reißen halbwüchsige Knaben das Pflaster auf, rühren andere die Alarmtrommel, während sich ebendaselbst tieftragische Familienscenen abspielen. Da klammert sich ein junges Weib, das Kind achtlos unter dem linken Arme, mit der Kraft der Verzweiflung an den widerstrebenden Mann, der sich ohne Wanken von ihr losmacht und den Barrikaden zueilt; in halber Ohnmacht sinkt das von langem blondem Haar umwallte Haupt rücküber, der Ruf der Liebe wird vom Klirren der Waffen übertönt. Dort bringt man Verwundete herbei, hier nahen Truppen, es ist ein lebensprühendes Bild, dessen Wirkung am fünften Jahrestage der Septembervorgänge

leicht erklärlich war. Ganz vorn hat Wappers eine Scene des Wehs und der Verklärung verewigt. Auf das Knie des greisen Vaters gestützt ruht lang hingestreckt, brechenden Auges, die Todeswunde im Herzen, ein sterbender Jüngling von idealer Schönheit. Vergeblich sucht die Mutter den Quell des Lebens zu hemmen, menschliche Hülfe vermag nichts mehr. Ueber die todesbleichen Züge des Verscheidenden irrt ein mattes Lächeln, in dem die Schwärmerei der Jugend dem Gedanken an das Weh der geliebten Aeltern den Rang streitig macht. Er stirbt leicht und gern, wird doch die Heimat frei werden: die trauernde Schwester sowie der jüngere Bruder mit dem pulvergeschwärzten Antlitze werden die Ernte einheimsen und Vater und Mutter Trost spenden. Zahlreiche Porträts erhöhten noch das Interesse an dem Gemälde, welches Wappers ganz und voll als späten Schüler des Fürsten unter den vlämischen Malern kennzeichnet; er hatte Rubens die Naturtreue der Darstellung abzulauschen gewußt, aber auch das allzu grelle Roth an Lippen und Wangen mit in den Kauf genommen. Die Gruppe im Vordergrunde ist von wunderbarem Zauber in Colorit und Zeichnung, bei ihr ward dieser Fehler glücklich vermieden, während der jugendliche Trommelschläger in der Ecke zur Linken ihn wiederum stark zur Schau trägt. Auch Rogier und sein Roß lassen manches zu wünschen übrig, aber an der Gesammtstimmung ist nichts zu tadeln: die Aufregung des großen Moments, die dumpfe brütende Schwüle der Luft schwebten über dem Ganzen — kein Wunder, daß Wappers der Held des Tages war. Alle Zeitungen waren seines Lobes voll, man schlug Denkmünzen, deren Kosten durch öffentliche Subscriptionen bestritten wurden, auf das Gemälde und überreichte dem Künstler ein goldenes Exemplar. Während der ganzen Dauer der Commemorativfestlichkeiten blieb das im Auftrage der Regierung geschaffene

Bild öffentlich ausgestellt, und der Zufluß der Menge nahm nicht ab. Thiers veranlaßte den Maler sogar, das vielbesprochene Werk, dessen Ruhm die Grenzen Belgiens überschritten hatte, nach Paris zu senden. Seitdem hat die umfangreiche Leinwand noch manche Reise gemacht und den Aufenthaltsort mehrmals gewechselt. Im Jahre 1874 sandte die Regierung das Gemälde nach Antwerpen, als Wappers' Freunde in seinem Todesjahre eine Ausstellung seiner im Privat- und Staatsbesitze befindlichen Werke veranstalteten, und jetzt repräsentirt es das Aufblühen und die Wiedergeburt der belgischen Kunst im Musée moderne zu Brüssel. Ein großer, vom Oberlicht erhellter Saal umschließt dort neben der „Episode aus den Septembertagen“ von 1835, de Keyser's 1839 vollendete „Schlacht von Worringen“, de Caismes „Belgien krönt seine großen Söhne“ von demselben Jahre, de Biefve's „Compromiß der Edeln von Breda“ von 1841 und Rinpeneyer's „Schlacht bei Lepanto“ vom Jahre 1848.

Fortan fanden Wappers' Historienbilder schon auf der Staffelei Käufer, ohne daß er darum dem Porträt gänzlich entsagt hätte. Herr de Brouckère, der frühere Bürgermeister von Brüssel, erwarb 1836 „Agnes Sorel und Karl VII.“ und das von Lherie gestochene Gemälde „Heloise und Abälard“. „Karl I. von seinen Kindern Abschied nehmend“ war eins der Prunkstücke des brüsseler Salons 1836. Die „Versuchung des heiligen Antonius“, welche sich der fröhliche Antwerpener unter der Gestalt einer liebreizenden Blondine und einer nicht minder bestrickenden Brünette dachte, fand den besondern Beifall König Leopold's I. und entzog sich in dessen Palast zu Brüssel der Kritik wie der Bewunderung. „Anna Boleyn von Elisabeth Abschied nehmend“, ein Bild von rührender Innigkeit der Empfindung und bedeutender Wirkung des Colorits, ward von dem Herzoge von Sachsen-Koburg-Gotha erworben; der „Konst en Letter-

bode" brachte 1858 einen überaus rühmenden Artikel darüber.

Mit jedem Jahre wuchs die Zahl der sich um Wappers als Haupt der belgischen Schule gruppirenden Kunstjünger, als der Tod seines ehrwürdigen Lehrers van Bree dem aufstrebenden Meister den Weg zu neuen Würden erschloß. Noch in seinen letzten Lebensstunden setzte der greise Director der antwerpener Akademie seinen genialen Schüler zu seinem Erben und Nachfolger im Amte ein. Er starb am 15. December 1839, und schon am 27. Januar 1840 traf das königliche Decret ein, welches die Wahl des Sterbenden guthieß; die amtliche Bestätigung ließ bis zum 21. Februar auf sich warten, aber Antwerpen bereitete seinem großen Sohne bereits am 27. Januar eine Nationalhuldigung, wie sie Hendrik Leys 1855 noch in größerm Maße zutheil ward. Seine Schüler brachten dem Meister eine Serenade, Reden wurden gehalten, die Häuser prangten in festlichem Schmucke und die Minderbroestraat, wo der Gefeierte mit seinen Aeltern wohnte, fügte den hellen Lichterschein der Illumination zu den frischen Laubgewinden.

Wappers widmete sich seinen neuen Pflichten mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit und bestrebte sich, das Kunstleben der Akademie in jeder Hinsicht zu fördern. König Leopold unterstützte ihn dabei nach Kräften: am 29. August 1840 bewilligte ein Decret der antwerpener Akademie einen jährlichen Zuschuß von 25000 Francs, am 18. October 1841 trat ein neues Reglement in Kraft, das Gebiet der Lehrgegenstände ward ausgedehnt, einzelne Zweige wurden verbessert und gehoben, und der Bau des Museums wie der Akademie mit Rüstigkeit gefördert. Im Jahre 1843 ward das Museum vollendet und mit der dreijährigen Ausstellung der „Gesellschaft zur Ermuthigung der schönen Künste" eröffnet, 1844 folgte das Akademiegebäude, 1847 ward eine

Klasse für das Stilzeichnen gestiftet und F. Durlet als Lehrer eingesetzt. Der Erfolg blieb nicht aus: 1841, als Wappers eben sein Amt angetreten hatte, zählte die antwerpener Akademie 443 Schüler, 1842 das Doppelte, und 1848 sogar 1365 vom In- und Auslande herbeigeströmte Kunstjünger. Die Mehrzahl der bedeutenden belgischen Maler der Gegenwart hat in engem Schülerverhältnisse zu ihm gestanden oder doch die Studien auf der Akademie begonnen, während er Director derselben war. Gerade die letztgenannte Serie hat es freilich nach Wappers' Rücktritt für gut befunden, die von ihm empfangenen Lehren zu verleugnen und sich Schüler seines Nachfolgers de Keyser zu nennen, oder sich, wie es vielfach bei den Jüngern der Fall war, um das aufgehende Gestirn glückbegünstigter Genossen zu scharen, wovon Hendrik Leys und dessen „Schüler" Hendrickx, welche beide bei Wappers ihre Studien begannen, Beispiele sind. Die bedeutenden Historienmaler Gallait, Ferdinand Pauwels, Slingeneyer und van Lerius, die Landschafter Lamorinière und van Luppen, Huysmans und die beiden Schaefels, die Genristen auf verschiedenen Gebieten H. Bource, D. Col, Eugen de Block, F. Delhaye, Dyckmans, Dillens, Goetgebuer, die Porträtmaler Verhas und van Kuyck, sowie Verlat, der belgische Doré, gehören zu Wappers bekanntesten Schülern. A. Markelbach stand ihm besonders nahe. Unter den übrigen nennen wir nur: G. Buschmann, J. Baal, J. Daneels, E. Dujardin, F. Durlet, Delin, Ducaju, Gons, Geeraerts, Gregoire, Janssens, Lherie, Minguet, Mergaert, Mouche, Nicolié, der zugleich einer der tüchtigsten Kenner alter Gemälde von Antwerpen ist, Nouvens, Joseph Pauwels, Pieron, Platteel, Seghers, A. Serrure, A. Troost, van der Laer, van Aarendonck, van Reeth, Verzwijfel, van Waldeghem und Weiser; unter seinen Schülerinnen glänzt in erster Linie die talentvolle Schwedin Charlotte Hay.

Neben der amtlichen Thätigkeit fand der Meister noch Zeit, an allen künstlerischen Bestrebungen Belgiens lebhaften Antheil zu nehmen, in jeder Hinsicht für die nationale Entwickelung der vlämischen Literatur mitzuwirken und seiner Productionskraft unablässig in selbständigen Schöpfungen freien Lauf zu lassen. Bei den Rubens-Festen 1840 hielt er die Festrede am Standbilde des Gefeierten, dem er selbst so manchen Fingerzeig verdankte, und steuerte zu dem zu dessen Ehre componirten Album das Blatt „Maria von Burgund Gnade erflehend für die Ritter Hugonet und van Humbercourt“ bei; Wouters behandelte dasselbe Thema neuerdings mit bedeutendem Erfolge.

Das erste Jahr seiner neuen Würde sollte auch in anderer Hinsicht bedeutungsvoll für den fröhlichen Künstler werden, der stets zu Scherz und Tändelei bereit war, wenn es Mädchenherzen zu erobern galt. Er vermählte sich am 26. November 1840 mit Anna Knight, einer blühenden blonden Schönheit von englischer Herkunft, deren Gestalt und Züge seitdem häufig auf seinen Bildern wiederkehren; sie schenkte ihm in der Folge drei Töchter, an denen sein Herz mit warmer Vaterfreude hing: Clara Maria Charlotte, geboren am 20. Januar 1842, Maria Elisabeth Katharina, geboren am 12. December 1843, und Gabriele Maria Josepha Eulalia, geboren am 15. October 1849. Ein Sohn blieb ihm versagt.

Im Jahre 1841 schuf er für die Kirche des heiligen Karl Borromäus zu Antwerpen das große Altargemälde „Unsere Liebe Frau vom Berge Karmel dem Stifter des Jesuitenordens das Scapulier reichend“; die Madonna trägt die Züge seiner Mutter. Die illustrirten Blätter beachten zahlreiche Nachbildungen von seinen Werken; im „Magasin Pittoresque“ erschien 1842 der Holzschnitt eines dem Herrn Baudoux in Nantes gehörigen harmonisch-schönen Familienpor-

träts. Das Gemälde: „Die Jungfrau von Orléans im Augenblicke, wo ihr der Erzengel Michael zwischen ihren beiden Schutzheiligen erscheint und verkündet, daß ihre Sendung auf Erden erfüllt sei und daß sie am nächsten Tage von den Engländern gefangen genommen werden und den Märtyrertod erleiden solle“, blieb im Besitze seiner Familie. In demselben Jahre vollendete er das Porträt von Herrn Joos de Pret Roose van Calesberg, als Pendant zu dem früher geschaffenen Bilde von dessen Gemahlin mit ihrem Söhnchen auf dem Schose. Das überaus anmuthige, einem Genrebilde ähnlich behandelte Doppelporträt der beiden Söhne dieses antwerpener Patricierhauses mit ihrem Lieblingsgespielen, einem prächtigen Neufundländer, gehört gleich den Bildnissen des eifrigen Kunstprotectors Baron von Havre-Cornelissen und seines Sohnes dem Jahre 1844 an. All diese schönen Arbeiten nehmen noch jetzt, neben so manchem andern Porträt von der Hand des antwerpener Meisters, in seiner Geburtsstadt den Platz ein, welchen er selbst ihnen ausersah, und werden in ihrer doppelten Eigenschaft als Familienreliquie und als Kunstwerk hoch und hehr gehalten. Die Porträts von P. Kremer, W. Geefs, Joseph van Lerius, L. Matthieu, Berchmans, Ignatius van Regenmorter und A. von Hasselt gehören zu dieser Serie, die Familie Masselman besitzt allein acht Bildnisse von ihm und die verschiedenen Stammhalter der vielverzweigten kunstsinnigen Familie de Pret wurden sämmtlich durch seinen Pinsel verewigt. Sein Schwager Knight besitzt die Porträts seiner Aeltern von ihm, seine Schwägerin, Fräulein Knight in Antwerpen, kleine ovale Copien derselben von der Hand van Kuycks. Selbst auf seinen Historienbildern brachte er gern Köpfe aus seiner Umgebung an, auf einem seiner berühmtesten Gemälde: „Zar Peter der Große gibt seinen Ministern das Modell eines holländischen Schiffs“, ist das im

Halbprofil gesehene Antlitz des Fürsten Menschikow im Vordergrunde das sprechend ähnliche Conterfei des jugendlichen Hendrik Leys. Diese besonders gelungene Schöpfung ward von dem Könige von Holland erworben und 1848 von der Gesellschaft zur Ermuthigung der schönen Künste in Antwerpen als Prämie ausgegeben; bei der Auction der hinterlassenen Kunstschätze König Wilhelm's 1850 ging das Gemälde in die Galerie des Fürsten Demidow über. Dieselbe fürstliche Sammlung umfaßte auch, außer dem „Bürgermeister van der Werff von Leyden", aus späterer Zeit die „Episode aus dem Leben Ludwig's XIV.": der schwerkranke von seinem Gefolge und seinen Jagdhunden umgebene Despot sieht darauf dem Tanze zweier junger Mädchen zu, welche sich vergeblich bemühen, sein Gewissen in Schlummer zu wiegen und die Schatten des nahenden Todes zu verscheuchen. Die decorative Ausstattung des Ganzen erinnert an die Weise der französischen Romantiker und Coloristen; Herr van Heeckeren kaufte das Bild 1850 für 2250 Gulden.

Als habe das launische Glück Wappers zu seinem Günstlinge auserkoren, brachte ihm Jahr um Jahr während dieser Epoche seines Lebens neue Ehren. Selbst die Hochzeitsreise der jungen Königin von England mit dem Prinzen Albert ward für ihn die Veranlassung zu besondern Auszeichnungen. Das belgische Herrscherpaar gab den hohen Verwandten bis Antwerpen das Geleit und berief Wappers in das königliche Schloß, Place de Meir, wo er hinter ihnen auf dem Balkon des schwerfälligen Prunkbaues stand, während die Jubelrufe der Kopf an Kopf gedrängten Menge die Luft erfüllten. Der stattliche Mann mit dem ausdrucksvollen Antlitze, der wohltönenden Stimme und den gewandten Manieren errang im Fluge die Gunst des jungen fürstlichen Paares. Am folgenden Tage suchten der König und die Königin ihn mit ihren Gästen in seinem Atelier auf; die

Königin Victoria bestellte ein Bild, dessen Vorwurf ihm überlassen blieb, und hatte ein Lächeln für seine Frau und eine Liebkosung für sein erstgeborenes Töchterlein. König Leopold kaufte die fertige Arbeit „Genoveva von Brabant" zum Geschenke für die Königin Victoria, welche ihr im Schlosse Windsor einen Platz anwies; das „Art Journal" brachte 1856 eine Radirung desselben von Armytage. Für das zweite Bild wählte Wappers den „Aufzug der antwerpener Fischergilde", ein überaus figurenreiches Thema, welchem er durch sein farbenglühendes Colorit einen besondern Zauber zu verleihen wußte; auch dieses ward durch das „Art Journal" in weiten Kreisen bekannt gemacht. Die Königin Victoria ernannte ihn zum Zeichen ihrer Zufriedenheit zu ihrem Hofmaler und sandte ihm, in Gemeinschaft mit dem Prinzen Albert, eine große silberne Vase mit der Inschrift: „Presented by Victoria R. and H. R. H. Prince Albert to Gustave Wappers." König Ludwig Philipp wollte ihm nicht minder wohl als seine gekrönten Nachbarn in Belgien und England. Er führte den belgischen Meister bei dessen Besuche in Frankreich 1845 in seinem eigenen Wagen nach Saint-Cloud und nach Versailles und zeigte ihm selbst die dort aufgehäuften Kunstschätze an Gemälden, Sculpturen und Gobelins. Dem behaglichen Bürgerkönige sagte Wappers' Persönlichkeit so sehr zu, daß einer dieser Ausflüge fünf Stunden dauerte, er lud ihn auch zur Tafel und wies ihm den Ehrenplatz zwischen der Königin und dem Herzoge von Nemours an, ertheilte ihm den Titel als Hofmaler und bestellte bei ihm ein umfangreiches historisches Gemälde für die Galerie von Versailles, was für einen Ausländer eine besondere Auszeichnung war. Damals war nur van Bree dort vertreten, seitdem haben sich ihm de Caisne, Gallait und van Ysendyck angereiht, während Wappers das Misgeschick widerfuhr, daß seine 1848 vollendete,

überaus wirkungsvolle Darstellung einer „Episode aus der Belagerung von Rhodus“ nach dem Ausbruche der Februarrevolution im Privatbesitze der Familie Orléans verblieb. Bei einer Reise nach Holland 1847, zur „Ausstellung der Südprovinzen“ im Haag, veranstalteten die dortigen Künstler ihm zu Ehren ein Fest in Scheveningen und überreichten ihm eine Dankadresse für seine hohen Verdienste um die Hebung der verschwisterten Kunst Belgiens und Hollands. Sein bedeutendstes Bild in den Niederlanden befindet sich im königlichen Palaste zu Amsterdam; es feiert die „Selbstaufopferung des Lieutenants van Speyck während der Belagerung von Antwerpen durch die Holländer“: der ehemalige Zögling des amsterdamer Waisenhauses sprengte sich und sein Schiff sammt der ganzen Besatzung mit Todesverachtung in die Luft, als die Nothwendigkeit der Uebergabe an ihn herantrat. In demselben Jahre hatte Wappers mit dem Marinemaler Jakob Jacobs eine Studienreise nach Deutschland gemacht, aber die moderne düsseldorfer Schule und deren münchener Genossin sagten ihm weniger als die französischen Romantiker zu, und die Vorliebe von Leys für die altdeutschen Meister war ihm nicht eigen.

Kurz vorher, am 2. Januar 1847, hatte König Leopold I. ihm den Barontitel mit der Devise „Arte et Rege“ und einem aufstrebenden Schwane im Wappen verliehen, officieller belgischer Hofmaler war er seit 1845; der König von Baiern hatte ihm 1846 das Ritterkreuz des bairischen Michaelsordens übersandt, der König von Preußen ertheilte ihm 1847 den Rothen Adlerorden, die Königin Donna Maria von Portugal das Unterscheidungszeichen des Ordens von Christus; er war Ehrenmitglied der münchener Akademie sowie des königlichen Instituts von Amsterdam und besaß eine Menge von goldenen und silbernen Medaillen. Sein Amt verwaltete er fort und fort mit gewissen-

hafter Treue und schuf daneben Bild um Bild, galt es doch für Frau und Kinder zu arbeiten. „Der gute und der böse Engel“, ein Gemälde von bedeutender coloristischer Wirkung, auf welchem die Blondine wieder die Züge seiner Gemahlin trug, ward von Herrn de Pret Roose van Calesberg erworben und bildet noch heute eine Zierde von dessen reich mit Kunstschätzen geschmücktem Hause; eine Aquarellskizze zu dem Kopfe des guten Engels befindet sich im Album seiner Schwägerin Fräulein Knight. Der antwerpener Salon 1846 umfaßte verschiedene geniale Schöpfungen: die Historienbilder „Columbus im Gefängniß“ und „Ribeira und seine Tochter“, sowie mehrere köstliche Kinderporträts und sein eigenes sprechend ähnliches Bildniß. Im Jahre 1848 stiftete er drei Bilder für das Antipendium des alljährlich zu Ehren der Procession auf der Place de Meir aufgebauten Straßenaltars; sie stellten „Christus“ „Unsere Liebe Frau“ und den „Heiligen Joseph“ dar. „Boccaccio Johanna von Neapel den Decamerone vorlesend“ ward 1849 vollendet und ging unmittelbar aus dem Atelier des Malers in die Hände seines Freundes, Herrn de Pret Roose van Calesberg, über; es hängt noch jetzt in einem der Empfangssalons dem schönen genreartig aufgefaßten Doppelporträt der Söhne des Hauses mit ihrem Hunde gegenüber. Die anmuthige Königin ruht halb entkleidet auf einem Ruhebette und lauscht sinnenden Antlitzes den begeisterten Worten, welche den Lippen des warmherzigen Jünglings zu ihren Füßen entströmen, nur eine Genossin leistet dem Paare Gesellschaft; das frische Colorit zeigt die Lehren eines Rubens und eines Delacroix zu schönster Harmonie verschmolzen. Das kleine Gemälde „Die Gebrüder de Witt im Augenblicke vor der Hinrichtung erwachend“ erinnert im Gedanken an die „Söhne Eduard's“ von Delaroche; auch dieses Thema ward von Wappers behandelt. Voll tiefen stummen Wehs

schmiegen die beiden Opfer der Volkswuth sich aneinander, der Glorienschein des Märtyrerthums umschwebt die beiden edeln Köpfe, deren Züge neben der Enttäuschung tiefen Schmerz im Gedanken an den geliebten Genossen spiegeln. Wappers hat selten die Saite des echten Gemüthslebens naturwahrer angeschlagen. Das Bild befindet sich jetzt in dem Musée des Académiciens zu Antwerpen. Ebenso hat sein „André Chénier mit Frau von Coigny und der Herzogin von Saint-Aignan im Gefängnisse Saint-Lazare" vom Jahre 1851 eine gewisse Seelenverwandtschaft mit Charles Müller's in der Galerie des Luxembourg befindlichen Kolossalgemäldes „Der Aufruf der letzten Opfer der Schreckensherrschaft" vom pariser Salon 1850. Freilich hat Müller auf gewaltiger Leinwand eine große Anzahl von historischen Gestalten gruppirt, indem er den „Moniteur" vom 7. und vom 9. Thermidor zum Leitfaden nahm, während Wappers uns im engern Rahmen nur den in dumpfem Hinbrüten an eine Säule gelehnten Dichter zeigt, neben welchem die von trüber Ahnung erfüllte Herzogin und ihre Freunde in unendlichem Schmerze die Hände ringen. Diese Arbeit sowie das weit schwächere, umfangreiche Gemälde von 1852: „Jane Shore vom Volke verfolgt und gesteinigt", befinden sich in der Galerie des Barons Nottebohm zu Antwerpen, eines eifrigen Kunstfreundes und Protectors. Die von Richard III. zum qualvollsten Tode verurtheilte Jane Shore, eine lebensgroße Gestalt, ist kraftlos an der Schwelle der Kirche, deren rettendes Asyl die Pforten vor ihr verschließt, zusammengebrochen und die fühllose Menge weidet sich an den Zuckungen der Verhaßten; selbst eine Gruppe von Frauen ist weniger durchbildet, als es sonst bei den Werken des Meisters der Fall zu sein pflegt. „Die zwei Mütter nach dem Urtheilsspruche Salomonis" fanden gleichfalls manche Anfechtung, was Wappers' Freund und Gesinnungsgenossen, Henri

Conscience, den wackern Vorkämpfer der vlämischen Nationalität in der Literatur, bewog, eine Broschüre darüber zu schreiben. Die unablässigen Kämpfe und Wühlereien im Innern des akademischen Lehrkörpers, die täglich wachsende religiöse und politische Zwietracht, welcher Wappers' glänzende Zukunft zum Opfer fallen sollte, begannen bereits ihren lähmenden Druck auf die geniale Schöpferkraft des warmherzigen Patrioten auszuüben. Ueberall erntete er Undank, allerorten starrte ihm Mistrauen entgegen, und sein offenes Gemüth ward düster und verstimmt, seine Gedanken wurden trübe, seine Hand schwer und sein fröhlicher Sinn verlor die elastische Spannkraft. Er rang und litt, und rang abermals mit erneuter Anstrengung, aber die verborgenen Feinde führten immer neuen Nachwuchs ins Treffen: dieselben Intriguen und Wühlereien, welche Belgien noch jetzt seine besten Kräfte entziehen, fingen schon damals an, ihren unheilvollen Einfluß in dem jungen Königreiche auszuüben.

Endlich gab der Meister schweren Herzens, müden Sinnes den Kampf auf und reichte am 24. März 1852 dem Minister Rogier sein Abschiedsgesuch ein. Die Wirkung war eine gewaltige, alle Edelgesinnten trauerten um den trefflichen Leiter der Akademie, der sie zu solcher Blüte gebracht hatte und der nun den wohlverdienten Lohn nicht ernten sollte. Noch 1853 nahm König Leopold I., als er zur Einweihung des Museums der Akademiker nach Antwerpen kam, die Gelegenheit wahr, Wappers das lebhafte Bedauern auszudrücken, mit dem er sein Begehren erfüllt habe. Der Künstler aber wußte wohl, warum er den ernsten Schritt that: all sein Denken und Sinnen wurzelte in der geliebten Heimat, jede Faser seines Herzens hing an seinem neuverjüngten Vaterlande, und doch war er nach dem Erlebten fest entschlossen, seine Staffelei auf fremder Erde

aufzuschlagen. Beim Verlassen des Akademiegebäudes zog sich ihm das Herz in dumpfem Weh zusammen und seine sonst so lebenslustigen lachenden Augen füllten sich mit Thränen, als er zu einem Freunde sagte: „In diesem Hause habe ich mehr traurige Stunden erlebt, als ich Haare auf dem Kopfe zähle." Er hatte zugleich seine Entlassung als Conservator des antwerpener Museums und als Chef der Bürgerwehr, worin er es von 1835—38 zum Obersten und Oberbefehlshaber gebracht hatte, eingereicht. Als Förderer und Protector der aufblühenden vlämischen Literatur hatte Wappers sich nicht minder verdient gemacht. Alles was eine selbständige Entwickelung seines geliebten Heimatlandes anbahnte, durfte seiner Mitwirkung versichert sein. Henri Conscience fand an ihm einen treuen Bundesgenossen, auch illustrirte er 1844 dessen Werk „Wie man Maler wird"; schon 1834 hatte er diese Arbeiten mit den von Madou auf Stein gezeichneten Illustrationen zu Delius' „Geschichte von Belgien" begonnen.

Das 1853 vollendete, durch Meunier's Stich viel verbreitete Gemälde „Ludwig XVII. im Tempel bei dem Schuhmacher Simon" ward von dem Könige Leopold I. erworben, welcher den Tiefgekränkten in demselben Jahre nach Brüssel berief, um die Porträts der Herrscherfamilie zu malen; er bewies dadurch seinen Gegnern, daß Wappers für ihn nicht im Werthe gesunken sei. Auch 1855, als der Künstler bereits nach Paris übergesiedelt war, ward ihm wiederum der ehrenvolle Auftrag, die Königin Marie Luise, den Herzog von Brabant und den Grafen von Flandern für den Saal der Gemeinderathsversammlungen im antwerpener Rathhause lebensgroß zu malen. Trotzdem ward dem Reformator der belgischen Kunst kein monumentaler Auftrag zutheil; de Keyser ward Director der Akademie, Leys empfing eine Nationalhuldigung bei der Heimkehr von der pariser Weltaus-

stellung 1855, der eine schmückte die Vorhalle des antwerpener Museums, der andere den Prunksaal des Rathhauses mit Fresken und die Kammern bewilligten jedem von ihnen 200000 Francs für seine Schöpfung, Wappers aber lebte vergessen von seinem Volke, verleugnet von seinen Schülern in der Fremde. Selbst der von ihm 1853 in Brüssel und Antwerpen angeregte Gedanke eines internationalen Kunstcongresses fand keinen Anklang, sodaß er sich infolge dessen dem 1861 in Antwerpen gehaltenen fern hielt.

In Paris, wohin er seine Schritte lenkte, fand er geebnete Bahn und nahm in den französischen Kunstkreisen eine überaus geachtete und angesehene Stellung ein. Er malte zahlreiche Porträts von hochstehenden Personen und widmete die stillen Weihestunden der Erinnerung dem Historienbilde, aber die Blütezeit seines Schaffens aus dem Ganzen und Vollen lag mit den Stätten seiner Kindheit hinter ihm. Seine Gemahlin, welche bald nach dem Umzuge nach Frankreich zum Katholicismus übergetreten war, fand sich weit leichter in die veränderte Umgebung, und Wappers mußte rüstig schaffen, um ihr und den drei kleinen Baronessen ein warmes Nestchen zu gründen, ihm blieb keine Zeit zum Grübeln. Napoleon III. und die Kaiserin Eugenie waren dem belgischen Meister wohlgewogen, er porträtirte die Ehrendame, die Herzogin von Bassano, und führte für die Kaiserin seinen „Ludwig XVII. im Tempel“ nochmals aus; das Bild ging bei dem Brande der Tuilerien 1871 in Flammen auf, der Graf van der Stegen de Pret zu Antwerpen besitzt eine gute kleine Skizze davon. Der Heimat sandte er trotz der Verstimmung fort und fort Proben seines Schaffens. Der dreijährige Salon von Antwerpen brachte noch einmal ein Meisterwerk, dem wir fast die Palme unter all seinen Schöpfungen zusprechen möchten: den aus Indien krank und mittellos heimgekehrten „Camoens“ mit

seinem bettelnden Sklaven. Der glückliche Besitzer ist noch jetzt Herr van den Bergh-Elsen, der frühere Bürgermeister von Antwerpen, wie denn überhaupt Wappers' Gemälde überwiegend die Patricierhäuser seiner Vaterstadt schmücken und gleich den Werken der ältern vlämischen Künstler in den Schlössern der englischen Großen den Vortheil, niemals den Platz zu wechseln, genießen, wozu sich leider der Umstand gesellt, daß sie nur in Ausnahmefällen für Fremde sichtbar sind. Bei dem „Camoens“ bleibt es doppelt zu bedauern, da ohne die Kenntniß dieser Leinwand kaum eine richtige Werthschätzung von Wappers' Begabung möglich ist. Der Dichter der „Lusiade“ ist unter der Last der Körper- und Seelenqualen auf der Schwelle eines Palastes zu Lissabon zusammengesunken und sein jugendlicher Begleiter, ein Knabe mit hellen Augen und sympathischen Zügen, hebt bittend die Hand für seinen geliebten Herrn. Selten hat Wappers den goldenen Sammtton Rembrandt's, in welchem Leys zur Zeit seiner zweiten Manier excellirte, besser getroffen, wol niemals wieder das Clairobscur des holländischen Meisters und das warme Incarnat der altvlämischen Schule auf seiner Palette harmonischer zu verschmelzen gewußt. Frau van den Bergh, welche uns in liebenswürdigster Weise den Cicerone machte, berichtete lächelnd, das Gemälde strahle bei Kerzenschein eine solche Leuchtkraft des Colorits aus, daß oft der eine oder der andere Tischgenosse — das Bild hat seinen Platz im Speisesaale der Familie — die Aufmerksamkeit plötzlich auf den altbekannten liebgewonnenen Hausschatz hinlenke. „Camoens“ bildete eins der Prunkstücke der Ausstellung und ward mit Lorbern überhäuft. Die Sammlung des kunstsinnigen Herrn Huybrechts zu Antwerpen umfaßte zwei schöne männliche Köpfe von Wappers, halb Phantasieporträt, halb Genrebild: „Don Juan“ und den „Dominicaner“; wir sahen sie mit Vergnügen im Früh-

jahr 1879 im Hause seines Neffen und Erben wieder. Derselbe antwerpener Salon umfaßte die lebensgroßen Porträts des Grafen und der Gräfin van der Stegen de Pret. Auch das Bildniß von Pharailde de Pret, jetzt Frau van Kerkhove in Gent, welches noch jetzt die helle Treppenflucht ihres älterlichen Hauses in Antwerpen schmückt, trägt die Jahreszahl 1855. Das etwa sechsjährige ganz in Blau gekleidete Kind erinnert an Bonnington's „Blue boy"; auch Carolus Duran, dem modernen französischen Meister, hat bei seinem „Portrait de Jacques" dieselbe Symphonie der blauen Töne vorgeschwebt.

Aller Kränkungen ungeachtet blieb der freiwillige Verbannte in stetem Verkehr mit der Heimat und seinen zahlreichen Freunden. Er war „die Vorsehung" der belgischen Künstler in der Fremde, niemand klopfte vergeblich an seine Thür, denn „er konnte nicht Nein sagen". Bei der pariser Weltausstellung 1855 war er Vertreter der belgischen Kunst und wußte die Arbeiten seiner Landsleute mit so viel Verständniß und Wohlwollen zugleich in das rechte Licht zu setzen, daß vieles durch seine Vermittelung angekauft ward. Sowol bei dem französischen Kaiserpaare wie bei der Königin Victoria und dem Prinzen Albert sprach er für manchen, der ihm einst bitteres Leid verursacht hatte. Napoleon III. beförderte ihn als Anerkennung für seine Verdienste zum Offizier der Ehrenlegion. Als 1858 die Restauration der Gemälde von Rubens im Louvre projectirt wurde, zog man Baron Wappers als Sachverständigen zu Rathe und hielt sein Urtheil besonders hoch. Weder Geld und Ehren noch Familienglück und Kindesliebe fehlten ihm in Frankreich, und doch sandte er seine Schöpfungen mit Vorliebe nach Belgien. Im Jahre 1856 machte er dem Cercle artistique et littéraire zu Brüssel ein lebensgroßes Bildniß von Murillo zum Geschenk. Das 1859 vollendete

kleine Gemälde „Die arme Johanna“ ward wiederum von Herrn de Pret Roose van Calesberg erworben, für den er auch die vorher im Cercle artistique zu Antwerpen ausgestellte Gruppe „Romeo und Julia“ schuf. Seine „Italia“ von 1859 befindet sich im Privatbesitze in Italien, wo er bei einem Besuche eine überaus ehrenvolle Aufnahme fand, selbst der Papst behandelte ihn mit Hochachtung.

Im häuslichen Kreise ward ihm manche Freude, als seine Töchter gleich Rosen des Lenzes emporblühten, doch auch ein tiefes bitteres Weh, das sein Vaterherz gleich einem Blitze aus heiterm Himmel traf und von dessen Folgen er sich nie wieder ganz erholte. Seine Lieblingstochter, Clara Maria Charlotte, welche sich am 30. April 1862 mit dem Baron Roussin-Elias vermählt hatte, sollte von der Hochzeitsreise nur heimkehren, um in der stillen Gruft auf dem Friedhofe Montmartre den ewigen Schlummer anzutreten; sie erlag schon am 17. Mai dem Typhus. Der tiefgebeugte Künstler trauerte ihr tief und lange nach und ließ sich neben seinem geliebten Kinde die letzte Ruhestätte bereiten. Die zweite Tochter verheirathete er an Herrn Fernand Bertera, die jüngste war bei Wappers' Tode noch unvermählt und versüßte ihm als treue Pflegerin die letzten Jahre seines trüben Daseins, als sein stolzer starker Geist, umnachtet, der Erlösung von den irdischen Fesseln harrte. Ein Jahr vor dem Verluste seiner Aeltesten hatte er mit genialer Hand all seine Lieben, die stattliche Mutter mit den lieblichen Töchtern auf einem Familienbilde vereint, die Jüngste malte er nochmals allein; beide Arbeiten bewahrt seine Witwe zu Paris.

Im Jahre 1866 griff er noch einmal in die belgische Geschichte zurück und sandte zur brüsseler Ausstellung das nach Amerika verkaufte Gemälde „Der nächtliche Bittgang der Gräfin Egmont“, welche, wie Alba Philipp II. schrieb,

fast jede Nacht mit ihren Kindern in eifrigem Gebete barfuß einen Bittgang durch die Straßen Brüssels that, um von Gott und Menschen Gnade für ihren gefangenen Gemahl zu erflehen. „Die Landung der ersten englischen Familie in Amerika“ ging, wie vorauszusehen war, gleichfalls über den Ocean. Der Auftrag der belgischen Regierung, eine große Arbeit für das brüsseler Staatsmuseum zu schaffen, brachte ihm 1869 noch einmal ein Aufflackern der alten Lebhaftigkeit, die er mit seinem Kinde in das Grab gesenkt zu haben glaubte. Sein Feuergeist war noch nicht erloschen, aber Hand und Auge begannen nachzulassen, mehr noch Kummer als das Alter hatten Silberfäden durch sein einst so kühn emporstrebendes Haar gezogen und die krausen Locken gelichtet. Die Jahre der Directorschaft der antwerpener Akademie und das Todesjahr seiner Tochter zählten doppelt in seinem Leben. „Karl I. auf dem Gange zur Hinrichtung“ ward 1870 in Antwerpen ausgestellt, fand aber mit Recht nicht den Beifall seiner frühern Arbeiten: man hatte mit Aufträgen gezögert, bis seine beste Kraft dahin war. „Peter der Große“, „Genoveva“, „Camoens“, von der „Episode aus den Septembertagen 1830“ vollends nicht zu reden, stehen sämmtlich hoch über diesem Gemälde, welches Wappers im Musée moderne zu Brüssel vertritt. Ein junges Mädchen ist auf die Knie gesunken und reicht dem zum Tode gehenden Stuart mit schwärmerischem Augenaufschlage eine Rose, hinter ihr steht Doctor Juxton, der Bischof von London, und über dem Ganzen schwebt jener süßliche Hauch der Romantik, dem sich der vlämische Meister in der Vollkraft seines Schaffens so fern wie dem Realismus eines Courbet zu halten wußte. In demselben Jahre 1870 ward die „Sulamitis“ für das antwerpener Museum der Akademiker zu 7000 Francs erworben, zwei lebensgroße halbnackte Gestalten, die man auf den ersten Blick für Paul

und Virginia oder für das erste Menschenpaar im Paradiese zu halten versucht ist.

Die Herrschaft der Commune führte Wappers zum letzten mal in die Heimat, wo das Herz ihm in der altgewohnten Umgebung höher schlug und wo er sich noch einmal jung und in der Vollkraft seines Schaffens fühlen konnte. Im Freundeskreise vergaß er das Weh und den Kummer der letzten Jahre und ward wieder ganz der alte fröhliche Genosse, obgleich, wie damals ein antwerpener Schriftsteller sagte, „Athen auf Sparta eingewirkt hatte". Im Atelier seines ehemaligen Schülers und treuen Freundes Alexander Markelbach malte er sein jetzt im antwerpener Museum der Akademiker befindliches Selbstporträt, welches ihm beim pariser Weltturnier 1878 das ehrenvolle „Diplôme à la mémoire d'artistes décédés" erwarb. In Paris waren Ch. Verlat, Henri Berthou und der deutsche Schriftsteller Kalisch seine intimsten Freunde und Genossen gewesen.

Der Aufenthalt in Belgien war der letzte Sonnenblick des Meisters. Bald nach seiner Rückkehr nach Frankreich traf ihn ein Schlaganfall, der ihn gleich Heinrich Heine langsam dem Tode entgegenführte. Jeder Tag fand ihn matter, dann kam ein nicht minder trauriger Stillstand, bis die Kunde von seinem Tode am 6. December 1874 Paris durcheilte. Ein unabsehbarer Trauerzug der französischen Künstler (Markelbach vertrat voll Pietät die reiche Plejade seiner abwesenden Schüler) gab dem verblichenen Meister von dem stattlichen Hause des Boulevard Malesherbe Nr. 103 das Geleite bis zur Gruft auf dem Friedhofe Montmartre, wo die Baronin Roussin-Elias des Vaters harrte. Wie rasch die Pariser vergessen, ward uns im Frühjahr 1879 bewiesen, als ein Nummernwechsel uns die Baronin Wappers in einem falschen Hause aufsuchen ließ. Niemand wollte den belgischen Meister gekannt haben, selbst der wortgewandte Concierge an

Cabanel's nahe dabei am Park Monceaux gelegenem Atelier schüttelte, höflich bedauernd, den Kopf auf unsere Frage: der Ruhm verweht rasch in der französischen Weltstadt.

In Belgien, und in Antwerpen insbesondere, erweckte die Trauerkunde ein schmerzliches Echo. Die verspätete Gerechtigkeit, welche 1880 bei den Septemberfesten Triumphe feiern wird, war bereits zu Wappers' Lebzeiten erwacht, gar mancher Anfeinder des freiwilligen Verbannten von 1853 mochte seitdem andern Sinnes geworden oder für immer verstummt sein. Der freisinnige Bürgermeister Leopold de Wael, 1877 einer der Anstifter der großartigen Rubensfeste, las in der Rathssitzung vom 21. December einen im „Verband von Kunsten, Letteren en Weetenschappen" vom 11. December veröffentlichten Brief vor, in dem lebhaft betont ward, man sei Baron Wappers ein öffentliches Zeichen der Dankbarkeit und eine Nationalhuldigung seines Gedächtnisses schuldig. Herr Max Suermont stimmte ihm bei und hob den überraschenden Umstand hervor, daß die Gestalt des Regenerators der vlämischen Kunst auf de Keyser's Wandgemälden in der Vorhalle des antwerpener Museums fehle: „Da trifft man Snyders, Herreijns, van Bree an, aber Baron Wappers ist nicht darunter." Schon am 30. December 1854 hatte Loos, der damalige Bürgermeister der Stadt, den Verfall der Akademie, die Wappers zu so bedeutender Blüte gebracht hatte, amtlich bestätigt, und sein Platz wäre schon in der historischen Folge der Wahrheit gemäß neben seinem Vorgänger van Bree gewesen. Die Aufstellung seiner Marmorbüste in dieser Vorhalle, welche sein Fuß so oft durcheilt hatte, war das Ergebniß der Debatten. Schon zu Wappers' Lebzeiten hatten Wilhelm und Joseph Geefs seine Porträtbüste geschaffen. Für die Bedeutung des Meisters als Lehrer sprechen seine heute an der Spitze der ältern belgischen Schule stehenden Schüler,

und die Jubiläumsfeier 1880 wird auch auf sein persönliches Schaffen und Streben manches neue Streiflicht werfen.

Im Frühjahr 1875 bereitete der Cercle artistique, scientifique et littéraire zu Antwerpen dem großen Todten eine letzte Huldigung: er veranstaltete eine Ausstellung seiner im Staats- und im Privatbesitze befindlichen Schöpfungen, welche seinen Verlust für die belgische Kunst noch einmal ganz und voll ermessen ließ. Wenig früher, am 18. Mai 1875, hatte die Auction seines künstlerischen Nachlasses durch den Kunsthändler Ter-Brüggen einen Congreß von Kennern und Sammlern von nah und fern in seine Vaterstadt berufen. Wo er geboren war, wo er seine besten Jahre und seine trübsten Stunden verlebt hatte, sollten seine zahlreichen Skizzen und Entwürfe, seine Zeichnungen und seine halbvollendeten Bilder, gleichsam zum Beweise seiner rastlosen Thätigkeit, am Auge seiner Landsleute vorübergleiten. Diese Auswahl enthielt die Elite und den Bodensatz seiner Schöpfungen, das, was er für sich bewahrte, weil es ihm sein Bestes däuchte, und das, was er zurückbehielt, weil es ihm vor dem Forum der Selbstkritik zu schwach schien, dazu Entwürfe aus seiner frischesten, aus seiner trübsten Epoche und aus der des nahenden Alters, als sein Colorit matter und seine Zeichnung weniger scharf ward. Ter-Brüggen, ein Freund des Verstorbenen, hatte das alles mit wirklichem Kunstverständnisse in dem damaligen Hôtel Drouot von Antwerpen, dem an seine Wohnung stoßenden Auctions- und Ausstellungslocal der Rue Bockelmans gruppirt. An dieser Sammlung von Oel- und Kreideskizzen ließ sich die ganze künstlerische Entwickelung von Baron Wappers in großen Zügen verfolgen. Einer mit raschen kühnen Strichen hingeworfenen Reduction der „Episode aus den Septembertagen“ reihten sich drei unbenutzt gebliebene Studien und Skizzen zu derselben Composition an. Die Gemälde „Peter

der Große", „Christoph Columbus" und „Jane Shore", waren in kleinern Reductionen vertreten. Unter den fertigen Arbeiten glänzte in erster Linie der „Sterbende Jean Bart, seinem Sohne seinen Haß gegen England überliefernd", ein trotz seiner blassen Tinten mit wunderbarer Energie ausgeführtes Gemälde von bedeutender Wirkung; es befindet sich gleich vier großen eingerahmten Kreidezeichnungen noch jetzt im Besitze der Witwe Ter-Brüggen. „Die mit ihrem Kinde spielende junge Mutter", eine an die Weise eines Rubens mahnende, halbnackt auf ihrem Lager ruhende Frauengestalt, ward für das antwerpener Museum erworben, wo das Gemälde ein interessantes Pendant zu der „Lady Godiva" seines Schülers van Lerius bildet; die glückliche junge Mutter zeigt das rosige Incarnat der vlämischen Schule; die opferbereite, doch schambleiche Engländerin, welcher die Beklemmung des Augenblicks alles Blut zum Herzen treibt, ist bleich wie der Tod.

Die Anfänge Wilhelm's von Oranien.

Von

Heinrich Welzhofer.

Wenige Personen der neuern Geschichte haben eine so verschiedenartige Beurtheilung erfahren wie Wilhelm von Oranien. Ganz abgesehen von der dichterischen Behandlung, die diesen Mann zum Prototyp eines uneigennützigen Streiters um politische und religiöse Freiheit gestempelt hat, haben auch ernste und besonnene Geschichtsforscher das Ihrige zur idealen Verklärung seines Charakters und seiner Bestrebungen gethan, und auf der andern Seite haben sich ebenso sorgfältige Forscher gefunden, die nicht blos diesen Nimbus fortzuschaffen, sondern auch ein wenig anziehendes Bild an dessen Stelle zu setzen unternahmen. Hätte man glauben sollen, daß bei der überströmenden Fülle der in den letzten Jahrzehnten aus niederländischen, belgischen und spanischen Archiven ans Tageslicht geförderten Correspondenzen und Documente gar leicht eine Uebereinstimmung der Urtheile und die klarste Erkenntniß aller bis dahin dunkeln und strittigen Punkte erzielt würde, so ist doch fast eher das Gegentheil eingetreten: nicht blos daß eine ziemlich große Anzahl der wichtigsten Umstände in zweifelhaftem Halbdunkel geblieben ist und wol auch bleiben wird, haben auch sowol die Bewunderer als die Verkleinerer des niederländischen Helden in den neuerschlossenen Quellen frisches Rüstzeug zur Verfechtung ihrer Ansichten gefunden und dadurch dem frühern Gegensatz nur größere Schärfe verliehen. So hat

Motley in der That nur eine verbesserte Auflage des Schiller'schen „Wilhelm von Oranien" gegeben; so ist von anderer Seite nur das unfreundliche Bild ausgeführt worden, das einst Strada in flüchtigen Umrissen gezeichnet hatte. Vielleicht wird auch hier die Wahrheit in der Mitte liegen, verdunkelt und zurückgedrängt durch irgendwelche religiöse, politische und nationale Parteistandpunkte, die so oft in der neuern Geschichte die unbefangene Erforschung der Thatsachen und ihre objective Beurtheilung erschwert oder vereitelt haben. Das 16. Jahrhundert ist das Jahrhundert der großen Revolutionen auf fast allen Gebieten des menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens und will daher objectiver und behutsamer beurtheilt sein als jedes andere. Viele der historischen Charaktere, die es hervorgebracht, sind mit einem modernen Maßstabe nicht zu messen und verlangen nur im Lichte ihres eigenen Zeitalters gesehen zu werden.

Die Person Wilhelm's von Oranien war in eine Zeit gestellt, die dem adeligen Stande, dem er selbst angehörte, im ganzen nicht eben günstig war. Auch noch im 16. Jahrhundert dauern im Norden, im Südwesten und in der Mitte Europas die Kämpfe fort, durch welche der schon längst in seinem ganzen Wesen erschütterte und haltungslos schwankende Adel noch immer die aufstrebende absolute Fürstenmacht aufzuhalten und zu beschränken suchte. Aber diese Kämpfe fielen fast regelmäßig zum Nachtheile des Adels aus und immer tiefer sank seine Macht und sein Einfluß auf die Weltgeschicke. Schon im vorangehenden Jahrhundert war die mittelalterliche Adelsoligarchie in den meisten Ländern gebrochen worden und an ihre Stelle der auf die politische Gleichheit zwar noch nicht der Staatsangehörigen, aber doch der Stände sich stützende monarchische Staat getreten. Selbst in Deutschland hatte sich nur ein geringer

Bruchtheil des höchsten Adels diesem politischen Niedergang zu entziehen vermocht, und dieser steuerte jetzt mit Hülfe der Reformation dem Ziele zu, das schon in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters jedem Adeligen vorgeschwebt hatte: das Vasallitätsverhältniß mit der unabhängigen Fürstenmacht zu vertauschen. Im Westen hingegen kam der hohe wie niedere Adel allmählich zu der Ueberzeugung, daß nur durch den engsten Anschluß an die Krone und durch die vollständigste Unterwerfung unter dieselbe die letzten Trümmer seiner politischen Macht zu retten seien; er begab sich in den Dienst des Monarchen, der ihn gern auf dem Felde des Krieges und der Diplomatie für die Erhöhung des Königthums arbeiten ließ.

Auch der niederländische Adel hatte zur Zeit Karl's V. und schon früher den letztern Weg gewählt. Aus seinen Reihen gingen bedeutende Feldherren und Staatsmänner hervor, die zugleich in loyaler Treue und Anhänglichkeit an das habsburgische Haus mit den spanischen Granden wetteiferten. Karl V., selbst ein Niederländer von Geburt, wählte mit Vorliebe Mitglieder des niederländischen Adels in seinen Hofstaat und in seinen Rath. Dieser Dienst war ehrenvoll und gewährte einen beträchtlichen Antheil an dem kaiserlichen Ruhme, der die Welt erfüllte, aber er war zugleich mit den größten materiellen Opfern verbunden. Die kaiserliche Kasse war infolge der vielen Kriege fast stets zu sehr erschöpft, um den dienenden Großen Besoldungen und Entschädigungen bieten zu können. Manche derselben trieben ihre uneigennützige Dienstleistung so weit, daß sie, stets durch die trügerische Aussicht auf künftige Schadloshaltung hingehalten, in die tiefste Verschuldung geriethen. Unter solchen Umständen hätte auch der tüchtigste Adel der innern Zerrüttung und Auflösung anheimfallen müssen. Besonders der mittlere und niedere Adel der Niederlande ergab sich

einer verschwenderischen und üppigen Lebensweise, verlor seine frühere Thatkraft und Brauchbarkeit zur Erfüllung höherer politischer und militärischer Aufgaben und ermattete zugleich in seinem Eifer für den Dienst des Monarchen.

So bot der niederländische Adel schon beim Regierungsantritt Philipp's II. ein ganz anderes Bild dar als unter Karl V. Seine Mitglieder waren zum größten Theil unzufrieden mit dem neuen Regiment, das sich fast ausschließlich auf die Spanier stützte; sie lebten theils zurückgezogen auf ihren verschuldeten Gütern, theils fuhren sie fort, in den großen Städten ein prunkvolles Leben zu führen. Hier näherten sie sich dem wohlhabenden Bürgerstande, der ohnehin schon lange mit Wohlgefallen und Bewunderung auf seinen aus früherer Zeit her ruhmbedeckten Adel blickte. Sie gaben den reichen Kaufleuten glänzende Gastmähler, nahmen theil an den Belustigungen und Festen des Volks und verkehrten in herablassendem Gespräche mit dem einfachsten Bürger. Wol mochten sie schon die künftigen Ereignisse ahnen und im Bürgerstande einen starken Bundesgenossen zu gewinnen suchen. Dabei waren sie aber noch weit entfernt, ernstlich an den Abfall von der spanischen Herrschaft zu denken: wie aussichtslos wäre auch ein solcher gewesen bei ihrer Uneinigkeit, ihrer Zerfahrenheit, ihrem Mangel an materiellen Hülfsmitteln! Auf eigene Hand eine Revolution zu machen, hätte dieser Adel nimmer vermocht: erst als weit stärkere Elemente von gleicher Unzufriedenheit und Neuerungssucht ergriffen waren, gelang es ihm, Einfluß auf die entstehende Bewegung, ja manchmal sogar die Initiative zu erlangen.

Nur wenige vom höchsten Adel vermochten sich diesem Zurückgange zu entziehen und harrten auch noch unter Philipp II. im Dienste der Krone aus. Zu diesen gehörte Wilhelm von Oranien, und ohne Frage wäre derselbe eine unschätzbare Stütze des schon im Wanken begriffenen Thrones

geworden, wenn es Philipp besser verstanden hätte, getreue Diener zu gewinnen und festzuhalten. Wilhelm bewies während seines ganzen Lebens eine vorzügliche staatsmännische und militärische Begabung, und der Zweig seines Hauses, dessen Erbschaft er antrat, hatte bisher überaus tüchtige und ergebene Anhänger der Krone hervorgebracht. Sein Großoheim, Engelbert II., war einer der hervorragendsten Männer seiner Zeit gewesen. Nachdem derselbe schon Karl dem Kühnen auf seinen Feldzügen vorzügliche Dienste geleistet, leistete er noch größere dem habsburgischen Hause, indem er die Heirath zwischen Maria von Burgund und Maximilian vermittelte, die Franzosen in der ersten Schlacht bei Guinegate zurückwarf und die Niederlande bald mit Güte, bald mit Gewalt zur Unterwerfung unter das neue Herrscherhaus brachte. In den letzten Jahren seines Lebens war er Statthalter der gesammten Niederlande. Er starb kinderlos und hinterließ seine reichen Besitzungen seinen beiden Neffen Heinrich und Wilhelm. Der erstere stand zu Karl V., dessen Wahl zum Deutschen Kaiser er wesentlich gefördert hatte, in den intimsten Beziehungen, und sein Sohn Renat genoß die gleiche Gunst des Kaisers. Auch Renat beerbte einen reichen Oheim, den berühmten Philibert von Châlons, den letzten Sprößling des alten und mächtigen Hauses Châlons. So bekam er zu seinen Besitzungen in Brabant, Flandern, Holland und Luxemburg noch reiche Güter im Herzogthume und in der Freigrafschaft Burgund, in der Dauphiné, und besonders das souveräne Fürstenthum Oranien. Aber auch er starb kinderlos, in dem Feldzuge, den Karl V. im Jahre 1544 gegen Paris unternahm. Wenige Wochen vor seinem Tode hatte er ein Testament gemacht, worin er seinen Vetter Wilhelm, den ältesten Sohn des ebengenannten Wilhelm, zu seinem Erben einsetzte.

Wilhelm war erst elf Jahre alt, und sein Vater lebte

noch, als ihm diese glänzende Erbschaft zufiel. Nach den nassauischen Hausverträgen hätte allerdings der Vater, der Oheim Renat's, die Erbschaft erhalten sollen, aber wie hätte der Kaiser jemals den Uebergang so großer Besitzungen in die Hände eines so eifrigen Förderers der Reformation, wie der alte Wilhelm war, gestatten können? Dies hatte Renat bedacht, und dies bedachte auch der alte Wilhelm und entsagte zu Brüssel freiwillig seinem Erbrechte zu Gunsten seines Sohnes. Doch auch dies genügte dem vorsichtigen Kaiser nicht: wies er auch den Rath derer, die den Sohn des „Häretikers" für erbunfähig erklären wollten, zurück, so sollte doch nur ein Anhänger der alten Religion die Erbschaft erhalten und deshalb der junge Wilhelm am kaiserlichen Hofe in der katholischen Religion erzogen werden. Auch darauf ging der Vater desselben, vielleicht mit schwerem Herzen, ein. Der Kaiser, völlig befriedigt durch diesen Ausgang der Angelegenheit, gedachte sich in dem jungen nassauischen Grafen, dessen seltene Begabung er bald erkannte, einen ergebenen Diener seines Hauses zu erziehen. Er scheint sogar eine lebhafte Zuneigung zu ihm gefaßt zu haben, denn gern hatte er ihn um sich und soll selbst bei der Verhandlung wichtiger Staatsangelegenheiten und bei dem Empfange fremder Gesandten seine Anwesenheit häufig gewünscht haben.

Der Beginn der Laufbahn Wilhelm's war glänzend. Im Alter von 19 Jahren befehligte er in dem Feldzuge nach Artois zehn Fähnlein Fußvolk und zwei Jahre darauf zog er an der Spitze von fünf Reitercompagnien abermals gegen Frankreich ins Feld. Auf diesem zweiten Feldzuge gab er solche Beweise seines Genies, daß der Kaiser noch während desselben eine Armee von 20000 Mann seinem Befehle unterstellte. Kurz darauf bestieg Philipp den Thron, und Wilhelm benannte ein Fort, mit dessen Anlage er eben

beschäftigt war, Philippeville. Zur Abdankung des Kaisers wurde Wilhelm nach Brüssel berufen, und man betrachtete es als eine außerordentliche Gunstbezeigung Karl's V., daß derselbe sich mit der rechten Hand auf die Schultern des jungen Mannes stützend den Saal betrat, welcher der Schauplatz seiner freiwilligen Entsagung wurde.

Die nächsten Jahre brachten Wilhelm neue Auszeichnungen. Er wurde Mitglied des Ordens der Ritter vom Goldenen Vlies, erhielt von Philipp und dem noch in den Niederlanden weilenden Kaiser diplomatische Missionen hochwichtiger Art, bekam ein hohes Commando in dem neuen Kriege mit Frankreich und leitete im Auftrage des Königs mit dem Connetable Montmorency und dem Marschall Saint-André die Verhandlungen ein, die zu dem Frieden von Câteau-Cambrésis führten. So besaß er, wie früher des Kaisers, so jetzt des Königs vollstes Vertrauen, und über die Aufrichtigkeit seiner Dienstbeflissenheit und Loyalität konnte kein Zweifel sein. Man hat ihm später den Beinamen „Der Schweigsame“ gegeben, und gern stellt man sich ihn als einen schon bei seinem Eintritt in den königlichen Dienst auf weitaussehende hochverrätherische Plane sinnenden Meister in der Verstellungskunst vor. Er war dies damals nicht und er wurde dies auch später nicht in dem Grade, wie man gewöhnlich meint. Damals, wie auch in den nächstfolgenden Jahren, gab er Beweise der Offenheit und Geradheit seines politischen Verhaltens.

Bereits im Jahre 1555 war er mit Egmont und andern vornehmen Niederländern vom Könige zum Mitgliede seines Staatsrathes in Brüssel ernannt worden. Die Absicht des Königs hiebei war, durch die Beiziehung des einheimischen höchsten Adels zur Regierung die Unzufriedenheit des Volkes über die beispiellose Aussaugung und Misverwaltung des Landes zu beschwichtigen. Dies wußte Wilhelm

und übernahm nur ungern die ihm übertragene Würde. Schon nach Verlauf eines Jahres erklärte er mit den übrigen neuernannten Staatsräthen dem Könige offen, daß sie, wenn er bei dem bisherigen Regierungssystem verharren wollte, um Enthebung von ihrem Amte bäten, und im Jahre 1558 legte er in der That dieses wenig ehrenvolle Amt eines Staatsrathes sowie das eines Chefs der Finanzen, welches er gleichfalls bekleidet hatte, nieder. Seine Versicherung, daß er bereit sei, dem Könige nach Kräften zu dienen, war aufrichtig und wahr; je wichtigere und schwierigere Aufgaben jener ihm aufgetragen hätte, um so größern Eifer hätte er sicher entfaltet, denn ein mächtiger Ehrgeiz erfüllte seine Seele und verlangte nach einem großen Wirkungskreise; aber als Mitglied des Staatsrathes, wie ihn *wenigstens* Philipp organisirt hatte, war er nicht blos zur Thatlosigkeit verurtheilt, sondern mußte auch, in eine zweideutige Stellung gedrängt, das Vertrauen des Landes verlieren, das schon damals die Anordnungen des Staatsrathes mit Widerwillen aufnahm. Es war eine thörichte Politik des Königs, den Adel im eigenen Lande zum Werkzeuge seiner Plane machen zu wollen, ohne ihn zugleich durch die Gestattung des engsten Anschlusses an die Krone und durch die Ueberweisung ehrenvoller und lohnender Staatsämter für die Einbuße an Popularität schadlos zu halten. Die letzten Reste des Adels, die noch treu bei der Krone aushartten, mußten einsehen, daß der König entschlossen war, sie seiner Politik zu opfern und ihnen den Rückhalt zu entziehen, den sie von alters her am Volke hatten. Der Zustand der Niederlande im ganzen war bereits unter dem Generalstatthalter Emanuel Philibert von Savoyen so hoffnungslos, daß derselbe wiederholt um seine Entlassung bat und froh war, als er dieselbe nach dem Frieden von Câteau-Cambrésis erhielt. Man erwartete in der That schon damals den Aus-

bruch von Unruhen, von welchen der grundbesitzende Adel seinen Ruin besorgen mußte, wenn er sich auf die Seite des Königs stellte. Wilhelm von Oranien wollte der Regierung ergebene Dienste leisten und dadurch den Ruhm seines Hauses erhöhen und sein eigenes Interesse fördern; aber nimmermehr konnte die Opferwilligkeit eines Großen des 16. Jahrhunderts so weit gehen, um des Königs willen sich und sein Haus ins Verderben zu stürzen.

Viele Große des 16. Jahrhunderts, und besonders die niederländischen, betrachteten sich keineswegs als zum unbedingten Gehorsam gegen die Krone verpflichtete Unterthanen, sondern noch immer als Vasallen, die der Lehnsherr nur in seltenen Fällen in seinen Dienst befehlen konnte. Dieser Standpunkt war, zumal in der spanischen Monarchie, durch die thatsächlichen Verhältnisse überholt, aber er war in eminenter Weise historisch berechtigt. Auf ihn stellte sich Wilhelm gleich beim Eintritt in seine politische Laufbahn, und je mehr er in der folgenden Zeit in den Vordergrund der niederländischen Revolution trat, um so unentbehrlicher erschien ihm die Festhaltung desselben. Er bildet die Basis seiner ersten Vertheidigungsschrift von 1568 und noch mehr seiner zweiten von 1581, sowie überhaupt seiner ganzen auswärtigen Politik, soweit sich dieselbe auf sein persönliches Verhältniß zu dem von ihm bekämpften Könige bezog. So bietet die Geschichte dieser Periode das eigenthümliche Schauspiel dar, daß derselbe Mann, der die modernen, damals revolutionären Principien der Gewissensfreiheit und der Nationalität auf seine Fahne geschrieben hatte, sich zugleich zum Vertreter des absterbenden mittelalterlichen Feudalismus machte.

Die niedergelegte Staatsrathswürde mußte Wilhelm bald wieder auf sich nehmen; denn Philipp's Art war es nicht, einen einmal angenommenen politischen Grundsatz rasch

wieder aufzugeben. Er drang so lange mit Bitten in Wilhelm, bis derselbe versprach, an den Staatsrathssitzungen wieder Antheil zu nehmen, jedoch nur unter der Bedingung, im Falle der Wiederaufnahme des frühern Regierungssystems seine Entlassung nehmen zu dürfen. Zur selben Zeit ernannte ihn der König, der eben im Begriff war, nach Spanien abzureisen, zum Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht. Auch damit gab ihm der König keinen allzu großen Beweis seiner Gunst. Wilhelm selbst erwartete, daß ihm diese Statthalterschaften, die auch sein Onkel Heinrich und sein Vetter Renat besessen hatten, übertragen würden, und auch die niederländischen Stände hatten dem Könige ihren Wunsch ausgedrückt, daß sie nur von einheimischen Adeligen regiert werden möchten. Hierzu kam noch, daß der König jetzt die Macht der Statthalter über die einzelnen Provinzen wesentlich beschränkte, indem er dieselben weit mehr als früher von der Generalstatthalterschaft in Brüssel abhängig machte.

Damit hatte Wilhelm das Höchste erreicht, was ein niederländischer Großer im Dienste Philipp's überhaupt erreichen konnte. Die Volksstimme hatte ihn und Egmont als Nachfolger des Herzogs Emanuel von Savoyen in der Generalstatthalterschaft bezeichnet; aber nie hätte in Philipp ein derartiger Gedanke, der mit seiner ganzen Politik unvereinbar gewesen wäre, aufkommen können. Er übergab die Generalstatthalterschaft seiner Halbschwester Margaretha von Parma, die ein williges Werkzeug in seiner Hand war und der er zudem verlässige Anhänger seiner Politik zur Seite stellte. Durch sie wollte er die Niederlande wie eine spanische Provinz regieren, die Unbeschränktheit der Königsmacht durchsetzen, die Vorrechte des Adels und die Freiheiten der Städte beseitigen. Wären die Zeitverhältnisse andere gewesen, so hätte er seine Plane durchführen mögen,

und weder der Adel noch der Bürgerstand hätte der spanischen Uebermacht besonders hemmend entgegentreten können. Aber er hatte seinen Calcul ohne Berücksichtigung der Macht der Reformation gemacht, die allmählich immer stärker über die Grenzen des Landes hereinflutete und durch keine noch so strenge Handhabung der von Karl erlassenen schrecklichen Plakate in ihrem Fortgange aufzuhalten war. Das unzufriedene Land erkannte bald in der Reformation eine natürliche Bundesgenossin gegen den spanischen Absolutismus, und immer stärker wurde der Ruf nach Einstellung der grausamen Ketzerverfolgungen, nach religiöser Duldung und Gewissensfreiheit.

Wilhelm und die wenigen niederländischen Großen, welche noch mit ihm halb freiwillig, halb gezwungen in dem undankbaren Dienste des Königs ausharrten, sahen sich nach der Abreise desselben nach Spanien vor die Alternative gestellt, entweder unbedingt auf die Intentionen der königlichen Politik einzugehen und den monarchischen Absolutismus auf Kosten ihrer eigenen und des Landes Vorrechte und Freiheiten zu fördern, oder nach der frühern Selbständigkeit des hohen Adels, nach der Unabhängigkeit der Provinzialstatthalterschaften, nach der Selbstregierung des Landes, mit Einem Worte nach der Beschränkung der monarchischen Gewalt zu streben. Da zeigte sich bereits der Zwiespalt zwischen den aufeinander eifersüchtigen Großen, der in der Folge der königlichen Politik ungemein förderlich war: anstatt einmüthig den einen oder den andern Weg zu betreten, schlossen sich die einen, allerdings die Mehrheit, an ihrer Spitze Barlaimont und Aerschot, unbedingt Granvella, dem Hauptrathgeber der Herzogin, an, während die andern unter der Führung Wilhelm's von Oranien und des Grafen Egmont den Weg der Opposition wählten. Aber es war zunächst eine durchaus offene und ehrliche Opposition, in

welche die letztern eintraten, und dieselben glaubten dadurch keineswegs im Widerspruch zu sein mit ihren Pflichten gegen den König.

Durch ein Geständniß, das Wilhelm später in seiner Apologie machte, hat er selbst am meisten dazu beigetragen, daß sein damaliges Verhalten von der Nachwelt in nicht ganz richtiger Weise aufgefaßt und beurtheilt wurde. Er war im Juni des Jahres 1559 mit Egmont, Aerschot und Alba als Geisel zur Ausführung des Vertrags von Câteau-Cambrésis nach Paris gesandt worden. „Dort", erzählt er in der Apologie, „habe ich es von König Heinrich selbst vernommen, daß Herzog Alba mit demselben die Mittel zur Ausrottung aller der Ketzerei Verdächtigen in Frankreich, in den Niederlanden und in der ganzen Christenheit berieth. Der König dachte, ich sei als Geisel in so wichtige Angelegenheiten völlig eingeweiht, und enthüllte mir den ganzen Plan des Königs von Spanien und des Herzogs Alba." Diese Entdeckung, die ihn nach seiner weitern Angabe mit tiefem Mitleide über so viele unschuldige Opfer erfüllte, bezeichnet er als den ersten Anlaß und Ausgangspunkt seiner Opposition gegen den König und er rühmt sich weitläufig seiner Bemühungen zur Vereitelung der spätern spanischen Regierungsmaßregeln. Allein keinem Zweifel kann es unterliegen, daß alle diese Erklärungen weit entfernt sind, die volle thatsächliche Wahrheit zu enthalten: wie die ganze Apologie, die eine ausgesprochene Tendenzschrift ist, als historische Quelle nur mit höchster Vorsicht gebraucht werden darf, so ist sie besonders in den angeführten Angaben nicht frei von Entstellung der Wahrheit und Uebertreibung des Thatbestandes. Was Wilhelm als den geheimen Plan der Könige von Spanien und Frankreich bezeichnete, war damals für alle Welt kein Geheimniß mehr und am wenigsten für Wilhelm; vom Anfang seiner Regierung an hatte Philipp

die Ausrottung der Ketzerei und die Niederschlagung der Reformation als das Ziel seiner Politik bezeichnet und Wilhelm selbst hatte ohne Zweifel schon mehr als einmal die diesbezüglichen Befehle des Königs ausführen helfen. Das letztere mag er, da seine eigenen Aeltern und Geschwister Ketzer waren, ungern gethan haben, aber es wäre offene Empörung gegen den König, die ihn unrettbar ins Verderben gestürzt hätte, gewesen, wenn er sich hierin den königlichen Verordnungen widersetzt hätte. In seiner Apologie hat er noch ein zweites Geständniß gemacht, das mit der erwähnten Erklärung wenig im Einklange steht: er gibt zu, daß er in seinen jüngern Jahren sich weniger mit religiösen und Gewissensfragen beschäftigte, als den Vergnügungen der Welt lebte. Zahlreiche Briefe von ihm und andere Actenstücke aus der Zeit der Generalstatthalterschaft Margaretha's bestätigen die Richtigkeit dieses Geständnisses. Wilhelm entfaltete zu Brüssel eine fürstliche Pracht, verschwendete große Summen an kostspielige Vergnügungen, besonders an die Falkenjagd, der er leidenschaftlich ergeben war, und sein moralischer Lebenswandel war so wenig tadelfrei wie der der meisten holländischen Großen. So war er damals noch nicht der Mann, der sich zur Rolle eines Vorkämpfers der politischen und religiösen Freiheit berufen gefühlt hätte, und sein Verhältniß zum niederländischen Volke war noch weit mehr das des königlichen Beamten als das eines entschlossenen Vertheidigers seiner Rechte und Privilegien. In seiner spätern Apologie war er natürlich bemüht, auch sein früheres Leben als von denselben Grundsätzen und Bestrebungen getragen darzustellen, die ihn zur Zeit ihrer Niederschreibung beherrschten. Bei dem glühenden Hasse, der ihn damals gegen Philipp erfüllte, mochte er seine frühere Loyalität gegen denselben lebhaft bereuen und suchte nun der öffentlichen Meinung gegenüber durch Entstellung der Vergangen-

heit die Consequenz seiner Politik zu retten. Es gab im 16. Jahrhundert keinen bedeutenden Politiker, der sich in der Wahl seiner Mittel nur von den Grundsätzen der christlichen Moral hätte leiten lassen: Alle waren damals Schüler Machiavelli's und verfolgten ihre Zwecke mit der antiken Rücksichtslosigkeit, die dieser italienische Politiker durch seine theoretischen Schriften wiederbelebt hatte.

Neben den Angaben dieser Apologie hat noch eine historische Anekdote — keine andere Bezeichnung verdient diese durch nichts bestätigte Erzählung, die von einem auch sonst wenig verlässigen Schriftsteller, Aubery du Maurier, herrührt, dessen Vater sie von einem Freunde Wilhelm's von Oranien erfahren haben soll — die frühere Geschichte dieses Mannes verfälschen helfen. Bei seiner Einschiffung zur Ueberfahrt nach Spanien soll Philipp dem Prinzen Vorwürfe gemacht haben, daß er bei den Generalstaaten durch geheime Intriguen den königlichen Absichten entgegengearbeitet habe, worauf Wilhelm erwiderte, daß alles die Staaten selbst und in ganz gesetzmäßiger Weise gethan hätten. Durch diese Antwort erzürnt, habe ihn der König heftig am Kragen geschüttelt und gerufen: „Nicht die Staaten, sondern Ihr, Ihr, Ihr!“ Wilhelm sei in Folge dieser beleidigenden Worte nicht mit an Bord des königlichen Schiffes gegangen, sondern habe sich begnügt, dem Könige vom Ufer aus eine glückliche Reise zu wünschen. So sehr diese ganze Erzählung sowol mit den thatsächlichen Verhältnissen als auch mit dem Charakter Philipp's, der gerade in solchen wichtigen Momenten stets das höchste Maß von Selbstbeherrschung entwickelte, im Widerspruch steht, so ist dennoch nie an ihrer Wahrheit gezweifelt und aus ihr die Entstehung einer persönlichen Feindschaft zwischen Philipp und Wilhelm abgeleitet worden.

Die Opposition, welche Wilhelm den unbedingten An-

hängern der königlichen Politik machte, war anfangs so gemäßigt, daß weder die Statthalterin Margaretha noch ihr Rathgeber Granvella in seine Loyalität den geringsten Zweifel setzten; ja sie belobten ihn mehrmals in ihren Briefen an den König wegen seines Diensteifers. Beide unterstützten im Anfange des Jahres 1561 sein Gesuch um Verleihung der erledigten Statthalterschaft von Burgund, welche auch schon seine Vorfahren besessen hatten, und der König selbst zögerte nicht lange, ihm durch die Gewährung dieses Gesuchs einen Beweis seines Vertrauens zu geben. Gerade damals beschäftigte den Prinzen eine Angelegenheit, welche den ohnehin stets argwöhnischen König gar leicht mit Mistrauen hinsichtlich seiner Ergebenheit hätte erfüllen können, wenn er von derselben nicht so viele sprechende Beweise zu haben geglaubt hätte. Seit dem Tode seiner ersten Gemahlin war Wilhelm darauf bedacht, sich wieder standesgemäß zu verheirathen, und er hatte sich bereits um die Hand einer lothringischen Prinzessin sowie einer reichen französischen Gräfin beworben, doch beidemal ohne Erfolg. Seit dem Jahre 1559 nun stand er mit dem Kurfürsten August von Sachsen in Unterhandlung, um die Hand von dessen Nichte Anna zu erhalten. Diese Prinzessin war die Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen, der vor wenigen Jahren den Kaiser Karl so hart bedrängt und gedemüthigt hatte, und Philipp hatte daher wol Ursache, diese beabsichtigte Heirath zu misbilligen und dem Prinzen durch Margaretha und Granvella von ihr abrathen zu lassen. Als dieser jedoch auf seinem Entschlusse beharrte und dem Könige in den wärmsten Worten wiederholt seine Ergebenheit und seine Anhänglichkeit an die katholische Religion — Anna war natürlich Protestantin, was in den Augen Philipp's vielleicht noch anstößiger war als die einstmalige Politik ihres Vaters — versicherte, gab derselbe seine Ein-

willigung und spendete der Braut als Hochzeitsgeschenk einen Ring im Werthe von 3000 Thalern. Die Besorgnisse, welche Granvella bezüglich dieser Hochzeit hegte, waren unbegründet: sie blieb ohne alle politische Folgen und am wenigsten spann sie ein Band zwischen den niederländischen Großen und den protestantischen Fürsten des Deutschen Reiches.

Damals verkehrten Wilhelm und Granvella noch in ziemlich freundschaftlicher Weise miteinander und nur in den Sitzungen des Staatsraths mochte sich der Contrast der beiderseitigen Ansichten und Bestrebungen offenbaren. Die größte Aufregung im Lande wurde zunächst verursacht durch das Zurückbleiben einiger spanischen Truppen, deren baldige Abberufung Philipp bei seiner Abreise bestimmt zugesagt hatte. Den Oberbefehl über dieselben hatte er *Wilhelm* und Egmont übertragen, um auch bezüglich dieses Punktes den Groll des Volkes auf den einheimischen Adel abzuleiten. Allein sobald Wilhelm und Egmont bemerkten, daß einerseits es dem Könige mit der Abberufung der Truppen nicht Ernst sei und andererseits der Unwille des Volkes sich bereits auch gegen sie richte, erklärten sie im Staatsrathe mit Entschiedenheit ihren Entschluß, den Oberbefehl über dieselben niederzulegen. Zugleich drangen sie auf die Abreise der Truppen und brachten zuletzt auch Margaretha und Granvella dazu, diese gerechtfertigte Forderung des Landes beim Könige zu unterstützen. Es war der erste Erfolg der nationalen Opposition, als im Januar 1561 die Truppen auf Befehl des Königs sich nach Spanien einschifften.

Bald jedoch kam es zum offenen Bruche zwischen den beiden Regierungsparteien und es traten persönliche Feindschaften zwischen den einzelnen Mitgliedern hinzu. Der König glaubte in der Errichtung von 17 Bisthümern in den Niederlanden an der Stelle der bisherigen drei ein vortreffliches Mittel gefunden zu haben, um durch eine voll-

ständige Neugestaltung aller kirchlichen Verhältnisse im Geiste des zu Trient tagenden Concils den Fortschritten der Reformation alle Wurzeln abzuschneiden. Durch den Eintritt der neuernannten Bischöfe in die Stände der einzelnen Provinzen dachte er zugleich den Anhängern seines Systems eine ansehnliche Verstärkung zu schaffen. Granvella rückte zum Erzbischof von Mecheln, ja sogar zum Cardinal vor, und in letzterer Eigenschaft ging er im Range Wilhelm und Egmont voran und erhielt demgemäß im Staatsrathe seinen Sitz vor diesen beiden Großen. Diese Erhöhung des königlichen Günstlings, der überdies von jetzt an von einem gewissen stolzen und herrschsüchtigen Benehmen nicht frei ist, scheint dieselben nicht wenig verletzt und zu einem entschlossenern Vorgehen veranlaßt zu haben. Zwar der Errichtung der neuen Bisthümer, für welche sie der vorsichtige König durch die Herzogin in persönlichen Unterredungen hatte gewinnen lassen, setzten sie keinen Widerstand entgegen, so sehr sie auch selbst geneigt gewesen wären, der ungeheuern Aufregung des Landes, das nicht mit Unrecht in der neuen Maßregel die maskirte Einführung der verhaßten spanischen Ketzerinquisition erblickte, Rechnung zu tragen. Dagegen erhoben sie sich gegen die Bestrebungen Granvella's, die darauf zielten, die ganze Regierungsgewalt in seiner Hand zu vereinigen, worin er ohne Zweifel vom Könige selbst unterstützt wurde. Im Juli des Jahres 1561 richteten sie eine Vorstellung an den König, worin sie erklärten, daß sie auch jetzt wieder, wie unter der Statthalterschaft des Herzogs von Savoyen, nur zur Berathung geringfügiger Angelegenheiten in den Staatsrath berufen würden und trotzdem nach einer vom Cardinal abgegebenen Erklärung für alle Eventualitäten ebenso verantwortlich seien wie der alle wichtigern Sachen eigenmächtig abfertigende Ausschuß des Staatsrathes; demgemäß möge der König entweder ihre Ent-

lassung genehmigen oder Befehl geben, daß künftig alle Angelegenheiten im vollen Staatsrathe mitgetheilt, berathen und entschieden würden. Sie bemerkten ausdrücklich, daß ihr Vorwurf keineswegs die Herzogin treffe, sie nannten auch nicht den Namen Granvella's, aber gar leicht konnte Philipp aus der ganzen Darstellung des Schriftstücks entnehmen, daß sich hauptsächlich oder fast nur gegen diesen die Klage richtete.

Die Antwort, die Philipp auf diese Vorstellung gab, war für Wilhelm und Egmont ziemlich befriedigend; er versicherte sie seines Vertrauens, dankte ihnen für den durch die Einreichung der Vorstellung bewiesenen Eifer zur Wahrung der Interessen des Landes und versprach, durch den Grafen Horn, der damals am spanischen Hofe weilte, seine Entschließungen bezüglich der Abänderung des bisherigen Geschäftsganges zu übersenden. Und in der That überbrachte der Graf Horn der Herzogin den Befehl, den Großen zu erklären, daß in Zukunft nichts ihrer Mitwissenschaft und Mitwirkung entzogen werden solle. Wie wenig ernstlich jedoch diese Versprechungen gemeint waren, geht daraus hervor, daß schon wenige Monate später, im März 1562, die Großen eine zweite Vorstellung desselben Inhalts an den König richteten. Sie war so erfolglos wie die erste. Mit geheimer Einwilligung des Königs berieth sich fortan die Herzogin über wichtigere Staatsangelegenheiten nur mit Granvella, der sie ganz für sich gewonnen hatte. Zugleich wußte sich dieser die Gunst und das unbedingte Vertrauen des Königs immer mehr zu gewinnen, zu welchem Zwecke er sich sogar die ärgsten Verdächtigungen der niederländischen Großen erlaubte, wovon diese hinwiederum in Bälde Nachricht bekamen.

Die Parteinahme des Königs für Granvella, welche Wilhelm bald klar wurde, konnte nicht verfehlen, diesen

allmählich auf die Seite der unzufriedenen Elemente zu drängen. Er fühlte, daß der Kampf gegen Granvella zugleich ein Kampf gegen den König sei, und er beschloß, im Verein mit den Ständen dem Könige abzuringen, was dieser nicht freiwillig geben wollte. Bei den Ständen von Brabant, denen er selbst als einflußreiches Mitglied angehörte, betrieb er seine Beförderung zum Range eines Superintendanten von Brabant; aber Granvella wußte dies zu vereiteln, indem er im Staatsrathe erklärte, daß nur der Herzog von Brabant, welcher der König sei, eine Superintendanz über Brabant haben könne, und daß derjenige, der nach diesem Amte strebe, sich zum Herzog machen wolle. Zugleich näherte sich jetzt Wilhelm immer mehr dem Volke, das schon längst gleichfalls der spanischen Regierung Opposition machte; er vertrat die Forderung desselben, daß zur Herstellung der Ordnung und Ruhe im Lande die Generalstaaten berufen werden sollten. Dabei wußte er, wie sehr der König die Berufung der Generalstaaten, die ohne Zweifel sofort die Regierung in ihre Hände genommen hätten, fürchtete und ihr entgegenarbeitete. Endlich richtete er sogar seine Blicke nach Deutschland, um von dort aus in seinen Bestrebungen unterstützt zu werden. Trotz der Abmahnung der Herzogin, der er erklärte, daß er es seinem deutschen Vaterlande schuldig sei, reiste er im October 1562 auf den deutschen Reichstag zu Frankfurt. Es scheint, daß er dort eine Intervention der deutschen Reichsfürsten bei Philipp zu Gunsten der niederländischen Partei betrieben hat; und zwar suchte er nicht blos die protestantischen, sondern auch die katholischen Fürsten zu gewinnen, und wirklich soll sich besonders Herzog Albrecht von Baiern gegen die spanische Misverwaltung in den Niederlanden erklärt haben. Aber auch hier erreichte er nicht das Geringste: bereits betrachteten die deutschen Fürsten, deren jeder überdies nur für

seine eigenen Interessen sorgte, das erst seit wenigen Jahren dem Reiche entfremdete Nachbarland als vollständig zum Auslande gehörig, und weder Ferdinand I. noch Maximilian II. waren geneigt, in eine nationaldeutsche Politik einzutreten.

Durch diese Bestrebungen verfolgte der Prinz ohne Zweifel seine eigene, den Absichten des Königs entgegengesetzte Politik. Solange dieselbe aber nicht auf offene Empörung und Hochverrath hinauslief, war sie sowol in seinen eigenen als seiner inländischen und ausländischen Standesgenossen Augen berechtigt und selbst Philipp, wollte er nicht ungerecht erscheinen und sein Ziel der Schwächung und Unterdrückung des niederländischen Adels offen zugestehen, vermied es damals stets, den Prinzen über seine Haltung zur Rede zu stellen oder zurechtzuweisen. Die Herzogin und Granvella schwebten damals in höchster Angst und befürchteten das Schlimmste; der letztere schrieb im December 1562 nach Spanien an Gonçalo Perez: „Was uns gerettet hat, ist, daß sich keiner dieser Herren erklärt hat; denn thäte es nur ein einziger von ihnen, so könnte nur Gott es hindern, daß das Beispiel Frankreichs in diesem Lande nachgeahmt würde." Und Margaretha, die gerechter war als Granvella, schrieb dasselbe in fast gleichlautenden Ausdrücken dem Könige selbst.

Was aber besonders lähmend wirkte auf die Thätigkeit Wilhelm's, die mit Recht seit drei Jahrhunderten von den niederländischen Geschichtschreibern als eine nationale und patriotische bezeichnet wird, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß hier sein wie des ganzen Adels Interesse mit dem des Landes zusammenfiel — war die immer stärker zu Tage tretende innere Uneinigkeit seiner Partei, deren Mitglieder sich alle einander ebenbürtig zu sein glaubten und keinem, auch nicht dem Prinzen, die Führung der Partei

einräumen wollten. Diese Uneinigkeit wurde von Anfang an durch die Herzogin und Granvella lebhaft genährt, ja in den Briefen des Königs selbst finden sich darauf bezügliche Anweisungen der raffinirtesten Art an diese beiden. So kam es sogar zwischen einigen Großen zu persönlichen Feindschaften, wie denn zwischen dem Herzog Aerschot und dem Grafen Egmont beinahe ein Duell stattfand. Aerschot und Aremberg sagten sich förmlich von der Partei der „Liguisten“ los und schlossen sich den „Cardinalisten“ an. Granvella dachte schon die Gegenpartei vollständig zu sprengen, indem er dem Könige rieth, einzelnen Großen militärische Aemter in Spanien und Italien zu übertragen, um einerseits dieselben aus den Niederlanden zu entfernen, andererseits die übrigen durch die Hoffnung auf ähnliche Beförderung dem königlichen Interesse ganz wiederzugewinnen. „Ich glaube nicht“, schrieb er, „daß der Prinz in Sicilien schlechte Dienste leisten würde, wenn Ew. Majestät den Herzog von Medina in ein höheres Amt versetzen wollte.“ In der That ist nicht zu leugnen, daß dies vielleicht das sicherste Mittel gewesen wäre, den Prinzen der Sache der niederländischen Nation zu entfremden und dem königlichen Dienste zu erhalten.

Trotz dieser innern Zerklüftung seiner Partei gab der Prinz den Muth nicht auf; er soll damals gesagt haben: „Eines Tages werden wir die Stärkern sein!“ — welcher Ausruf eben nicht für die Schweigsamkeit seiner Natur sprechen würde. Er gewann Egmont und Horn, eine abermalige Vorstellung an den König zu richten, worin sie mit Entschiedenheit erklärten, daß es ihnen unmöglich sei, den Sitzungen des Staatsrathes beizuwohnen, solange Granvella die Leitung der Geschäfte in Händen habe. Und nach Absendung dieser Vorstellung vom 11. März 1563 reisten sie in der That aus Brüssel ab, die Herzogin in peinlicher

Verlegenheit zurücklassend. Sie kehrten erst zurück zur gemeinschaftlichen Berathung der aus Spanien eingetroffenen Antwort des Königs, der ihnen die Abberufung des Cardinals rundweg abschlug und Egmont einlud, nach Spanien zu kommen, um sich über die Ursachen der Unzufriedenheit und der Wirren in den Niederlanden ausführlich auszusprechen. Aber Egmont weigerte sich dessen, da er, wie er sagte, nicht zum Ankläger Granvella's werden wollte, und richtete im Verein mit Wilhelm und Horn und den übrigen Anhängern der nationalen Partei eine neue, motivirtere Vorstellung an den König. Trotzdem begann er bereits schwankend zu werden, da er bemerkte, daß eine mächtige Partei am königlichen Hofe, an deren Spitze Alba stand, die Haltung der niederländischen Großen dem Könige als hochverrätherisch darzustellen suchte. Nur mit Mühe gelang es Wilhelm, dessen Person von jetzt an immer mehr in den Vordergrund der Ereignisse tritt, die „Ligue" zusammenzuhalten und die Mitglieder derselben zum Beharren auf dem gefaßten Beschlusse, sich der Theilnahme an den Staatsrathssitzungen zu enthalten, zu bestimmen. So wurde die Verlegenheit der Herzogin immer größer, bis sie schließlich keinen andern Ausweg mehr wußte, als die Unterstützung des Cardinals aufzugeben und sich wieder den unzufriedenen Großen zu nähern. Sie drang nun selbst in den König, dessen Abberufung zu beschließen.

Philipp wollte um keinen Preis von seiner bisherigen Politik, die niederländischen Großen im Dienste seiner Regierung eine unbedeutende und zweideutige Rolle spielen zu lassen, abgehen. Es stand daher von Anfang an bei ihm fest, daß ihr Entlassungsgesuch nicht genehmigt werden konnte. Aber ihre Entschiedenheit und Beharrlichkeit mußte es ihm auch als unmöglich erscheinen lassen, die ganze Angelegenheit noch länger hinauszuziehen und Granvella in seiner

Stellung, die jetzt auch die Herzogin für unhaltbar erklärte, zu belassen. Er entschloß sich daher nach langer Ueberlegung zu seiner Abberufung, konnte es sich aber zugleich nicht versagen, die Großen seine tiefe Verstimmung über diesen ihm abgezwungenen Schritt merken zu lassen. Wilhelm befürchtete mit Recht, daß der beim Könige das höchste Vertrauen genießende Cardinal, dessen Abreise nach Burgund im März 1564 erfolgte, wieder zurückkehren möchte, und erklärte mit Egmont der Herzogin, daß sie in diesem Falle sofort wieder aus dem Staatsrathe austreten müßten. Dem Könige aber suchte er in einer warm geschriebenen Rechtfertigung sein Mistrauen gegen ihn zu benehmen: er verwies auf die treuen und vorzüglichen Dienste seiner Vorfahren, in deren Fußstapfen zu treten stets sein Bestreben gewesen sei, und bat den König inständig, an der Aufrichtigkeit seiner Versicherungen nicht zu zweifeln und den Verdächtigungen seiner Feinde keinen Glauben mehr zu schenken.

Auch wir können, wollen wir nicht ungerecht sein, die Loyalität seiner bisherigen Haltung nicht bezweifeln. Nicht blos Granvella und die Herzogin, sondern auch er wünschte nichts sehnlicher, als daß der König endlich einmal sein Versprechen, selbst in die Niederlande zu kommen, erfülle. Weit entfernt, vom Könige Vorwürfe oder gar Strafe für sein Verhalten zu befürchten, hoffte auch er noch immer, denselben in persönlicher Unterredung von der Nothwendigkeit der Bewilligung seiner Forderungen und von seinem loyalen Diensteifer zu überzeugen. Diese Hoffnung sprach er sogar in Briefen an deutsche protestantische Fürsten aus. Aber der König kam nicht und eine Aussöhnung zwischen ihm und dem Prinzen war daher unmöglich.

Hatte der König in die Entlassung seines Ministers willigen müssen, so war er doch keineswegs geneigt, auch

auf die nothwendigen Consequenzen dieser Niederlage seiner bisherigen Politik einzugehen. Granvella hatte die Bestrebungen der Großen richtig gekennzeichnet, wenn er dem Könige schrieb, daß dieselben die Verfassung des Landes in eine Art Republik zu verwandeln suchten, wo der König nur thun dürfte, was ihnen gefiele. Dieses Ziel der Beschränkung der königlichen Allmacht durch eine einheimische Pairsversammlung hatten sie durch die Entfernung des Cardinals zu erreichen geglaubt; aber als sie sich jetzt daran machen wollten, ihren mühsam errungenen Sieg auszubeuten, stießen sie abermals auf den zähesten Widerstand von seiten des Königs. Nicht blos daß Granvella sein geheimer Rathgeber betreffs aller Angelegenheiten der Niederlande blieb, machte er auch alle Anstrengungen, dessen noch fortbestehende Partei, die jetzt besonders von Viglius geleitet wurde, zu stützen und die Herzogin von dem Einfluß der Gegenpartei freizumachen. Selbst vor der Verwirrung, die auf solche Weise in den ganzen Regierungsorganismus der niederländischen Provinzen kommen mußte, schien er nicht zurückzuschrecken, um dadurch die Nothwendigkeit einer Reaction um so dringlicher erscheinen zu lassen. So war der Zwiespalt und der Parteistreit innerhalb der Regierung nach dem Sturze des Cardinals fast größer als zuvor.

Auch die Ziele, welche jetzt Wilhelm von Oranien verfolgte, waren im ganzen dieselben, die er sich früher vorgesetzt hatte. Zunächst strebte er nach einer größern Concentration der Regierungsgewalt in den Händen des Staatsrathes, in welchem jetzt seine Partei die Oberhand hatte; dies Ziel hoffte er besonders durch eine Beschränkung der Befugnisse des Finanzrathes und des Gerichtsrathes, welche beiden Räthe durch die Cardinalisten Barlaimont und Viglius geleitet wurden, und durch die Unterordnung dieser Räthe unter den Staatsrath zu erreichen. Zugleich fuhr er fort,

immer dringender die Berufung der Generalstaaten, deren Sympathien ihm jetzt völlig gehört hätten, zu verlangen. Endlich vertrat er jetzt mit mehr Kühnheit als früher die von allen Klassen der Bevölkerung schon längst gestellte Forderung der Einstellung der barbarischen Religionsverfolgungen. Um den König zur Bewilligung aller dieser Forderungen, was in der That damals das einzige Mittel gewesen wäre, die Ruhe des Landes zu erhalten, zu bestimmen, sandte die Majorität des Staatsrathes Egmont nach Spanien. Es waren eitle Versprechungen, die dieser erhielt, und der König wollte hierdurch nur Zeit gewinnen; im November des Jahres 1565 trafen in Brüssel Depeschen ein, worin der König keine einzige der gestellten Forderungen bewilligte und namentlich die strengste Ausführung der Ketzeredicte anbefahl.

Aber schon vor der Ankunft dieser verhängnißvollen Depeschen hatte Wilhelm alle Hoffnung auf die Nachgiebigkeit des Königs aufgegeben. Die versteckte und unehrliche Politik desselben gegen seine eigenen Beamten hatte ihn mit tiefster Entrüstung erfüllt, welcher er schon im August dieses Jahres sogar der Herzogin gegenüber in den zornigen Worten Ausdruck gegeben hatte, daß man den Worten und Versprechungen des Königs nicht mehr glauben könne, da er dem Grafen Egmont ganz andere Aufträge mitgegeben habe, als er zur selben Zeit an die Herzogin expedirt habe. Hatte er sich nach seinem Siege über Granvella mit außerordentlichem Eifer, dem auch die Herzogin lebhafte Anerkennung zollte, den Staatsgeschäften gewidmet, um einerseits den König mit dem Geschehenen zu versöhnen und nachgiebiger zu stimmen, andererseits die Aufregung des Landes zu beschwichtigen und die drohende Empörung niederzuhalten, so wurde er natürlich jetzt, da er die Fruchtlosigkeit seines Strebens einsah, des königlichen Dienstes überdrüßig und

er wünschte ernstlich denselben aufzugeben. Aber um keinen Preis hätte die Herzogin jetzt, da die Lage so überaus kritisch war, und, wie alle fühlten, die Revolution vor der Thür stand, seine Entlassung annehmen können; mit den inständigsten Bitten drang sie in ihn, sie nicht zu verlassen und noch einige Zeit zu warten, bis der König entweder selbst kommen oder eine andere Entschließung senden werde, und in der That ließ sich Wilhelm bestimmen, seinen Zurücktritt aufzuschieben, ohne deswegen der geheimen Unterstützung der revolutionären Elemente, die jetzt plötzlich aus dem politischen Chaos an die Oberfläche emporstiegen, zu entsagen. Dies war allerdings nicht mehr eine loyale Haltung im heutigen Sinne, aber im 15. und 16. Jahrhundert war ein derartiges Benehmen eines mit seinem Monarchen unzufriedenen und nach Vasallenselbständigkeit strebenden Großen durchaus keine Seltenheit. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß Wilhelm auf unsere Sympathien mehr Anspruch hätte, wenn er dieses politische Doppelspiel vermieden und mit Offenheit und Entschiedenheit sich dem jetzt den Kampf eröffnenden unzufriedenen Adel und Volke als Führer dargeboten hätte. Eine gewisse Unentschlossenheit und Furchtsamkeit war damals noch ein Zug seines Charakters, sodaß er noch nicht zu dem Entschlusse kommen konnte, sein dienstliches Verhältniß gegen den König zu lösen und demselben, wie er später that, in offener Opposition als Vasall und Mitglied der Generalstaaten entgegenzutreten. Aber auch diese Verquickung einer modernen Amtsstellung mit mittelalterlichen Ansprüchen war in diesem Jahrhundert der confusesten Vermengung aller alten, mittelalterlichen und neuen Rechtsatzungen, die bei der ausschlaggebenden Macht der thatsächlichen Gewalt in immer schwankendem Zustande blieben, nichts Ungewöhnliches, und noch im 17. Jahrhundert hat Frankreich ganz ähnliche Verhältnisse gesehen.

Wilhelm fuhr also im geheimen fort, seine eigene Politik, die der königlichen ganz entgegengesetzt war, zu verfolgen. An dem Compromiß des niedern Adels, der jetzt mit hitzigem Eifer in die Action eintrat, hatte er, so sehr er dies auch in der Folge in Abrede gestellt hat, hervorragenden Antheil. Durch seinen Bruder Ludwig, der sich von ihm unbedingt leiten ließ und der mit Brederode und Hoogstraten die Führung des Adelsbundes übernommen hatte, übte er auf denselben, wenigstens anfangs, den bedeutendsten Einfluß. Aber weit mehr mäßigend und zurückhaltend suchte er auf den Feuereifer dieser kühnen und im Sturm vorgehenden Männer einzuwirken, als daß er zum offenen Aufstande, der ihm selbst gefährlich werden konnte, geschürt hätte. Nach seinem Plane sollte das Compromiß nur als Schreckmittel gegen die Regierung dienen, um dieselbe zum Eingehen auf die von ihm und vom ganzen Lande geforderten Concessionen zu bestimmen. Aber auch dieser Plan scheiterte an dem Ungestüm und der innern Zerfahrenheit des Adelsbundes, dessen Mitglieder größtentheils in Bälde in Wilhelm's Mäßigung und Zurückhaltung nur Schwäche und Feigheit sahen.

Auf der andern Seite ging auch der hohe Adel sowenig als früher auf seine Plane ein. Es war umsonst, daß er im März 1566 mehrere Staatsräthe und Statthalter nach Hoogstraten lud und ihnen unter Hinweis auf den gefahrvollen Zustand und die Bedürfnisse des Landes dringend anempfahl, die Zügel der Regierung selbst in die Hand zu nehmen. Man gab ihm recht, daß es unmöglich sei, die fanatischen Befehle des Königs, vor denen selbst Viglius und die Herzogin erschrocken waren, auszuführen; aber man wagte es nicht, von der frühern versteckten Opposition gegen den König zur offenen überzugehen. Das Band, das ihn mit seinen Verbündeten unter dem hohen Adel verknüpfte,

wurde, wol auch infolge seiner Unentschiedenheit, immer loser, und namentlich Egmont, dessen Einfluß auf das Volk fast größer war als der seinige, neigte sich immer mehr auf die Seite der Gegenpartei. Und auch die Berufung der Generalstaaten vermochte Wilhelm, so sehr er auch darauf drang, jetzt ebenso wenig wie früher durchzusetzen.

Die folgenden Ereignisse, der längsterwartete Ausbruch der Unruhen, das immer kühnere Vorgehen des Adelsbundes, der wüste Bildersturm, die Wirren in Antwerpen und andern Städten sind bekannt. In Philipp's Augen war natürlich Wilhelm, der doch, wie man heute weiß, selbst den Ausbruch der Revolution fürchtete, immer der Hauptanstifter derselben. Durch Briefe aus Madrid war er von dem Beschlusse des Königs, ihn bei passender Gelegenheit zu verderben, genau unterrichtet. Er bestand deshalb fortwährend auf seinem Entlassungsgesuch, aber zugleich dachte er daran, dem jetzt zu den Waffen greifenden Könige mit bewaffnetem Widerstand zu begegnen — das letzte Mittel, das nach seiner Auffassung, die auch von den von ihm um Rath befragten deutschen Fürsten getheilt wurde, dem von seinem Lehnsherrn bedrohten Vasallen gestattet war. Aber er kam nicht zur Ausführung dieses kühnen Projects; es gelang ihm nicht, die mit der Regierung unzufriedenen Elemente um sich zu sammeln, da er sich nicht offen zu erklären wagte. Er vergeudete die Zeit mit Transactionen nach allen Richtungen hin: sowol die Lutheraner als auch die Calvinisten suchte er durch Zugeständnisse betreffs ihrer Religionsausübung, auf welche er sich trotz der ausdrücklichen Befehle des Königs und der Herzogin einließ, zu gewinnen, verdarb es aber mit beiden Confessionen, da jede derselben ihn als den Ihrigen betrachtete und noch weit größere Zugeständnisse erwartete; er verhandelte mit den deutschen Fürsten, welche gleichfalls über seine Haltung nicht ins Klare

kommen konnten und zudem wenig Lust zeigten, sich in auswärtige Händel einzumischen; er hatte geheime Besprechungen mit hervorragenden Mitgliedern des Adelsbundes, vermochte aber nicht, seinen frühern Einfluß auf denselben zurückzuerlangen; er gab sich unendliche Mühe, Egmont und Horn für den beabsichtigten Waffengang gegen Herzog Alba zu gewinnen; aber diese wollten nicht den Kampf gegen den mächtigsten Monarchen Europas wagen und hofften zuversichtlich auf dessen Verzeihung. So fand er weder in den Niederlanden noch auswärts hinreichende Stützen zur Ausführung seines Plans, und er sah sich zuletzt zur Sicherung seiner Person gezwungen, wie ein Flüchtling das Land zu verlassen.

Peter's des Großen Briefwechsel mit Katharina.

Von

A. Brückner.

Eine vergleichende Betrachtung des Tones, Charakters und Inhalts der Briefwechsel zwischen Privatpersonen zu verschiedenen Zeiten müßte zu den lehrreichsten culturhistorischen Studien gehören. Man würde daraus auf die Art des persönlichen Verkehrs einander nahestehender Freunde und Verwandten schließen können. Nicht blos für die Geschichte einzelner Menschen wird durch solche Forschungen reiches Material gewonnen, sondern auch für die Beurtheilung ganzer Zeitalter. Die Privatcorrespondenzen im Jahrhundert der Aufklärung, der Encyklopädie, nehmen sich denn doch wesentlich anders aus als diejenigen eines frühern Jahrhunderts. Je nach der Stellung, welche die Frau in der Gesellschaft und in der Familie einnimmt, wird auch der Briefwechsel zwischen Männern und Frauen auf verschiedenen Culturstufen einen wesentlich verschiedenen Habitus aufweisen. Das Maß der Langathmigkeit des Gedankenaustausches, der Mannichfaltigkeit der in den Bereich des Briefwechsels hineingezogenen Stoffe, die mehr oder minder ernste oder heitere Tonart bei dem brieflichen Verkehr, die Dosis conventioneller Formen oder das Maß der Freiheit in der äußern Anlage der Briefe — alles dieses wird nicht blos Zeugniß ablegen von der individuellen Begabung, von Temperament und Bildung der Schreibenden, sondern auch die Signatur der Epoche tragen, aus welcher die Correspondenz stammt.

Es mag von Interesse sein, solche Wandlungen an einem Beispiele zu illustriren und damit Material zu gewinnen zur Beurtheilung nicht blos einzelner historischer Personen, sondern auch der historischen Atmosphäre, in welcher sie lebten. Einer solchen Betrachtung legen wir in der folgenden Skizze den Briefwechsel Peter's des Großen mit Katharina zu Grunde. Derselbe kann als ein Beitrag gelten zur Charakteristik des Zaren und seiner Gemahlin, als eine Geschichtsquelle für manche Ereignisse jener denkwürdigen Epoche, als ein Mittel der Beurtheilung mancher Verhältnisse in der Zeit der folgenreichsten Metamorphose, welche Rußland je durchlebte.

Verweilen wir, ehe wir zur Darstellung des Charakters, Tons und Inhalts jenes Briefwechsels übergehen, einen Augenblick bei andern Beispielen von Privatbriefwechseln in Rußland aus jener Epoche und betrachten wir sodann die Geschichte des persönlichen Verhältnisses des Zaren zu Katharina, welche, sehr bescheidenen Ursprungs, von einem wunderbaren Geschick zur Nachfolgerin des genialen Herrschers auf dem Throne Rußlands ausersehen war.

Während aus der Zeit der Kaiserin Katharina II. ganze Bibliotheken von Briefwechseln bekannt geworden sind und noch täglich neue Sammlungen von Correspondenzen zum Vorschein kommen, von einzelnen Forschern und gelehrten Gesellschaften in besondern Büchern oder Sammelwerken und Zeitschriften herausgegeben werden, ist selbstverständlich die Menge der bekannt gewordenen und überhaupt vorhandenen Briefe aus der Zeit bis zu Peter dem Großen eine verhältnißmäßig geringe. So dienen denn nur als seltene Ausnahme Briefe als Geschichtsquelle Rußlands bis zum 18. Jahrhundert. Aber schon im Laufe des 16. und 17.

Jahrhunderts ist eine stetige Zunahme solcher Privatcorrespondenzen in Rußland wahrzunehmen, welche uns unmittelbar in jene Zeiten versetzen, den Personen und Verhältnissen jener weit zurückliegenden Epochen nahebringen, momentane Stimmungen, flüchtige Eindrücke, Freude und Schmerz, Anschauungsweise und Gedankenhorizont der Briefsteller vergegenwärtigen.

Eine Anzahl von Familienbriefen des Großfürsten Wassilij Iwanowitsch an seine Gemahlin (aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts), zeugt von Zärtlichkeit und Sorge für Frau und Kinder, ist aber denn doch zu kurz und im Inhalt zu unbedeutend, als daß sie einen tiefern Einblick in die Beziehungen der Menschen zueinander und in die Verhältnisse jener Zeit gestatteten. Der polemische Briefwechsel zwischen Iwan dem Grausamen und dem Fürsten Kurbskij (um die Mitte des 16. Jahrhunderts) ist nicht eigentlich eine Privatcorrespondenz, sondern vielmehr eine Reihe von großen literarischen, auf Gelehrsamkeit und Belesenheit beruhenden, von politischer Parteifärbung durchzogenen Leistungen zweier hervorragender Staatsmänner. Dagegen sind manche Correspondenzen der unmittelbaren Verwandten Peter's des Großen, seines Vaters, des Zaren Alexei Michailowitsch, sowie seiner Schwester Sophie zu erwähnen. Alexei schrieb gern und viel; namentlich seine in völlig ungezwungenem Tone gehaltenen Briefe an seinen Oberjägermeister Matjuschkin, in denen mancher Jagderlebnisse erwähnt wird, gewähren einen Einblick in das Gemüthsleben des Zaren. Von unvergleichlich größerm Interesse aber sind die wenigen Briefe, welche die Zarewna Sophie während ihrer Regentschaft (1682—89) an ihren Geliebten, den eine Premierministerstellung einnehmenden Fürsten Wassilij Wassiljewitsch Golizyn richtete.

Mit der politischen Stellung der Prinzessin Sophie hatte

sich in gewissem Sinne ein Act der Frauenemancipation in Rußland vollzogen. Es war jahrhundertelang etwas Unerhörtes gewesen, daß eine Frau herrschte. Mit fester Hand hielt sie die Zügel der Regierung. Sie ist die Vorgängerin der ganzen Reihe von Kaiserinnen, deren Herrschaft dem größten Theil des 18. Jahrhunderts in Rußland einen besondern Stempel aufdrückt. Schon die Thatsache ihrer Thronbesteigung zeigt den ungeheuern Abstand zwischen der Prinzessin und den andern russischen Frauen jener Zeit, welche in völliger Abhängigkeit von ihren männlichen Verwandten im Innern des Hauses ein Traumleben führten, nicht berufen zum Handeln, zu stumpf und ungebildet zum Denken, kaum wagend, einer Empfindung Ausdruck zu geben.

Wir besitzen eine große Anzahl von Briefen, welche derselbe Fürst Golizyn von verschiedenen Verwandten, unter andern von seiner Schwiegermutter, erhielt. Sie sind außerordentlich dürftig im Inhalt, reich an conventionellen Formen bei Behandlung der Frage nach der Gesundheit, stereotyp in der häufigen Wiederkehr derselben Phrasen. Wie ganz anders die Briefe, welche die Prinzessin Sophie an Golizyn richtete. Die glühendste Leidenschaft, die heißeste Sehnsucht nach dem Geliebten spricht aus ihnen. Alle conventionellen Formen des damaligen Briefstils sind durchbrochen; die individuellsten Empfindungen gelangen zum Ausdruck; der Augenblick der leidenschaftlichsten Erregung kommt zu seinem Rechte. Hier ist keine literarische Leistung, keine Pflicht der Höflichkeit, kein der Convenienz gezollter Tribut, keine auf nur äußerlichem Herkommen beruhende hyperbolische Wendung von Zuneigung und Zärtlichkeit, sondern der unmittelbare Erguß des Gefühls, ein Sprengen aller Fesseln von Zurückhaltung, welche durch die äußere Sitte auferlegt zu werden pflegen. Es gehörten für die damalige Zeit excep-

tionelle Verhältnisse dazu, um das Entstehen solcher Briefe mit dem Aufflammen der hingebensten Liebe zu ermöglichen. [1])

Uebrigens gibt es noch ein anderes Beispiel solcher von Zärtlichkeit und Leidenschaft überströmender Briefe aus einer nur sehr wenig spätern Zeit. Nachdem der Zar Peter seine Gemahlin Jewdokia verstoßen hatte, lebte dieselbe als Nonne in einem Kloster bei Ssusdal. Hier unterhielt sie eine Zeit lang ein Liebesverhältniß mit einem Major Gljebow und die Briefe, welche sie an ihn richtete, sind erhalten. Sie zeugen von großer Gefühlsinnigkeit; der fast einzige Gegenstand der Erörterung ist die Sehnsucht nach dem Geliebten, die Sorge, daß seine Liebe erkalten möge u. s. w. [2])

Vergleicht man diese Briefe der ehemaligen Zarin Jewdokia an den Major Gljebow mit den wenigen kurzen Schreiben, welche sie während ihrer Ehe mit dem Zaren an diesen richtete, so gewahrt man den gewaltigen Unterschied zwischen der heißen Glut einer die Schranken des Erlaubten durchbrechenden Leidenschaft und der Convenienz einer in hergebrachter Form ohne Herzensneigung geschlossenen Ehe. Die Briefe Jewdokia's an Peter sind durch die Abwesenheit des letztern von der Hauptstadt in jener Zeit veranlaßt, als er mit großem Eifer seine Studien der Schiffahrt und des Schiffbaues zu betreiben begann und infolge dessen öfter am Ufer des Perejasslawschen Sees weilte, als seiner Mutter und seiner Gemahlin lieb war. Die kurzen Briefe der beiden Frauen an den Zaren, in denen sie ihn zur baldigen Rückkehr auffordern, sind so förmlich und schablonenhaft, daß von irgendeiner individuellen Empfindung, von irgendeinem originellen Gedanken darin nichts zu spüren ist. Man schrieb gewissermaßen nach einem Formular; es ist, als werde eine Pflicht der gewöhnlichsten Höflichkeit erfüllt. Nur etwa ein Kosenamen „Mein Lapuschka", welchen die Zarin Jewdokia einmal an ihren jungen Gemahl

richtet, unterbricht die Monotonie und Steifigkeit dieser Correspondenzformen.[3])

Wie sehr man beim Briefschreiben in jener Zeit in conventionellen Ausdrücken befangen war und wie oft man dabei auf jeden andern Inhalt des Briefwechsels zu verzichten bereit war, ist aus manchen Beispielen zu ersehen. So ist ungefähr ein halbes Hundert Briefe des Zarewitsch Alexei an seine ehemalige Amme und deren Gemahl herausgegeben worden, in denen so gut wie ausnahmslos dieselbe Wendung des Grußes, der Erkundigung nach der Gesundheit, ohne allen andern Inhalt wiederholt wird.[4]) Ebenso wiederholen die meisten Schreiben des Zarewitsch Alexei an seinen Vater in drei Zeilen stets in derselben Form den Wunsch, Gott möge den Zaren gesund erhalten, und die Bitte, er solle dem Sohne Nachricht von seinem Wohlsein geben lassen. Von 16 Briefen aus den Jahren 1703—6 beschränken sich 15 auf die Wiederholung derselben Phrasen; bei dem 16. wird der Wunsch, Nachrichten über das Befinden des Zaren zu erhalten, etwas anders, in wärmerm Tone ausgedrückt.[5])

Man darf aus einem solchen Vorherrschen inhaltleerer Formen in den Briefen so nahestehender Verwandten auf eine gewisse Kühle schließen, welche in dem persönlichen Verhältnisse dieser Menschen zueinander schwer zu vermeiden, aber darum nicht minder beklagenswerth war, eine Kühle, welche denn auch, wie man weiß, schließlich zu tragischen Verwickelungen führte.

In dem Maße aber, als die Schranken der Convenienz in dem Verkehr einander nur äußerlich nahestehender Personen durchbrochen werden und die Wahlverwandtschaft zu ihrem Rechte gelangt, in dem Maße als die starren Formen orientalischer Etikette einer größern Beweglichkeit im gesellschaftlichen Verkehr weichen, in dem Maße als das

Leben durch Arbeit und Erfahrung einen tiefern Inhalt gewinnt, die Zahl der Eindrücke sich mehrt, Anschauungen und Kenntnisse sich erweitern und an Mannichfaltigkeit gewinnen, müssen auch die Privatbriefe einen andern Charakter gewinnen. Dies erkennt man an den Briefen Peter's des Großen.

Auch wenn wir für die Geschichte des Begründers des neuern Rußland gar keine andern Quellen besäßen als die Tausende von Privatbriefen, welche derselbe an eine Unzahl von Personen schrieb, so würde das hinreichen, um einen tiefen Einblick in die Geschichte des Mannes und seiner Zeit zu gestatten, die Eigenthümlichkeiten seines Wesens uns zu erschließen und uns mit seinen Schwächen, wie mit der Großheit seiner Ideen und Entwürfe, mit der welthistorischen Bedeutung seines Charakters, wie seiner Handlungen vertraut zu machen.

Es wäre eine besondere Aufgabe, die Correspondenzen Peter's des Großen mit denjenigen seiner genialen Nachfolgerin, Katharina II., zu vergleichen. Man weiß, wie viel Zeit die große Kaiserin an das Briefschreiben wandte, wie sie den Ernst der Geschäfte mit dem harmlosen Geplauder in zahllosen und zum Theil sehr langen Briefen zu verbinden verstand, welche bedeutenden literarischen Leistungen ihre Briefe an Voltaire, Diderot, Grimm enthalten, wie auch wol die an Gustav III., Friedrich II. und Joseph II. gerichteten Schreiben der Kaiserin zu einem sehr großen Theile den Charakter einer Privatcorrespondenz bewahren, von der Beweglichkeit und Grazie des Wesens der Kaiserin Zeugniß ablegen und einen tiefen Einblick in das Geistes- und Gemüthsleben Katharina's gestatten. Mit vollem, rückhaltslosem Genusse schwelgte die Kaiserin in diesem langathmigen Ideenaustausch mit den hervorragendsten Zeitgenossen; die Kunst des Briefschreibens war ihr Selbstzweck; sie gönnte sich die

Freude an dem geistreichen Spiele als eine Erholung von der großen Arbeitslast der Regierungsgeschäfte; es war ihr Ehrgeiz, in der Kunst des Briefschreibens es den Besten ihrer Zeit gleichzuthun; das Schreiben und Empfangen von Briefen ward ihr nicht blos ein Spiel der Gedanken, sondern auch ein Gemüthsbedürfniß; es handelte sich dabei nicht blos um Meinungs-, sondern auch um Gefühlsaustausch.

Peter der Große durfte sich den Luxus einer so ausgedehnten Correspondenz, so langathmiger Briefe nicht gestatten. Seine unzähligen Schreiben sind meist ganz kurz: sie enthalten vorherrschend Instructionen, Geschäftliches. Die Hast der Arbeit, die fortwährende Spannung bei der Gewalt des großen Umschwungs, welcher sich während seiner Regierung vollzog, der Ernst und die Verantwortlichkeit der Regierungsgeschäfte, in deren Mittelpunkte er stand, bei denen er im Großen wie im Kleinen alle Initiative sich allein vorbehielt, machten es ihm unmöglich, sich das Vergnügen eines brieflichen Geplauders zu gönnen; es fehlte die Ruhe zu weitschweifigen Erörterungen, philosophischen Betrachtungen, schöngeistigen Reflexionen, wie dieselben den Inhalt der Briefe der Kaiserin Katharina II. ausmachen. Auch ließ sich im Zeitalter der Encyklopädisten und der Aufklärungsliteratur, in französischer Sprache, wenn man auf der Höhe der Kunst, Wissenschaft und Literatur stand, wie Katharina II., sehr viel besser in der Weise der Grimm und Voltaire, der Diderot und d'Alembert correspondiren, als in der rauhen Zeit des Nordischen Krieges, in der Eile und Gefahr der Schlachten und Verhandlungen in einer Zeit, da alles neu zu schaffen war, zumal wenn man, wie Peter, auf allen Gebieten des Wissens und Könnens Dilettant und Anfänger war, zur Beschäftigung mit der schönen Literatur weder Muße hatte, noch Neigung empfand und nur

das Russische in dem Grade beherrschte, um fließend, wenn auch mit ungeheuerlichen Verstößen gegen die Orthographie, darin correspondiren zu können.

Aber die kurzen, zettelartigen Schreiben Peter's zeugen von ungemein scharfem Geiste, von einem großen Geschick, für jeden Gedanken, jeden Einfall den prägnantesten Ausdruck zu finden. Die Kürze und Gedrängtheit der Redaction erhöht den Reiz der schlagenden Argumentation, das Packende der angezogenen Vergleiche, die Kraft des Humors in diesen Schreiben. Vieles darin ist eben um dieser Knappheit und Originalität des Stiles willen nicht übersetzbar. Von Rhetorik oder Pathos keine Spur. Alles compact, treffend, unmittelbar, naturwüchsig, schlicht, aber wuchtig, nichts überhastend, aber stets von Schnelligkeit des Gedankens zeugend, voll Affect, jedoch ohne Beschränkung auf die Aeußerung einer Erregung, ein großes Maß von Thatkraft verrathend, echt dramatisch, zur Handlung drängend.

Auch wol launig und humoristisch sind unzählige Briefe Peter's mit wirklich spaßhaften Einfällen; wenn er etwa an Menschikow im Namen einer von dem letztern werthgehaltenen Dogge ein Schreiben abfaßt, oder wenn wir seine Unterschrift unter einer Art scherzhafter Adresse an Menschikow finden, welche von einer großen Anzahl von Zechgenossen unterschrieben ist, wenn er in seinen Briefen allerlei mythologische Vergleiche heranzieht, die abenteuerlichsten Fremdwörter in russischer Verballhornung verwendet, Sprichwörter der mannichfaltigsten Art einfließen läßt, bald arg schilt, dann wiederum wegen seiner Leidenschaftlichkeit sich entschuldigt, ermahnt, zur Thätigkeit anspornt, die allergenauesten Instructionen gibt, die verschiedenartigsten Geschäfte und Fragen berührt, in der gemüthlichsten Weise Grüße bestellt und aufträgt, so tritt uns hier nicht blos der reich angelegte, bewegliche, nimmer rastende Geist, sondern auch die

ungemein liebenswürdige, einem bedeutenden Maße von Gemüthlichkeit zugängliche Natur Peter's entgegen.[6])

Peter's Verhältniß zu Katharina zeigte, wie vieles andere, welche durchgreifende Veränderung in Rußland stattgefunden hatte. Keine der vorausgegangenen Regierungen hat etwas Aehnliches aufzuweisen; keine der Zarinnen vor Katharina — nur etwa Marina Mnischek — hat auch nur annäherungsweise eine solche Stellung eingenommen wie sie. Im Gegensatze zu der den Typus der russischen Frauen im 17. Jahrhundert darstellenden Jewdokia, zeigte Katharina trotz ihres bescheidenen Ursprungs eine erstaunliche Fähigkeit, sich den neuen Verhältnissen anzupassen, der Situation in gewissem Sinne gewachsen.

Peter stand noch fast im Knabenalter, als ihm, dem Siebzehnjährigen, die Ehe mit Jewdokia Lapuchin aufgezwungen wurde. Man hatte die Wahl ohne ihn getroffen; von einer Herzensneigung der zu Vermählenden war keine Rede. Kein Wunder, daß das Verhältniß der Ehegatten ein kühles blieb, daß sich bald sogar eine Kluft zwischen beiden aufthat. Peter lernte in der ersten Zeit seiner Ehe mit Jewdokia in den Kreisen der Ausländer, in der sogenannten „deutschen" Vorstadt eine neue Welt kennen. Im Gegensatze zu der gedrückten, benachtheiligten Stellung der russischen Frauen nahmen die Frauen und Töchter der Ausländer an den Familienfesten, Tanzbelustigungen und großen Gesellschaften, welche Peter mitzumachen pflegte, theil. Selbst zu einer großen Lustbarkeit, welche der unverheirathete Gesandte der Generalstaaten, Baron Keller, dem Zaren zu Ehren veranstaltete, waren Damen, wie man vermuthen darf, ausschließlich den Ausländerkreisen angehörig, eingeladen. In der deutschen Vorstadt entspann sich ein zartes

Verhältniß zwischen dem Zaren und der schönen Tochter des Goldschmieds, Böttchers und Weinhändlers Mons. Es kam zur Auflösung der Ehe Peter's mit Jewdokia, welche im Herbst 1698 in ein Kloster gehen mußte. Die Beziehungen zur Anna Mons währten gegen zehn Jahre. Sie pflegte an großen Festen, wo auch ausländische Gesandte erschienen, theilzunehmen. Ihre Verwandten erhielten Häuser und Güter zum Geschenk. Ihre Freundin Helene Fademrecht stand mit dem Zaren auf einem cordialen Fuße: es sind kurze Schreiben der letztern an Peter mit allerlei scherzhaften Kosenamen erhalten. In einem derselben beglückwünscht Helene Fademrecht den Zaren zu einem der Siege über die Schweden im Herbst 1703 folgendermaßen: „An meine Welt, mein allerliebstes Söhnchen, meinen Theuern, mit schwarzen Augen und schwarzen Augenbrauen Geschmückten! Ich gratulire Dir, mein herzallerliebstes Söhnchen, zu dem Dir von Gott verliehenen Siege u. s. w." [7]) Alexander Gordon lobt die Schönheit der Anna Mons, welche später den preußischen Gesandten Keyserlingk heirathete und bald darauf starb. —

Es war begreiflich, wenn Peter an die geistigen Fähigkeiten und die Bildung der Frauen, mit denen er Umgang pflegte, einen andern Maßstab anlegte als frühere Zaren. Auf seiner großen Reise in Westeuropa 1697 und 1698 hatte er vielfach Gelegenheit gehabt, mit Frauen zu verkehren. In Mitau lernte er die Herzogin von Kurland kennen; in Koppenbrügge verbrachte er den Abend mit den beiden Kurfürstinnen von Hannover und Brandenburg in lebhaftem Gespräch; es wurde Musik gemacht und getanzt; in Dresden gab es Besuche bei den Damen des Hofes, ein Souper mit der Gräfin Königsmarck und andern Damen; in Wien die sogenannte „Wirthschaft", einen „Bal costumé", bei welchem Peter sehr fleißig mittanzte. Auch über Peter's

Beziehungen zur Halbwelt in Holland und England finden sich hier und da einzelne Andeutungen. Ebenso sehr in Bezug auf die Frauen wie in mancher andern Hinsicht war diese Reise eine wichtige Schule für den Zaren, stand dieselbe in einem schroffen Gegensatze zu den Gewöhnungen und Erfahrungen früherer russischer Herrscher. [8])

Der österreichische diplomatische Agent Pleyer berichtet, daß in der Umgebung des Zaren, selbst wenn er sich um des Schiffbaues willen in Woronesh aufhielt, sich „deutsche Frauenzimmer" befanden. Es waren Bewohnerinnen der deutschen Vorstadt. Als einst einige derselben in Woronesh erkrankten, schob Peter die Heimreise in die Residenz einige Zeit auf. [9]) Es mochte da eine ganz andere gesellige Unterhaltung geben, als die Russinnen dieselbe zu bieten vermochten.

Beachtenswerth ist ein wesentlicher Fortschritt in der Ehegesetzgebung Rußlands. Schon im Jahre 1693 hatte der Patriarch eine Verordnung erlassen, welcher zufolge die Geistlichen bei den Trauungen darauf achten sollten, daß niemand wider seinen Willen zur Ehe veranlaßt werde. [10]) Peter hatte selbst die Erfahrung gemacht, daß Eheschließungen ohne Herzensneigung schwere Krisen im Gefolge zu haben pflegen. Jetzt befahl er in einem Ukas vom April 1702, daß jeder Trauung mindestens sechs Wochen zuvor eine Verlobung vorausgehen müsse, damit die Brautleute einander kennen lernten und zeitig zurücktreten könnten, falls ihnen die Ehe nicht zusage. [11])

Es war eine Neuerung, daß Peter verfügte, die russischen Frauen sollten an Gesellschaften, Hochzeitsfesten u. s. w. theilnehmen [12]); es war eine Neuerung, daß er im Jahre 1701 seine drei Nichten, die Töchter des Zaren Iwan, von dem berühmten Maler Le Bruyn und zwar in deutschem Costüm mit einer „coiffure à l'antique" malen ließ, und

wol den Plan hatte, die eine oder die andere nach Wien zu verheirathen.[13] Die größte und folgenreichste Neuerung aber, den Eintritt in eine Periode der Gynäkokratie in Rußland bedeutend, war Peter's Verhältniß zur Gefangenen von Marienburg, seine Ehe mit Katharina.

Ohne ausführlich die Geschichte dieses Verhältnisses und dieser Ehe darstellen zu wollen, weisen wir doch auf die Hauptmomente derselben hin.

Katharina stammte aus der Familie der Skawronskijs, welche, litauischen Ursprungs, nach Livland übergesiedelt war.[14] Vieles von ihrem Jugendleben Erzählte hat den Charakter der Legende. Dem Leben in einem livländischen Pastorat, wo sie halb als Pflegekind, halb als Magd beim Propst Glück weilte, wird sie in ihren jungen Jahren manche geistige und gemüthliche Anregung verdankt haben. Gewiß ist, daß sie bei der Einnahme von Marienburg im Jahre 1702 in russische Gefangenschaft gerieth, daß Peter sie bald darauf in Menschikow's Hause kennen lernte und daß sich dann ein Verhältniß entspann, welchem zwei Töchter, Anna und Elisabeth, entstammten.

Katharina war ursprünglich katholisch; als sie den griechischen Glauben annahm, war der Zarewitsch Alexei ihr Pathe; daher hieß sie später Katharina Alexejewna.

Erst im Jahre 1711 erfolgte von seiten des Zaren die formelle Erklärung, daß Katharina seine Gemahlin sei.[15] Am 19. Februar 1712 fand in Petersburg die förmliche Trauung statt.[16]

Oft war Katharina die Begleiterin des Zaren auf dessen Reisen und Feldzügen. Es ist eine fesselnde Steigerung, ein greifbarer Fortschritt in folgender Thatsachenreihe. Frühere Zaren waren daheim geblieben und hatten im Kreml ruhig die Erfolge der Thaten ihrer Feldherren abgewartet. Alexei war bereits unternehmender, beweglicher: er nahm an dem

Kriege in Polen und Livland theil; er ließ sich wol gelegentlich von seiner Gemahlin Natalie auf die Jagd begleiten. Peter war stets unterwegs, auf Reisen, durchaus emancipirt von der Starrheit orientalischen Ceremoniells; ihm begegnen wir in der Zeit der furchtbarsten Gefahr während des orientalischen Krieges in der Gesellschaft Katharina's. Man hat wol die treffende Bemerkung gemacht, sie übe den Eindruck einer kühnen Offiziersfrau, welche, um des Berufs ihres Mannes willen, keine Gefahren und Entbehrungen scheue. Auch begegnet sie uns als Begleiterin des Zaren während seiner Reise in Westeuropa in den Jahren 1716 und 1717.

Ohne Genaueres darüber zu sagen, hat Peter sich nachmals über die wesentlichsten Verdienste geäußert, welche sich Katharina bei Gelegenheit der Krisis am Pruth erworben habe. Die über diese Episode bei Voltaire und andern anzutreffenden Anekdoten haben keinen Werth. Aber daß sie dabei eine gewisse Rolle gespielt habe, erfahren wir von Peter selbst bei Gelegenheit der Krönung Katharina's. Diese Ereignisse mochten nicht ohne Einfluß bleiben auf die Frage von der Thronfolge.

Ueber Katharina's Haltung bei dem Proceß des Zarewitsch Alexei besitzen wir nur aphoristische Andeutungen, welche nicht im mindesten darthun, daß sie zu dem Verderben Alexei's beigetragen habe. Ihr Sohn Peter aber ward durch die Katastrophe seines Stiefbruders der präsumtive Nachfolger des Zaren. Indessen das Kind starb und die Frage von der Thronfolge blieb zunächst offen.

Am 5. Februar 1722 erließ Peter das Gesetz von der Thronfolge, dem zufolge der jeweilige Monarch seinen Thronfolger ernennen durfte. Es konnte dieses Gesetz als gegen den Sohn des Zarewitsch Alexei gerichtet erscheinen. Ob Peter daran dachte, seine Gemahlin zu seiner Nachfolgerin

zu machen, wissen wir nicht. Ein wenig später, als der Zar den Titel eines Kaisers, erhielt sie den Titel einer Kaiserin.

Bald darauf, im Jahre 1723, tauchte die Idee auf, Katharina feierlichst krönen zu lassen. In dem Manifest über dieses Vorhaben (vom 15. November) erwähnt Peter der Theilnahme Katharina's an manchen Feldzügen: sie habe ihm Hülfe geleistet, insbesondere im Feldzuge am Pruth bei der verzweifelten Lage nicht wie ein schwaches Weib, sondern männlich gehandelt, wie dieses der ganzen Armee und durch diese dem ganzen Reiche bekannt sei.

Am 7. Mai 1724 fand die Krönung statt. Daß Peter in einem Privatkreise am Vorabend der Ceremonie geäußert habe, die Krönung habe den Zweck gehabt, der Kaiserin das Recht der Thronfolge zu verleihen, zu zeigen, daß sie verdiene nach Peter's Tode zu herrschen, ist von Zeitgenossen erzählt worden und trägt den Stempel der Anekdote, aus welcher aber die Anhänger der Kaiserin bei ihrer Thronbesteigung Kapital schlugen.

Peter mochte glauben, er werde noch viel Zeit haben, die Frage von der Thronfolge zu entscheiden. Wer konnte, als die Krönung Katharina's stattfand, erwarten, daß wenige Monate später der Zar nicht mehr am Leben sein werde?

Jedenfalls war die Krönung Katharina's, auch ohne daß sie dadurch zur Nachfolgerin Peter's designirt wurde, eine unerhörte Neuerung. Nur ein solcher Fall hatte in der Geschichte Rußlands vorgelegen. Es war die Krönung der Polin Marina Mnischek vor deren Trauung mit dem Zaren Demetrius.

Von einem angeblichen oder wirklichen Zerwürfniß zwischen Peter und Katharina wenige Monate vor dem Tode des letztern ist, vornehmlich in deutschen Kreisen, viel die Rede gewesen. Daß die Ursache derselben Eifersucht gewesen

sei, daß ein Liebesverhältniß zwischen Katharina und ihrem Kammerherrn, Mons, bestanden habe, ist eine unbewiesene Voraussetzung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Mons sich Unehrlichkeit und Bestechlichkeit hatte zu Schulden kommen lassen. In neuester Zeit wird es für unwahrscheinlich gehalten, daß Katharina sich einer Untreue schuldig gemacht habe. Daß sie die Hinrichtung des Kammerherrn misbilligte, daß es in Bezug auf diesen Punkt zu Erörterungen zwischen den Ehegatten gekommen sei, darf man für wahrscheinlich halten. Indessen muß man vermuthen, daß die Spannung eine vorübergehende gewesen sein wird. In den letzten Tagen Peter's wich die Kaiserin nicht von seinem Lager. Sie hat ihm die Augen zugedrückt. Sie erbte seinen Thron.[17])

So in den wesentlichsten Zügen die äußern persönlichen Beziehungen zwischen Peter und Katharina mehr als zwei Jahrzehnte hindurch. Gehen wir nun an der Hand des Briefwechsels beider zur Charakteristik ihres innern Verhältnisses zueinander über.

Der Briefwechsel Peter's mit Katharina bildet den ersten Theil der Sammlung „Briefe russischer Herrscher und anderer Personen der zarischen Familie, herausgegeben von der Commission für die Edition von Staatspapieren und Verträgen bei dem moskauer Hauptarchiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten“ (Moskau 1861, 166 S.). Peter's Briefe haben der Commission im Original vorgelegen und bei dem Abdruck derselben hat man alle Wunderlichkeiten der Orthographie reproducirt. Von Katharina's Briefen haben die allermeisten sich nur in Abschriften vorgefunden; aus der Vergleichung der wenigen Originalbriefe der Zarin mit den Copien derselben ist zu ersehen, daß die letztern nicht ganz correct und vollständig hergestellt wurden.

Einen Commentar haben die Herausgeber nicht verfaßt. Zu beklagen ist, daß die Briefe nicht in streng chronologischer Reihenfolge abgedruckt wurden. So folgt auf eine ganze Reihe von Briefen Katharina's aus den Jahren 1718—24, welche auf S. 76—147 abgedruckt sind, die ganze Reihe von Briefen aus den Jahren 1713—16 auf S. 151—166. An manchen Stellen folgen die Briefe Katharina's und Peter's einander in bunter Reihenfolge; an andern sind die Briefe der beiden Personen in gesonderten Gruppen abgedruckt. Man verfuhr demnach überhaupt nicht nach irgendwelchen Principien der Anordnung.

Von großer Flüchtigkeit und mangelhafter Technik der Editionsarbeit zeugt ferner folgender Fehler. Auf S. 60—61 ist ein vier Zeilen langes Schreiben Peter's an Katharina abgedruckt, in welchem der Zar, angeblich am 28. Februar 1717, von Petersburg aus seine Ankunft in dieser Stadt meldet. Dies ist einfach unmöglich, weil, wie wir aus ganz unzweifelhaften und vielen Quellen wissen, Peter sich im Februar 1717 in Holland befand, von wo er bekanntlich nach Frankreich reiste. So ist denn das Datum des Schreibens falsch. Ebenso falsch ist das angeblich vom 11. Januar 1716 datirte Schreiben aus Amsterdam (S. 42). Am 11. Januar 1717 befand sich Peter allerdings in Amsterdam; ein Jahr früher aber war er noch in Rußland.*)

Im ganzen liegen 223 Briefe vor, davon 162 Briefe Peter's an Katharina, 11 Briefe Peter's, welche gemeinsam an Katharina und deren Freundin Anißja Kirillowna Tolstoi gerichtet sind (aus den Jahren 1707 und 1709), und 50

---

*) Ein Schreiben Peter's vom 8. December 1716 (S. 56), in welchem er seine Ankunft in Amsterdam meldet, trägt das Datum Petersburg; hier haben die Herausgeber darauf aufmerksam gemacht, daß Peter sich geirrt habe.

Briefe Katharina's an Peter. Seine Briefe umfassen den Zeitraum von 1707—24; die ihrigen den Zeitraum von 1713—24. Peter's Briefe sind meist ganz kurz, diejenigen Katharina's fast alle viel länger, ausführlicher. Die große Zahl der Briefe zeugt von der Beweglichkeit des Zaren, welcher fast immer auf Reisen war, sodaß kurze Zeiten der Trennung eintreten.

Katharina's Briefe sind meist in Petersburg geschrieben, wol auch in der Umgebung der Hauptstadt, etwa in Kronstadt, Reval u. dgl. Mehrere Schreiben richtete sie an den Zaren aus Amsterdam, wo sie im Jahre 1717 längere Zeit verweilte, während Peter nach Frankreich reiste.

Von Peter's Briefen trägt fast jeder ein anderes Datum. Gegen 30 Briefe sind an Bord eines Schiffes geschrieben; bald befand er sich an den Küsten Finlands, bald in der Nähe von Reval, bald bei den Ålandsinseln, bei Kopenhagen oder in der Nähe der Südküste Schwedens u. s. w. Besonders in dem zweiten Jahrzehnt des Nordischen Krieges nöthigten die Kriegsereignisse den Zaren oft monatelang auf der See zu bleiben. Wir begegnen ihm dort oft noch im Spätherbst, im October oder gar im November. Nur ein paar Briefe sind aus Petersburg datirt, weil es sich selbstverständlich nur ausnahmsweise ereignete, daß der Zar nicht in Gesellschaft seiner Gemahlin in der Hauptstadt weilte; auch ist die Zahl der aus der Umgebung der Hauptstadt, etwa aus Peterhof oder Oranienbaum, Kronstadt, Reval oder Helsingfors datirten Schreiben nicht groß. Meist schrieb er aus größerer Entfernung, etwa aus Polen, aus Kleinrußland, aus Deutschland oder Holland oder Frankreich. Viele Briefe sind von irgendeiner kleinen Station, deren Namen kaum bekannt ist, auf der Reise geschrieben, kurz, flüchtig, um ein Lebenszeichen von sich zu geben, die Zeit des Zusammentreffens mit der Zarin zu bestimmen, wie

man wol heutzutage Postkarten zu schreiben pflegt. Ein wenig ausführlicher gehalten sind die Briefe aus den Bädern, in denen Peter wiederholt weilte, etwa aus Karlsbad, aus Pyrmont oder aus Spaa. Viele Briefe sind im Kriegslager, in der Hast nach einer Schlacht oder auf dem Marsche abgefaßt. Gegen achtzig verschiedene Orte (ungerechnet die Seereisen) sind es, von denen aus der Zar an Katharina geschrieben hat. Da finden sich in bunter Reihenfolge Zolkjew in Galizien und Marienwerder in Preußen, Zarizyn an der Wolga im Südosten, Wologda im Norden, Berlin, Paris, Kopenhagen im Westen; bald steckt der Zar tief in Finland, bald besichtigt er Eisenfabriken im mittlern Rußland, bald nimmt er theil an einer Belagerung in Pommern oder in Holstein; heute weilt er in einem Dorfe in der Steppe Kleinrußlands; nach einem Monat an dem prächtigen Hofe eines europäischen Fürsten; bald begegnet uns Peter im böhmischen Gebirge als Tourist, bald in irgendeiner Hauptstadt als Diplomat; heute treffen wir ihn als Artilleristen in einer Schlacht, morgen als Seemann bei der Recognoscirung des Fahrwassers in einem Winkel der Ostsee u. s. w. Es wäre lohnend, an der Hand der Reisetagebücher des Zaren, der sogenannten „Pochodnyje Journaly", welche in mehrern Bänden gedruckt (leider nicht lückenfrei) vorliegen, diese Rösselsprünge Peter's graphisch darzustellen. Schwerlich hat irgendein Fürst in der ganzen Weltgeschichte ein solches Reisequantum aufzuweisen.

Und überall gedenkt er in treuer Anhänglichkeit seiner Genossin, überall sinnt er darauf, wie und wann er mit derselben wieder zusammentreffen könne und werde; in vielen Schreiben begegnen wir Instructionen an die Zarin, welchen Weg sie einzuschlagen habe, um ihm zu begegnen, mit allerlei Bemerkungen darüber, wie sie unterwegs die schlechten Wege vermeiden und sich vor unnöthigen Strapazen

hüten möge. Die Adresse seiner Briefe lautet bis zum Jahre 1712: „An Katharina Alexejewna"; von da ab, nachdem Katharina formell zur Gemahlin erklärt worden war: „An die Gossudarynja Zarin Katharina Alexejewna"; auf Briefen, welche im Auslande geschrieben wurden, z. B. auf einem Schreiben aus Stralsund, begegnet uns die Aufschrift: „**A sa Majesté la Czarinne**", wie denn überhaupt das Prädicat „Majestät" vom Jahre 1716 erst regelmäßig auftritt.

Auch die Art der Anrede, mit welcher das Schreiben beginnt, hat ihre Geschichte. In den Jahren 1707 und 1709, aus denen sich nur solche Briefe erhalten haben, welche an Katharina und deren Freundin, die Tolstoi, gerichtet sind, lautet die Anrede stets: „Tante und Mutter" („Tetka" und „Matka"); sodann in den Jahren 1709—11 an Katharina allein „Mutter, guten Tag!" („**Matka sdrawstwuj**", auch wol — mit russischen Buchstaben — „Muder"); von 1711 wird die Anrede ausführlicher und herzlicher: „Katharinuschka, mein Freund; ich grüße Dich", bisweilen auch wol, „Katharinuschka, mein Herzensfreundchen, ich grüße Dich."

Die Anrede der Zarin in ihren an den Gemahl gerichteten Briefen ist gemessener, ehrfurchtsvoller. Sie schreibt: „Ew. Gnaden" oder „Ew. Majestät", aber auch wol „Mein Väterchen"; später wird die Anrede cordialer, so im Jahre 1718: „Mein Herzensfreundchen"; im Jahre 1724 heißt es: „Herr Viceadmiral sei gegrüßt und lebe gesund, viele Jahre"; bisweilen „Mein Freund", einmal: „Erlauchtester und ausgezeichnetster Herr Oberfürst, Oberaufseher und Cavalier des gekrönten Zirkels und Beiles, Excellenz!" [18]) Man darf vielleicht aus solchen Angaben auf ein Steigen der Temperatur des Verhältnisses zwischen Peter und Katharina schließen.

Man weiß, wie rauh und unfreundlich Peter sein konnte. Seine Briefe an den ungerathenen Sohn, Alexei Petrowitsch,

zeugen von unerbittlicher Strenge, von unnatürlicher Härte. Auch in den Briefen an manche Freunde und Geschäftsgenossen begegnen wir oft barschen Ausdrücken, Scheltworten. Um so wohlthuender ist die von allem diesem völlig abweichende Tonart der Schreiben Peter's an Katharina. Sie zeugen von tiefem Gemüth, von Wohlwollen und herzlicher Freundlichkeit. Es kommt allerdings nirgends zu empfindsamen Ergüssen; der Ausdruck der Leidenschaft bleibt so fern als nur möglich; aber eine gewisse anmuthende Wärme durchzieht alle diese Schreiben, ohne daß auch nur je einmal ein Miston die darin herrschende Heiterkeit trübte. Seine Sehnsucht nach der Frau ist aufrichtig; die Aeußerung der Sehnsucht durchaus ungekünstelt und nicht irgendwie Phrase.

So schreibt er im Jahre 1708, er hoffe, die „Tante" und die „Mutter" bald zu sehen, weil es ohne dieselben langweilig und traurig sei (3*); es gebe niemand, der für seine Wäsche sorge; etwas später (5) bittet er, die Frauen sollten doch eilen, zu ihm zu kommen, er sei „nicht ohne Trauer", daß er nichts von ihnen sehe oder höre. Katharina und ihre Freundin hatten geschrieben, es sei, wenn sie fehlten, niemand da, der ihm das Haar kämme; so schreibt er denn (6), sie sollten schnell kommen, es werde sich dann wol ein alter Kamm finden u. dgl. m. Aus Wilna schreibt er 1709 an Katharina, er sei „ohne sie nicht ohne Langeweile"; aus Greifswald 1712 (22): „Ich höre, daß Du traurig bist; auch ich sehne mich; aber Du begreifst doch, daß man um der Sehnsucht willen die Geschäfte nicht vernachlässigen darf." Aus Wolgast am 14. August 1712 (23): „Heute bin ich von der Flotte aus hierher gekommen und hoffe bald zu Dir zu kommen; ich habe große Sehn-

*) Die Ziffern in Klammern bedeuten die Seitenzahl der Edition.

sucht Dich zu sehen; ich glaube, Du bist noch ungeduldiger. Man muß noch ein wenig aushalten; dann ist mein Kommen noch lustiger.“ Im Jahre 1713 tröstet der Zar von Friedrichstadt in Schleswig aus Katharina: „Um Gottes willen, sei nicht traurig.“ Aber welche Sehnsucht Katharina nach dem Gemahl empfand, ersehen wir aus einem Schreiben ihrer Freundin, der Fürstin Natalja Borissowna Golizyn an Peter (vom 14. Juli 1714 aus Reval), welches folgendermaßen lautet: „Allergnädigster Herr, theueres Väterchen! Wir wünschen sehnlichst, daß Du bald kommst; zögerst Du noch länger, so habe ich wirklich über ein schweres Leben Klage zu führen. Die Zarin kann auch noch drei Stunden nach Mitternacht nicht schlafen; Kirillowna*) steht am Bette und nickt dazwischen ein; die Zarin fragt dann: «Tantchen, schläfst du?» sie antwortet: «Nein, ich schlafe nicht, ich gucke nur die Pantoffeln an»“ u. s. w. [19])

Aus Narwa im Januar 1716 schreibt Peter in neckischem Tone, indem er die Hoffnung ausspricht, sie bald zu sehen: „Freilich, Du liebst mich ja nicht, aber trotzdem wird Dich diese Nachricht erfreuen“ (43). Etwas später bittet er sie, ihre Reise zu beeilen, damit er nicht so lange Zeit ohne sie vertrauere. Dann unternahm er mit der Zarin die Reise in den Westen, weilte mit ihr in Berlin und Kopenhagen, mußte sich aber auf dem Wege nach Holland von ihr trennen, weil sie in allernächster Zeit einer Niederkunft entgegensah und daher langsamer reiste. Peter eilte nach Amsterdam, wo wichtige diplomatische Verhandlungen gepflogen wurden. Von Amsterdam aus schrieb er mehrmals an die Zarin und rieth ihr unter anderm, von Wesel oder von Düsseldorf aus zu Wasser nach Holland zu reisen; er wollte ihr bis Utrecht

---

*) Vermuthlich die obenerwähnte Freundin Anißja Kirillowna Tolstoi.

entgegenkommen. In einem andern Schreiben drückt Peter den Wunsch aus, sie möge die angstvolle Zeit glücklich überstehen, und bedauert, daß Unwohlsein ihn verhindere, zu ihr zu reisen; auch schickt er ihr einen Arzt, einen Specialisten „in diesen Dingen", hofft aber, daß derselbe nichts zu thun haben werde. Inzwischen hatte die Zarin in Wesel einen Zarewitsch, Paul Petrowitsch, geboren, aber die Freude des Zaren über den „neuen Rekruten", welche er in einem seiner Briefe äußerte, war von kurzer Dauer. Das Kind starb sehr bald nach der Geburt, und nun war Peter erst recht ungeduldig darüber, daß sein Unwohlsein — ein Fieber — ihn daran hinderte, zu Katharina zu reisen. Er spricht ausführlich von seiner Krankheit und betheuert zugleich, er habe in Bezug auf dieselbe nichts verheimlicht: sie solle sich nicht beunruhigen. „Ohne Dich ist es gar zu traurig", schreibt er, „das weißt Du selbst sehr wohl; in so geringer Entfernung von einander zu leben und doch einander nicht zu sehen!" (57—59).

Ebenso heißt es in einem Schreiben aus Dünkirchen vom April 1717: „Gott gebe, daß wir zusammenkommen; es ist sehr traurig ohne Dich" (64). Ferner aus Spaa, wo eine längere Cur den Zaren aufhielt, im Juni 1717: „Gott gebe, daß ich Dich in Freude sehe; ich wünsche es von Herzen" (71).

Wiederholt bittet der Zar, Katharina solle doch „um Gottes willen" öfter an ihn schreiben (83). Als er im Jahre 1719 in der Nähe von Reval kreuzte und von dem Schiffe Ingermanland aus der Stadt Reval einen Besuch abstattete, schrieb er von dem Eindruck, welchen das dort von ihm für die Zarin erbaute Schloß Katharinenthal auf ihn geübt habe: „Gott sei Dank, hier auf dem Schiffe ist es lustig; aber wenn ich das Landhaus besuche und Du bist nicht da, dann ist es sehr traurig" (89).

Von Hangöudd, wo er im Juli 1719 weilte, schrieb er: „Du bemerkst, es sei langweilig allein spazieren zu gehen, auch wenn der Park noch so schön ist; ich glaube es Dir; meine Nachrichten lauten genau ebenso; bete nur zu Gott, daß dieser Sommer der letzte sein möge, welchen wir getrennt von einander verbringen, und daß wir dann stets bei einander sein möchten“ (95). Etwas später bittet sie, er möge öfter schreiben, da seine Briefe ihr in ihrer Einsamkeit der einzige Trost seien (118). Fünf Jahre später, im Sommer 1724, ereignete es sich, daß Peter in der Residenz anlangte, während Katharina abwesend war; sie weilte vermuthlich in Peterhof oder Reval. Er sandte eine Jacht ab, welche die Kaiserin zu ihrer Reise nach Petersburg benutzen sollte, und schrieb ihr: „Als ich in unsere Gemächer eintrat, so wollte ich gleich wieder fortlaufen — so leer ist alles ohne Dich“ (146). Diese Zeilen sind sieben Monate vor Peter's Tode und vier bis fünf Monate vor der Episode mit dem Kammerherrn Mons geschrieben, und mögen dazu beitragen, die Grundlosigkeit jener Gerüchte von der Untreue Katharina's wahrscheinlich zu machen. Auch noch im October schreibt Peter in dem frühern herzlichen Tone an seine Gemahlin. Eine ernstliche Trübung des Verhältnisses ist kaum annehmbar.

Einer solchen Sehnsucht, welche Katharina und Peter, so oft sie getrennt waren, nach einander zu empfinden pflegten, entsprach es, wenn sie einander in solchen Zeiten durch Zusendung kleiner Geschenke zu erfreuen strebten. Solche von zarter Rücksicht zeugende Aufmerksamkeiten begegnen uns sehr häufig.

Im Jahre 1708 schickte er aus Polen an Anißja Kirillowna Tolstoi und an Katharina Stoffe zu Kleidern, ein andermal Citronen (4 und 11). Während seines Aufenthalts in Dresden im Jahre 1711 kaufte er seiner Frau eine Uhr

und bemerkt, indem er dieselbe sendet, sie sei nach der neuen Mode inwendig mit einem Gläse versehen, damit der Staub nicht eindringe. Auch ein Petschaft hatte er für die Zarin machen lassen (16).[20]) Aus Berlin sandte er der Zarin Austern, wobei er bemerkt, er habe nur eine geringe Quantität davon auftreiben können, weil der Verkehr zwischen Hamburg und Berlin durch das Gerücht von einer in der erstern Stadt herrschenden Epidemie gehemmt sei (24). Etwas später meldet er aus Leipzig, die Kleider habe er gekauft, dagegen sei es unmöglich gewesen, noch mehr Austern aufzutreiben (24). Im Jahre 1713 sendet er aus Poltawa eine Flasche Ungarwein (31). Auf der Durchreise in Belgien im Jahre 1717 benutzte er den Aufenthalt in Brüssel, um dort die schönsten Spitzen einzukaufen. Ausdrücklich bemerkt er in seinem Schreiben an Katharina, daß in ganz Europa nirgends so schöne Spitzen gemacht würden wie in dieser Stadt. Er fordert die Zarin auf, ihm die Muster zu senden, nach denen Spitzen mit Namenszügen oder Wappen in Brüssel bestellt werden könnten (62). Als er sich in Reval 1718 hatte scheren lassen, sandte er seiner Gemahlin die abgeschnittenen Haare (78). Im Jahre 1719 schreibt er, im Finnischen Meerbusen kreuzend, er sende Katharina einen Fuchs und zwei Paar Tauben zum Geschenk (117). Aus Peterhof sendet der Zar als Probe der Erzeugnisse der dortigen Gemüsebeete Rettich, aus Katharinenthal bei Reval Erdbeeren und Kirschen (122 und 139). Aus Kronstadt schreibt er im Jahre 1723, indem er sich entschuldigt, daß er nichts zum Geschenk sende: er habe kein Geld (141); einige Wochen später schickt er eine Partie Ungarwein, Bier, Pomeranzen, Citronen und frischgesalzene Gurken (147).

Die kleinen Geschenke, mit denen Katharina dem Zaren eine Freude zu machen suchte, pflegten vorzugsweise in allerlei

Getränken, insbesondere in Branntweinsorten zu bestehen. In Wolgast erhielt Peter im Jahre 1712 eine Partie Bier; ebenso in Karlsbad im Spätherbst desselben Jahres (23 und 26). Als er im Jahre 1716 in Pyrmont eine Cur brauchte, klagte er an seinem Geburtstage, er sei an diesem Tage noch nie so schwer gekränkt worden: stets habe er zur Feier des Tages viel Wein getrunken, nun aber müsse er nur Wasser trinken und nur ganz wenig Wein. Als er einige Tage später eine Flasche Ungarwein von Katharina zum Geschenk erhielt, lachte er über ihren „prophetischen Geist", als habe sie, indem sie so wenig schickte, gewußt, daß die Aerzte mehr als ein Gläschen täglich nicht zu trinken gestatteten, sodaß dieses „Magazin" lange Zeit vorhalten werde (46). Außer den Ungarweinsendungen, welche uns auch bei der holländisch-belgisch-französischen Reise im Jahre 1717 häufig begegnen, schickt Katharina dem Gemahl allerlei Obstsorten zu, so z. B. Feigen (78), Melonen (81), Apfelsinen (94), Erdbeeren (111), Aepfel und Nüsse (123). Unter den gesandten Kleinigkeiten finden sich ferner ein Tönnchen Heringe, und im Sommer 1717 ein Kamisol, welches Peter, wie er aus Spaa schrieb, mit besonderer Freude zum ersten mal anzog; er fügte hinzu, er habe bei dieser Gelegenheit auf das Wohl Katharina's getrunken (72). Indem sie ihm, als er in Paris weilte, einige Flaschen Ungarwein sendet, scherzt sie: „Wenn ich bei Ew. Majestät wäre, so würden Sie, glaube ich, nicht soviel Ungarwein nöthig haben" (161).

So herrscht denn in diesen Briefen eine harmlose Gemüthlichkeit vor. Bisweilen necken Katharina und Peter einander. Als Peter im Jahre 1713 den Rang eines Generals erhält — man weiß, daß er als bescheidener „Bombardier" und „Kapitän" zu „dienen" begonnen hatte — schrieb er sehr launig aus Helsingfors, wo er mit der Flotte weilte: „Am 6. dieses Monats (August) hat mir der Herr Admiral

den Rang eines vollen Generals ertheilt; wozu ich auch Ihnen, als der Frau Generalin, Glück wünsche. Seltsam: bei einem Feldzuge auf der Steppe erhielt ich den Rang eines Contreadmirals; jetzt werde ich während eines Feldzugs zur See General" (34). Am 1. April 1718 sandte Peter aus Antwerpen ein großes Couvert mit dem Reichswappensiegel an „Ihre Majestät die Zarin Katharina Alexejewna" ab: es enthielt in riesiger Schrift nur die Worte: „April 1717, aus Antwerpen" (61).

Von wahrer Herzlichkeit zeugen Schreiben wie dasjenige vom 27. Juni 1717 aus Spaa, in welchem er bedauert, daß er die großen Feiertage, den Jahrestag der Schlacht bei Poltawa und seinen und seines kleinen Sohnes Peter Namenstag nicht mit der Frau zusammen feiern könne (72); oder wie dasjenige, in welchem er 1718 bedauert, vielleicht zur Niederkunft Katharina's nicht zeitig genug eintreffen zu können, mit zwei Worten erinnert er sie an den moralischen Beistand, welchen er ihr sonst bei derartigen Gelegenheiten zu leisten pflegte (80); oder wie diejenigen, in denen er die allergenauesten Vorschriften ertheilt, wie Katharina reisen solle, um nur ja alle Unbequemlichkeit oder Gefahr zu vermeiden. Als er im Jahre 1723 aus dem persischen Feldzuge zurückkehrte, reiste er schneller als Katharina und meldete ihr am 1. März aus Nowgorod, er habe es allerdings gewagt, über einen mit Eis bedeckten See zu fahren: sie aber solle jedenfalls den Umweg längs dem Ufer des Sees machen: auch den Postknechten habe er in dieser Hinsicht die gemessensten Instructionen ertheilt (136); an einer andern Stelle ermahnt er Katharina, auf der Reise, wenn sie hohe und schlechte Brücken passiren müsse, lieber auszusteigen und eine Strecke zu Fuße zu gehen (137).[21]) Von herzlicher Besorgniß zeugen ähnliche Ermahnungen im März 1724 (142).

Wenn Peter mit der größten Sorgfalt die Ausschmückung

Katharinenthals bei Reval überwachte, so zeugt auch dieses von herzlicher Zuneigung zu seiner Gemahlin. Er schreibt ihr im Jahre 1719 ganz entzückt von dem erfolgreichen Vorschreiten der Arbeiten bei den Parkanlagen. „Wenn vollendet, wird es herrlich sein." Im Jahre 1723 berichtet er aus Reval, die Kastanienallee sei schon so weit gediehen, daß die Bäume, welche zu beiden Seiten des Weges stehen, einander berührten und sehr ansehnliche Kronen hätten. Das Haus sei fast vollendet und werde schöner sein als irgendeiner der andern Paläste (139). Aus Peterhof schreibt er im Jahre 1721, er habe keine Lust gehabt, die dortigen großartigen Wasserkünste spielen zu lassen, weil Katharina nicht dabei gewesen sei (132). Bei großer Hitze in Hangöudd weilend (1719) und über Windstille klagend, bemerkt Peter: „Ich denke an den Park: wie schön muß es dort jetzt sein. Amüsire Dich dort statt meiner; Gott erlaubt es mir jetzt nicht; hoffentlich gibt es später kein Hinderniß" (93).

Der Ton der Briefe Katharina's entspricht durchaus der Gemüthlichkeit und Herzlichkeit der Schreiben des Zaren. Indem sie ihm im Jahre 1713 zu dem obenerwähnten Generalsrang Glück wünscht, bemerkt sie, sie könne diese neue Würde erst dann anerkennen, wenn sie ihn gesehen haben werde. Auch äußert sie den Wunsch, daß er nun bald Admiral werden möge (151), ein Wunsch, welcher erst acht Jahre später erfüllt wurde.

Im Jahre 1717 fragt sie am 6. April, ob Peter am Tage zuvor, als an ihrem Geburtstage, ein Glas Wein geleert habe und ob er dieses auch am 1. März nicht unterlassen habe. Der 1. März wird wol in der Geschichte des Verhältnisses zwischen Peter und Katharina ein Gedenktag gewesen sein. Die Zarin schreibt: „Ich hoffe, Sie werden sich erinnert haben?" (158.) Der Aufforderung, Muster zur Anfertigung von Spitzen einzusenden, entspricht die Zarin,

indem sie die verschlungenen Züge der beiden Namen als Muster vorschlägt (159). Während er in Paris weilt, äußert Katharina scherzend die Besorgniß, er werde sie bei dem Betrachten der vielen Herrlichkeiten und Fontainen in der französischen Hauptstadt ganz vergessen (163). Als sie im Jahre 1718 mit einer Tochter niedergekommen war, schreibt sie in der heitersten Laune an den Zaren, er solle doch diese Kleine, welche arg schreie, auch mit einem Glückwunsch erfreuen (82). Etwas später fragt sie, ob der Name Natalia, den man der Tochter geben könne, ihm zusage (84).

Katharina theilte den Sinn Peter's für Gartenanlagen. Auch sie berichtet von dem allmählichen Gedeihen der neuen Parks in Peterhof und Katharinenthal und bedauert gelegentlich, daß er die schöne Obstzeit versäume (91). Sie dringt in ihn, er solle es möglich machen, noch das Ende der schönen Jahreszeit daheim zu verbringen, um noch „etwas Plaisir zu haben und Grünes zu sehen" (119).

Einen sehr heitern Eindruck macht es, wenn Peter sich als einen „alten Kerl" bezeichnet und die Zarin sich darüber empfindlich stellt. So schreibt er 1716, im Begriffe stehend aus Altona abzureisen, indem er, wie gewöhnlich, das „Sie" und „Du" durcheinanderwirft: „Ich danke für das Präsent und sende Ihnen auch eins; beiderseits sehr passende Geschenke: Du hast mir etwas geschenkt, um meinem Alter zu Hülfe zu kommen, ich Dir etwas, um Ihre Jugend zu schmücken" (45). Sie schilt ihn einmal gründlich dafür aus, daß er sich einen „alten Kerl" nenne, und erbietet sich durch Zeugen zu beweisen, daß er es nicht sei (97).

Zu den Lieblingswitzen Peter's gehörten allerlei Bemerkungen über den russischen Bacchusgott. Schon in den neunziger Jahren ist in Peter's Briefen an seine Freunde sehr oft von diesem „Iwaschka Chmelnizkij" (von Chmelj = der Rausch) die Rede, welcher den Schreibenden die

Augen zufallen mache, oder von dessen Heldenthaten, wie er aus silbernen oder gläsernen Mörsern geschossen, oder wie er über alle einen glänzenden Sieg erfochten habe u. s. w. Dieses Thema kehrt in unzähligen Variationen wieder. Auch in den Schreiben an Katharina begegnen wir solchen Scherzen. Nach der Schlacht bei Poltawa schreibt Peter aus Lublin: „Wir haben hier unaufhörlich zusammen mit den Herren Polen Conferenzen in Angelegenheiten des Iwaschka Chmelnizkij." Das Datum des Briefes lautet: „Aus der Haupt- und Residenzstadt des Iwaschka" (9 und 10). Mit Humor erzählt er, wie einer seiner Freunde eine Zusammenkunft mit Iwaschka gehabt und infolge dessen einen ernsten Fall gethan habe und nun krank liege (11). Ein andermal erzählt Peter, er sei sonst ganz wohl, leide nur an einem Katzenjammer u. dgl. m.

Katharina ging durchaus auf solche Scherze ein und schrieb unter anderm einmal im Jahre 1719, indem sie von allerlei Bauten und Gartenanlagen berichtete: „Der Franzose, welcher die neuen Blumenbeete einrichtet, ging neulich — der arme Kerl — in der Nacht über einen Graben. Da begegnet ihm Iwaschka Chmelnizkij, stößt ihn durch einen besondern Zufall von dem Brückensteg ins Wasser und befördert ihn auf diese Weise in die andere Welt, damit er auch dort Blumenbeete einrichte" (96).

Von Reiseeindrücken hat Peter fast nie in seinen Briefen berichtet. Dazu waren dieselben zu kurz und von einer gewissen Eile zeugend. Aus Antwerpen schreibt er, er werde noch manche Städte in Belgien besuchen; aus Dünkirchen schreibend, bemerkt er in einem Postscriptum: es sei ein wahrer Jammer, die Trümmer der Festung und besonders des Hafens zu sehen (64). Die Werke waren bekanntlich vier Jahre zuvor, 1713, geschleift worden. Kurze Bemerkungen, wie z. B. daß auf dem Wege nach Paris ihm die

allgemein herrschende Armuth aufgefallen sei (66), oder über die Lage von Karlsbad, welches, von Bergen umgeben, wie „in einer Grube" liege, sind eine seltene Ausnahme.

Spaßhaft sind die Scherze Peter's über das ihm ganz ungewohnte Wassertrinken in den Bädern. Aus Karlsbad schreibt Peter 1711: „Wir sind hier, Gott sei Dank, ganz wohl, nur ist der Bauch von dem vielen Wasser ganz aufgetrieben, weil man uns tränkt wie die Pferde; etwas anderes haben wir hier nicht zu thun u. s. w." (18).

An gewagten, dazwischen sehr frivolen Scherzen ist in dem Briefwechsel kein Mangel. Natürlich konnten weder Peter noch Katharina, welche dem Zaren auch auf das erotische Gebiet folgt, nicht ahnen, daß diese intimsten Schreiben gedruckt werden würden. Manches hat im Druck fortgelassen werden müssen. Anderes, weniger Verfängliche, ist stehen geblieben. Im Grunde ist vieles auch hier nur harmlose Neckerei. Sie hatte schon im Jahre 1709 ihn scherzend vor allerlei Liebesabenteuern gewarnt und er ihr darauf geantwortet, ein solcher Verdacht sei denn doch ganz ungegründet. „Wir sind ja alte Leute und gar nicht solche" (11). Dagegen scherzt er, sie solle nicht, wie sonst die „Evastöchter" zu thun pflegen, etwa einen Roman in Scene setzen (18). Diese Neckerei wird sehr weit ausgesponnen. Es herrscht ein ungezwungener Ton in diesen Auseinandersetzungen: ja, hier und da wird bis zum Cynismus weiter gegangen. Aber die Unbefangenheit, mit welcher sehr bedenkliche Dinge berührt werden, hat denn auch wieder etwas Liebenswürdiges.[22])

Man weiß, daß Peter in seinem Verhältniß zu seinem Sohne, dem Zarewitsch Alexei, eine kaum begreifliche Gefühllosigkeit an den Tag legte. Als Vertreter der Interessen des von ihm neugeschaffenen russischen Staates glaubte er gegen den Erben seiner Krone auf das rücksichtsloseste vor-

gehen zu müssen. Mag auch ein Theil der Härte und Grausamkeit, deren Opfer der unglückliche „russische Don Carlos" wurde, der in jener Zeit herrschenden Praxis auf dem Gebiete der Justiz in der Behandlung von Staatsverbrechen schuld gegeben werden können, so bleibt an dem großen Zaren in dessen Handlungsweise bei dem Monstreproceß gegen Alexei und dessen Anhänger noch sehr viel zu tadeln übrig. Daß er überhaupt den unwürdigen Thronerben beseitigte, wird man ihm als ein um Rußlands Wohl erworbenes Verdienst zugute halten müssen. Die Art und Weise aber, wie dieses geschah, zeugt ebenso sehr von barbarischen Zuständen in dem damaligen Staate, wie von asiatischer Roheit von seiten Peter's.

Um so wohlthuender berührt es, wenn wir bei andern Gelegenheiten, unter anderm an der Hand des Briefwechsels zwischen Peter und Katharina den Zaren als einen tiefempfindenden Vater kennen lernen. Auch hier tritt uns der Gegensatz der beiden Ehen entgegen. Peter hatte es über sich vermocht, die erste Gemahlin, Jewdokia, in rauher Weise zu verstoßen, sie in ein Kloster einsperren zu lassen, wobei er es sogar unterließ, ausreichende Mittel zu einem standesmäßigen Unterhalte der ehemaligen Zarin anzuweisen. Er hatte bei Gelegenheit des Processes des Zarewitsch Alexei die unglückliche Jewdokia aus ihrem Kloster nach Moskau bringen und dort verhören lassen, hatte ihr Liebesverhältniß zum Major Gljebow aufgedeckt und in der unzartesten Weise in einem Manifest auf dasselbe hingewiesen; er hatte den Geliebten seiner ehemaligen Gattin pfählen lassen, Jewdokia abermals in ein enges Gewahrsam zu bringen empfohlen, ohne daß allem diesem ein auch nur irgend erhebliches Staatsverbrechen Jewdokia's entsprochen, ohne daß ein irgend gefährliches Verhältniß zwischen Jewdokia und dem unseligen und allerdings höchst staatsgefährlichen Zarewitsch Alexei

stattgehabt hätte. Diese Handlungsweise steht in dem allerschroffsten Gegensatze zu der Rücksicht, mit welcher er Katharina behandelt, zu der innigen Liebe, welche Peter seiner zweiten Gemahlin bewahrte. Ebenso schreiend ist der Gegensatz der Verachtung und des Hasses, welchen Peter in seinem Verhältnisse zu Alexei an den Tag legt, gegenüber der Zärtlichkeit, welche Peter in Betreff seiner aus der zweiten Ehe stammenden Kinder kundzugeben pflegte.

Unzähligemal sind die Kinder Anna und Elisabeth und Peter Petrowitsch Gegenstand der Erwähnung in dem Briefwechsel Peter's mit Katharina. Beide schlagen hier einen überaus warmen Ton an. Die Geburts- und Namenstage der Kinder werden gefeiert; die Aeltern tauschen Glückwünsche aus. Es werden allerlei Züge aus dem Leben der Kinder erzählt. In Krankheitsfällen ist der Ausdruck der Besorgniß besonders lebhaft. An allerlei zum Theil etwas derben Kosenamen fehlt es nicht. Ein Lieblingsausdruck, wenn der Kinder erwähnt wird, ist „unser Eingeweide". „Küsse unser Eingeweide statt meiner", heißt es in dem Postscriptum zu einem Schreiben Peter's aus Åland vom August 1714 (39).

Offenbar hatte es Peter gern, möglichst Ausführliches über das Befinden der Kinder zu hören. Während der Cur in Spaa (1717) erfuhr er, daß Anna und Elisabeth an den Blattern erkrankt seien; als er hörte, daß die Genesung Anna's Fortschritte mache, bemerkte er voller Freude, er trinke das Mineralwasser nun lustiger als früher (71). Er hatte gesagt: „Auch Menschikow hat mir davon Mittheilung gemacht, daß zuerst Annuschka, dann Lisenka sich hingelegt habe. Diese abwechselnde Windstille", so bezeichnet er in seemännischer Weise die Krankheit, „hat mich ganz traurig gemacht." Katharina versäumte nicht zu melden, daß die Krankheit der beiden nun genesenen Mädchen deren

„Gesichterchen" nicht im mindesten verunstaltet habe (165). In den Anreden der Briefe Peter's heißt es bisweilen: „Katharinuschka, mein Herzensfreundchen, sei gegrüßt mit dem Eingeweidchen zusammen!" (z. B. 77). In dem Postscriptum zu einem auf dem Schiffe im Sommer 1719 geschriebenen Briefe heißt es: „Annuschka und Lisenka! seid gegrüßt! Ich danke Euch für Eure Briefe. Gott sei mit Euch!" (105). Bisweilen nennt er die Töchter scherzweise „Räuberinnen" (z. B. 121). Später hat wol die Kaiserin Elisabeth erzählt, wie der Vater bisweilen in der Unterrichtsstunde der beiden Töchter zu erscheinen und sie zu überhören pflegte.[23])

Des Zaren wie der Zarin Herzblättchen war der Zarewitsch Peter Petrowitsch, welcher, 1715 geboren, als der einzige Sohn aus der Ehe Peter's mit Katharina, eine Nebenbuhlerstellung gegenüber dem Zarewitsch Alexei und dessen Sohne Peter einnahm. Beide Zarewitschs waren von fast völlig gleichem Alter, Peter Alexejewitsch, welcher später, als Kaiser Peter II., den Thron bestieg, nur ein paar Wochen älter als Peter Petrowitsch. Damals, unmittelbar nachdem beide Rivalen zur Welt gekommen waren, hatte der Conflict zwischen dem Zarewitsch Alexei und dem Zaren eine ernstere Wendung genommen. Es kam bald darauf zur Flucht Alexei's ins Ausland, zu dessen Processe und gewaltsamer Beseitigung im Sommer 1718. Schon im Februar 1718 war Peter's Sohn von Katharina, Peter Petrowitsch, mit Uebergehung des im Grunde berechtigtern Peter Alexejewitsch zum Thronerben proclamirt worden. So konnte denn nicht blos die Zarin Jewdokia, sondern auch deren Sohn Alexei und nicht blos dieser, sondern auch der Enkel der verstoßenen ersten Gemahlin Peter's als aus dem Wege geräumt gelten. Man hat wiederholt die Vermuthung geäußert, daß die Liebe zu dem Sohne Katharina's den Zaren zu den

energischen Maßregeln gegen den Sohn Jewdokia's veranlaßt habe. [24])

Diese Liebe zu dem kleinen Peter Petrowitsch äußert sich vielfach in den Briefen der Aeltern des Zarewitsch. Auch Menschikow schrieb wol an den Zaren über das Befinden des Kleinen, so z. B. im October 1716 an dessen Geburtstage: „Der Zarewitsch spielt am liebsten Soldaten: daher müssen die wachthabenden Leute von dem Bombardierregiment in dem großen Zimmer oft vor Seiner Hoheit exerciren; es macht ihm viel Vergnügen; er sagt: Papa, Mama, Soldat. Gebe Gott, daß Sie ihn bald sehen könnten, Sie würden sich freuen.“ [25]) In dem Briefwechsel zwischen Peter und Katharina spielt „Schischetschka“, wie der Zarewitsch genannt zu werden pflegte, eine große Rolle. Die Zarin schreibt im Sommer 1718: „Unser theurer Schischetschka erwähnt sehr oft seines theuern Papas“, und ein paar Wochen später: „Unser theuerer Schischetschka entwickelt sich mit Gottes Hülfe sehr glücklich und ergötzt sich fortwährend mit soldatischen Uebungen und mit Kanonen“ (77 und 81); auch bemerkt die Zarin, wie es dem Kleinen höchlichst misfalle, daß der Vater abwesend sei. „Ich bitte sehr“, schreibt Katharina (76), „mich in Schutz zu nehmen; Ihretwegen habe ich viel Zank mit ihm, wenn ich ihm sage, daß Papa verreist ist. Das kann er gar nicht leiden. Sagt man aber: Papa ist hier, dann ist er froh.“ Als er die ersten Zähne bekommt und sich dabei verhältnißmäßig wohl befindet, ist der Vater ganz glücklich, so gute Nachrichten zu erhalten.

Und dieses alles gerade in der Zeit, als der ältere Sohn des Zaren, Alexei, ein so entsetzliches Ende gefunden hatte. Im Juli 1718 war er entweder an den Folgen der Folter gestorben oder auch in aller Stille hingerichtet worden. Im August weilte Peter in Reval und schrieb

von dort an seine Gemahlin folgendes, wie man vermuthet hat, auf Alexei Bezügliche: „Was Du mir durch Makarow hast sagen lassen, daß der Verstorbene etwas offenbart hat, davon reden wir, wenn Gott es so fügt, daß wir uns sehen. Hier aber habe ich über eine sehr wunderliche Sache gehört, welche fast schlimmer ist als alles dasjenige, was ans Tageslicht gekommen ist" (78). Es ist für wahrscheinlich gehalten worden, daß sich diese Aeußerung auf die Enthüllung gewisser Correspondenzen des Zarewitsch Alexei mit Schweden beziehe.[26])

Sonst ist mit nur einer Ausnahme des Zarewitsch Alexei in den Briefen Peter's und Katharina's nicht erwähnt. Im Jahre 1711 meldete Peter aus Torgau, daß die Trauung des Zarewitsch Alexei mit der Prinzessin von Wolfenbüttel vollzogen worden sei und zwar im Schlosse der Königin von Polen. „So gratulire ich Ihnen denn zu der jungen Schwiegertochter", fügt Peter hinzu (19). Im Jahre 1714 bemerkt die Zarin, es sei ein Brief Alexei's an den Vater angelangt; sie legt denselben ihrem Schreiben bei. Dagegen ist zu beachten, daß nach der Katastrophe Alexei's ein paar mal der Kinder desselben erwähnt wird. So erinnert Peter in einem Schreiben an Katharina am 11. October 1718 daran, daß man am folgenden Tage den Geburtstag des kleinen dreijährigen Enkels, Peter Alexejewitsch, mit einer „Collation" feiern müsse (86). Katharina erwähnt dazwischen (z. B. 118), sie befinde sich mit den Kindern und Enkeln in erwünschtem Wohlsein.

Es hat etwas Tragisches, daß Peter nicht nur die Katastrophe Alexei's, welche er hatte herbeiführen helfen, erlebte, sondern auch den Tod seines geliebten Sohnes Peter Petrowitsch. Der Kleine, dessen Geburt Peter mit Freude begrüßt hatte, den er seinen „Rekruten", seinen „kleinen Matrosen" zu nennen pflegte, starb schon im Jahre 1719.

Es wurden Züge von der Verzweiflung des Vaters erzählt: er soll sich in seinem Arbeitszimmer verriegelt haben, ohne im Laufe von drei Tagen sich zu zeigen; selbst Katharina ließ er nicht hinein; er aß und trank nichts, ließ alle seine Geschäfte ruhen: man mochte an der Thür klopfen und rufen, soviel man wollte, er antwortete nicht u. s. w.[27]) Diese Darstellung mag legendarisch ausgeschmückt sein. In den Hauptzügen ist an dem Maße des Schmerzes Peter's nicht zu zweifeln.

Um der Interessen des Reiches willen, welche der unwürdige Thronerbe Alexei zu schädigen drohte, hatte Peter die Rolle eines unnatürlichen Vaters übernommen, seinen Sohn foltern und zum Tode verurtheilen lassen. An diesen tragischen Vorfällen mochte die Vaterliebe für den kleinen Peter einen gewissen Antheil gehabt haben. Nun war diese Hoffnung dahin, das Reich ohne Thronerben. Von Alexei's Sohn als Thronerben ist in der Zeit Peter's keine Rede gewesen. Wann Peter die Idee einer Möglichkeit, daß Katharina nach ihm herrschen werde, erfaßt hat, wissen wir nicht; ja wir können nicht einmal mit Gewißheit behaupten, daß Peter ernstlich an diese Eventualität gedacht habe. Es erscheint nur als wahrscheinlich, daß der Zar seine Gemahlin fähig gehalten habe, die Krone zu tragen, das von ihm begonnene Werk weiter zu führen.

Für diesen Ideengang Peter's finden sich in seinem Briefwechsel mit Katharina nur wenige Anhaltspunkte. An der Hand dieser werthvollen Actenstücke läßt sich die Frage beantworten, inwieweit die Zarin den Gedanken Peter's zu folgen im Stande war, in welchem Maße sie die Tragweite der großen politischen Ereignisse dieser Zeit zu würdigen

wußte, den Ernst der Epoche begriff, über die Vorgänge unterrichtet war, auf die Ideen Peter's einging.

Die Bildung Katharina's konnte nur mangelhaft sein, aber das Maß ihrer geistigen Fähigkeiten war nicht gering. Sie übte einen gewissen Einfluß. Wie früher Franz Lefort, so verstand es später Katharina, die Leidenschaft des Zornes bei ihrem Gemahl in den Momenten äußerster Aufwallung zu zügeln; ja man erzählte sogar, daß ihre Nähe, ihr sanftes Wesen beruhigend, heilend auf den Zaren wirkte, wenn er von seinem nervösen Leiden, krankhaften Zuckungen heimgesucht wurde. Seiner Genußfähigkeit, seinem heitern Temperament, seiner Leichtlebigkeit entsprachen die gleichen Eigenschaften bei Katharina. Nicht selten war es geschehen, daß sie harte Urtheilssprüche des Zaren durch ihre Fürsprache milderte. Namentlich hatte sie wiederholt Peter's Zorn über Menschikow mit Erfolg zu besänftigen gesucht.

Es war in vielen Stücken wichtig und entscheidend, daß die Zarin sich den an sie gestellten Forderungen der neuen Geselligkeit, welche Peter in Rußland einzuführen strebte, gewachsen zeigte. Bei den „Assembléen", wie dieselben in den letzten Zeiten der Regierung Peter's in den höhern Kreisen der russischen Gesellschaft in der neuen Hauptstadt auf den Wunsch Peter's und nach von ihm entworfenem Reglement üblich wurden, zeichnete sich nicht blos Peter, sondern auch seine Gemahlin durch große Gewandtheit im Tanzen aus. Auch die Prinzessinnen Anna und Elisabeth gaben sich gern diesem Vergnügen hin.

Katharina verstand es Hof zu halten, im Mittelpunkte der Geselligkeit zu stehen, sich mit einem ihrer Stellung entsprechenden Luxus zu umgeben. Sie verlieh den von Peter veranstalteten Festen einen gewissen Zauber. Selbst bei der Feierlichkeit des Stapellaufs neuerbauter Schiffe erschienen die Damen des Hofes, die Zarin, die Schwester,

die Töchter Peter's. In der letzten Zeit der Regierung Peter's bestand bei Hofe ein Theater. Katharina hatte stets ein vollständiges Orchester zu ihrer Verfügung; sie hatte Sinn für Prachtbauten und Gartenanlagen. Ihre Hofhaltung war unvergleichlich kostspieliger als diejenige Peter's; den Zeitgenossen fiel die Pracht der Livreen der Dienerschaft Katharina's auf, während Peter's Umgebung schlicht und oft gar unsauber erschienen war. Wenn Ausländer, wie z. B. Bassewitz, Bergholz, der Herzog von Liria, Weber u. a. die Eleganz des russischen Hofes in jener Zeit als durchaus den in Westeuropa herrschenden Sitten entsprechend schildern, so ist darin ein wesentlicher Antheil Katharina's an einem solchen Fortschritt zu erkennen.

Katharina war an Peter's Seite bei dem türkischen Feldzuge vom Jahre 1711, bei dem persischen Feldzuge im Jahre 1722. Man meint, sie habe einen Antheil gehabt an den diplomatischen Verhandlungen am Pruth, welche den Zaren und das Heer aus der furchtbarsten Gefahr erretteten. Daß sie aber regelmäßig und stetig einen Antheil an den Regierungsgeschäften des Zaren gehabt habe, kann man nicht sagen. Ihr Briefwechsel mit Peter zeigt, daß sie in einem gewissen Grade von den Hauptereignissen Kunde hatte, daß sie mit Verständniß denselben zu folgen im Stande war, nicht aber, daß sie an der Entscheidung der Angelegenheiten Antheil hatte.

Von Geschäften ist im Grunde wenig die Rede in den Schreiben, welche der Zar an seine Gemahlin zu richten pflegte. Bei der klaren Einsicht, Thatkraft und Selbständigkeit Peter's war nicht daran zu denken, daß er etwa in manchen Dingen des Rathes Katharina's bedurft hätte. Nur in untergeordneten Angelegenheiten gibt er ihr Aufträge.

So z. B. bittet er im Jahre 1713, die Zarin solle für den Ankauf von Wein und Käse, welche zu Geschenken

nöthig seien, sorgen (33). Im Auslande beauftragt er Katharina 1717 Handwerker und Künstler zu engagiren (68). Dann läßt er wol einmal für die Ausstattung eines zu seinem Gebrauche bestimmten Schiffes Betten mit holländischen Matratzen durch Katharina bestellen (73), oder er ertheilt ihr Instructionen in Betreff der Art und Weise, wie in Peterhof die Bassins zu den Wasserkünsten cementirt werden sollten (101) und in dem letztern Falle stellt sich heraus, daß sie die Arbeiten schon früher ganz in dem Sinne der Instructionen Peter's hatte ausführen lassen (106).

Daß Katharina, bei aller Beschränktheit ihres Wirkungskreises, Peter's Interessen theilte, ist aus manchen Bemerkungen in den Briefen des Zaren zu ersehen. So z. B. trägt er ihr in dem Postscriptum zu einem Schreiben vom Jahre 1715 auf, bei der Durchreise in Narwa sich nach einem geeigneten Platze zur Errichtung einer Glasfabrik umzusehen (40); so schreibt er ihr im Juni 1724 aus Petersburg, daß die Zahl der daselbst eingetroffenen fremden Schiffe 100 betrage (146), indem er mit Recht voraussetzte, daß Katharina sich in ähnlicher Weise für die Frequenz des neuen Hafens interessire, wie er selbst.

In Peter's Schreiben herrscht ein scherzender Ton vor. Dazwischen aber wird denn doch sehr Ernstes berührt. Die Last der Geschäfte, die Gefahr der politischen Verwickelungen, die Höhe des Spiels, bei welchem es sich während des Nordischen Krieges um Rußlands Machtstellung handelte, sind auch dann zwischen den Zeilen zu lesen, wenn sehr wichtige Dinge in launiger, witzelnder Weise mitgetheilt werden. Man empfindet die Schwere der Verantwortlichkeit, welche auf dem Zaren lastete. Er schreibt einmal im Jahre 1712 aus Greifswald: „Wir sind, Gott sei Dank, gesund, aber es ist ein schweres Leben: ich kann mit der linken Hand nicht viel machen; in der rechten aber muß ich zugleich den

Degen und die Feder halten; wie viel Gehülfen mir zur Seite stehen", fügt Peter ironisch hinzu, „weißt Du selbst ganz gut" (21).

Die Angst und Noth des Nordischen Krieges, bei welchem Alles an Alles gesetzt wurde, tritt uns aus einzelnen kurzen Aeußerungen in diesem Briefwechsel mit besonderer Deutlichkeit entgegen. Wir nehmen dabei an Peter einen gewissen historischen Sinn wahr. Er suchte sich von der Tragweite einzelner historischer Ereignisse genaue Rechenschaft zu geben. Er liebte es auf Geschehenes, Errungenes zurückzublicken, ganze Reihen von Thatsachen zusammenfassend zu betrachten, bei Erinnerungen an die wichtigsten Begebenheiten seiner Regierung zu verweilen.

Dieser historische Sinn veranlaßte den Zaren, in der spätern Zeit seiner Regierung die ganze Geschichte des Nordischen Krieges zusammenzustellen, ein Entschluß, welcher im Jahre 1718 noch vor dem Frieden, aber schon zu einer Zeit gefaßt wird, da sich die Ergebnisse des langjährigen Kampfes übersehen ließen und man an einem günstigen Abschlusse nicht mehr zweifeln konnte. Schon damals begann der Cabinetssecretär Makarow im Auftrage des Zaren allerlei Material für diesen Zweck zu sammeln; nach dem Friedensschlusse hat sodann Peter eine Zeit lang allwöchentlich den Sonnabendmorgen zu der Arbeit der Sichtung und Gruppirung dieser Materialien bestimmt. So entstand, zunächst von Makarow redigirt, die „Geschichte des Schwedischen Krieges", in deren Handschrift Peter aber so viel hineincorrigirte, daß das Werk mehrmals ganz umgearbeitet werden mußte und in der letzten Fassung, wie dieselbe mehrere Jahrzehnte später, im Jahre 1770, von dem Fürsten Schtscherbatow als „Das Tagebuch Peter's des Großen" herausgegeben wurde, mehr als des Zaren wie als Makarow's Werk angesehen werden kann. Es ist dabei zu

verwundern, wie noch in den letzten Zeiten seiner Regierung Peter sich ganz geringfügiger Umstände bei den Ereignissen am Anfange des Nordischen Krieges erinnerte und wie er die von verschiedenen Seiten auf seinen Befehl ihm zur Verfügung gestellten Archivalien und zeitgenössischen Aufzeichnungen zu ergänzen und zu berichtigen vermochte.[28])

Peter konnte mit Stolz auf seine Geschichte zurückblicken. Von der Schlacht bei Narwa bis zum Frieden von Nystad war ein weiter Weg. Wiederholt berührte er in seinen Briefen den Gegensatz von der Bedeutungslosigkeit Rußlands in der frühern Zeit zu der Machtstellung, welche es später einnahm. In einem Schreiben an Alexei vom Jahre 1715 sagt er: „Durch die militärischen Dinge sind wir vom Dunkel zum Licht gelangt, sodaß uns diejenigen, welche früher von uns nichts wissen wollten, hochachten.“[29]) Ihm wird eine Festrede bei Gelegenheit des Stapellaufs eines neuen Schiffes im Jahre 1714 in den Mund gelegt, in welcher es hieß: „Wer unter euch, meine Brüder, hätte vor dreißig Jahren sich träumen lassen, daß ihr hier mit mir an der Ostsee zimmern würdet, daß wir, deutsch gekleidet, in Ländern, durch unsere Anstrengung und Tapferkeit erobert, unsern Wohnsitz aufschlagen, und, mit so tapfern und sieghaften Matrosen, mit so geschickten ausländischen oder im Auslande gebildeten Handwerkern und Künstlern versehen, uns aller Völker und Fürsten Hochachtung erwerben würden?“[30])

Aus solchen Aeußerungen spricht der Stolz eines „self made man“, welcher seine glänzende Laufbahn der eigenen Tüchtigkeit verdankt.

Man hat darüber gespottet, daß, als Peter nach der furchtbaren Niederlage bei Narwa die ersten verhältnißmäßig unbedeutenden Siege erfocht, er diese Ereignisse mit großem Pomp, mit Veranstaltung von allerlei Triumphzügen in

der Hauptstadt des Reiches feierte. So z. B. wurde das an sich unbedeutende Treffen bei Errestfer im December 1701 durch eine großartige Siegesfeier zu einem gewaltigen Ereigniß aufgebauscht und der niederländische Gesandte, van der Hulst, lachte darüber in seinem Berichte an die Generalstaaten: die russische Regierung thue so, als habe sie die ganze Welt über den Haufen geworfen.[31]) Wenn man aber sich vergegenwärtigt, wie schmerzlich und zugleich wie lehrreich die Niederlage bei Narwa gewesen war, wenn man weiß, wie nach derselben der Zar mit Fug und Recht die außerordentliche Kriegstüchtigkeit der Schweden schätzte, wenn man sich erinnert, was es für Rußland bedeutete, an der Ostsee festen Fuß fassen zu können, so wird man die Genugthuung Peter's über diese ersten Erfolge zu würdigen wissen. Diese kleinen Gefechte in Livland, das Vordringen an der Newa, die ersten Erfolge in Finland waren in der That außerordentlich schwerwiegende Ereignisse und daher begreift man, daß Peter insbesondere diejenigen Vorgänge während des Krieges, an denen er persönlichen Antheil genommen hatte, in der spätern Zeit als hervorragende historische Momente bezeichnete. Es liegt eine gewisse Pietät in der Art, wie Peter auf solche Gedenktage, welche auf frühere Wendepunkte hinwiesen, Gewicht legte.

Und diese Erwähnung der Ereignisse des Nordischen Krieges ist vielleicht das Bemerkenswertheste in dem Briefwechsel Peter's mit Katharina. Charakteristisch ist dabei der Umstand, daß die Unglücksfälle und Katastrophen früherer Zeiten nie erwähnt werden. Von der Schlacht bei Narwa, von der Krisis am Pruth ist in den Briefen keine Rede[32]), wohl aber von den errungenen Erfolgen. In gewissem Sinne kann dieser Briefwechsel als eine Quelle zur Geschichte des Nordischen Krieges angesehen werden. Mitten im Drange der Ereignisse macht Peter oft außerordentlich

treffende Bemerkungen über die Tragweite der Vorgänge, unter deren unmittelbarem Eindruck er schrieb. Erinnerte er sich aber in späterer Zeit der Ereignisse früherer Jahre, so lernen wir in solchen Bemerkungen den Maßstab kennen, welchen Peter an seine Thaten zu legen wußte.

So schreibt Peter im Jahre 1712 am 11. October aus Karlsbad in einer Nachschrift zu einem kurzen Briefe: „Wir gratuliren zu diesem Tage — dem Anfange unserer Avantage" (25), und an demselben Tage im Jahre 1718: „Ich gratulire zu dem glücklichen Tage, an welchem wir in eueren Landen Fuß faßten; mit diesem Schlüssel sind nachher viele Schlösser geöffnet worden" (85—86).

Es ist hier, wie schon das Wortspiel andeutet, von der Einnahme Schlüsselburgs am 11. October 1702 die Rede. Das zweite der obenerwähnten Schreiben ist von Schlüsselburg aus datirt, wo Peter, so oft es sich einrichten ließ, den Jahrestag dieses Ereignisses zu feiern pflegte.

Schlüsselburg war in frühern Jahrhunderten in den Händen der Russen gewesen, dann aber hatte man zu Gunsten der Schweden darauf verzichten müssen. Gustav Adolf hatte nach dem Frieden von Stolbowa (1617) darüber triumphirt, daß die Russen vom Meere abgeschnitten seien: er hoffe, sagt er, es werde ihnen schwer werden, über diesen Bach zu springen. [33]) Bei der Zusammenkunft Peter's mit König August von Polen in Rawa (1698) war vereinbart worden, der letztere solle dem erstern behülflich sein, dasjenige von Schweden wiederzuerwerben, was zu Anfang des 17. Jahrhunderts verloren gegangen war. [34]) Auf Schlüsselburg hatte Peter bereits mehrere Monate vor dem Ausbruche des Krieges ein besonderes Augenmerk gerichtet und am 2. März 1700 an Golowin geschrieben, es solle ein tüchtiger Mann zur Recognoscirung dieses Platzes ausgesandt werden; Schlüsselburgs, bemerkt Peter, bedürfe man dringend: es sei

dort die Straße aus dem Ladogasee ins Meer. Der Zar forderte Golowin auf, sich von der Wichtigkeit des Platzes durch einen Blick auf die Karte zu überzeugen.[35]) Dann war Peter im Herbst 1702 selbst in diese Gegenden geeilt, hatte die Topographie derselben genau studirt, die Landleute nach den Einzelheiten der Wasserwege, der Entfernungen von Ort zu Ort ausgefragt, das Fahrwasser auf der Newa untersuchen lassen. Endlich hatte er gleich einem Soldaten und Schiffszimmermann an den Belagerungsarbeiten bei Schlüsselburg theilgenommen, den Sturm auf die Festung persönlich geleitet. Mit Recht taufte er den Platz, welcher den Namen Nußburg (Orjeschek — russisch, Nöteborg — schwedisch) geführt hatte, Schlüsselburg, weil in der That der Weg zur Ostsee erschlossen wurde und die Einnahme von Nyenschanz, die Gründung Petersburgs unmittelbar darauf folgte. Nach der Einnahme von Nyenschanz schrieb Peter's Freund und Genosse, Winius, „es sei nun ein weites Thor für unzählige Errungenschaften geöffnet.“[36])

Mit großer Ostentation veranstaltete der Zar nach der Einnahme Schlüsselburgs einen Siegeseinzug in die alte Hauptstadt: an drei Stellen waren Triumphpforten errichtet. In dem Augenblick, als Peter unter einer derselben durchging, ließ sich ein Lorberkranz auf sein Haupt herab, „was“, wie Pleyer, der österreichische Diplomat, bemerkt, „ihm sehr wohl gefiel“.[37]) Zur Erinnerung an die Einnahme Schlüsselburgs wurden Medaillen geprägt.[38]) Man begreift, daß Peter Grund hatte mit Genugthuung auch in den spätern Jahren, in seinen Briefen an Katharina, dieses Tages (11. October) zu gedenken.

Auch die Zarin legte Gewicht auf solche Gedenktage. Am 9. August 1719 schrieb sie an Peter: „Ich gratulire Ew. Gnaden wieder einmal zu dem Siege, welcher an dem

heutigen Tage erfochten wurde, und zwar zur Einnahme Narwas im Jahre 1704" (115).

Auch an diesem Ereignisse hatte Peter persönlichen Antheil genommen; auch hier hatte erst seine Anwesenheit die Action recht eigentlich belebt. In seiner Freude hatte er nach der Einnahme der Stadt an Romodanowskij geschrieben: „Hier, wo Gott uns vor vier Jahren kränkte, hat er uns zu fröhlichen Siegern gemacht"; und in einem Schreiben an Menschikow hatte dann Romodanowskij die Bedeutung des Erfolges betont, welche darin liege, daß die „starke und berühmte Stadt" Narwa am Warägermeere liege.[39])

Im Jahre 1719, als Katharina zu dem Gedenktage von 1704 Glück wünschte, konnte die Frage, in wessen Händen Narwa verbleiben werde, als gelöst betrachtet werden. In den ersten Jahren des Nordischen Krieges konnte es zweifelhaft erscheinen, ob nicht blos die Gegner, sondern auch die Bundesgenossen Rußlands dasselbe im Besitze dieser Errungenschaft belassen würden. Zuerst hatte Polen die Besorgniß gehegt, daß Peter, wie Patkul sich ausdrückte, ihm „den fetten Bissen vor der Nase wegschnappen könne, welchen man an den Bratspieß stecken wolle"; dann hatte Peter den Dänen Narwa und Dorpat als Preis der Erneuerung einer Offensivallianz gegen Schweden angeboten.[40]) In Holland und England wünschte man nicht, daß Rußland einen Hafen an der Ostsee besitze; wenn der Zar „durch dieses offene Thor überall hin frei gehen könne", hieß es, sei er nicht weniger zu fürchten als Ludwig XIV.[41]) Mit der größten Entschiedenheit mußte Peter, als Patkul Bedenken äußerte und vor der Misgunst anderer Potentaten warnte, bemerken: er werde für die Entwickelung des Handels in seinem Reiche sorgen; dazu bedürfe er der Häfen und daher werde er die eroberten Plätze behalten, welche von alters her Rußland gehört hätten; die Seehäfen seien

unbedingt nöthig als „die Arterien, durch deren Functionen das Herz des Staats gesunder und kräftiger schlage.“ [42])

Bei der ganzen Sachlage vor der Schlacht bei Poltawa konnten Erfolge, wie die Eroberung von Schlüsselburg und Nyenschanz, nur dann von Werth sein, wenn es gelang, durch endgültig entscheidende Siege die Bedenken der Bundesgenossen zu beseitigen. Nicht mit Unrecht hat Peter in einem Schreiben unmittelbar nach der Schlacht bei Poltawa gegen einen Freund die Aeußerung gethan: jetzt erst sei der eigentliche Grundstein zur Errichtung Petersburgs gelegt. Und in ähnlicher Weise konnte man auch die Eroberung Narwas, welche schon im Jahre 1704 stattgefunden hatte, erst vom Jahre 1709 ab als eine bleibende Errungenschaft ansehen. Als im Jahre 1719 die Zarin den Sieger von Narwa an diesem Gedenktage beglückwünschte, stand der Frieden vor der Thür, welcher den Erfolg des Jahres 1704 völkerrechtlich sanctionirte.

Man weiß, wie Peter in den Jahren, welche auf diese ersten Siege in Livland und an der Newa folgten, mit der äußersten Vorsicht handelte, nicht irgendwie zuversichtlich auf große Siege rechnete und, die Ueberlegenheit der schwedischen Waffen anerkennend, eine Schlacht längere Zeit zu vermeiden suchte. In den Jahren 1706 und 1707 traten bei dem Zaren während der Feldzüge in Litauen und Weißrußland Momente der Verzagtheit ein. Eine Niederlage der Russen konnte alle bisher errungenen Erfolge in Frage stellen. Namentlich Petersburg und die Küstenlinie am Finnischen Meerbusen standen auf dem Spiele. Nicht ohne die größte Aufregung sah Peter der Entscheidung entgegen, welcher er nicht mehr lange aus dem Wege zu gehen vermochte.

Kein Wunder, daß selbst die Schlacht bei Dobroje, am 29. August 1708, in welcher die Russen zwar nicht unbedingt siegten, aber eine vortreffliche Haltung beobachteten,

dem Zaren eine große Genugthuung bereitete. „Einen solchen Widerstand hat der König von Schweden noch nie erfahren", schrieb er voll Freude an einen der Würdenträger in Moskau.[43]) Von Interesse ist folgende Schilderung des Ereignisses in Peter's Briefe an Katharina: „Euern Brief habe ich erhalten; wundert Euch nicht, daß ich lange nicht antwortete; denn vor unsern Augen haben wir fortwährend die ungebetenen Gäste; es ist uns schon zum Ueberdruß geworden sie ansehen zu müssen; daher haben wir uns gestern Morgen gesammelt und mit acht Bataillonen einen Angriff auf den rechten Flügel des schwedischen Königs ausgeführt und mit Gottes Hülfe nach zweistündigem Feuer ihn zum Rückzuge genöthigt und Fahnen und Sonstiges gewonnen. Wahrlich, seit ich diene, habe ich kein solches Spiel gesehen; vor den Augen des Königs selbst haben wir diesen Tanz sehr gut getanzt; am meisten hat unser Regiment geschwitzt u. s. w." (7).

Ueber den vier Wochen später errungenen Sieg der Russen über Löwenhaupt, bei Propoisk, findet sich keine Bemerkung in den Briefen Peter's an Katharina. Dann aber folgte im Sommer 1709 die Entscheidungsschlacht bei Poltawa. Unmittelbar nach derselben schrieb Peter ganz kurz an mehrere Freunde darüber; auch an Katharina: „Mutter, sei gegrüßt. Ich melde Dir, daß der allergnädigste Herr uns einen unbeschreiblichen Sieg über den Feind verliehen hat, mit Einem Wort, daß die ganze feindliche Macht aufs Haupt geschlagen ist. Du wirst mehr hören; um Glück zu wünschen mußt Du selbst herkommen" (9). Und einen Monat später scherzt Peter in einem Briefe aus Lublin über den König Stanislaus Lesczynski, welcher mit der Niederlage seines Gönners, Karl's XII., auch seiner kurzen und zum Theil nur nominellen Herrschaft ein Ende bereitet sah:

„Lesczynski läßt sich den Bart wachsen, weil seine Krone gestorben ist" (9).

Ueber die Bedeutung der Schlacht bei Poltawa und wie Peter dieselbe würdigte, geben spätere Briefe, in denen des Jahrestags der Schlacht erwähnt wird, Auskunft. So schreibt er aus Spaa am 27. Juni 1717: „Ich gratulire Ihnen zum siegreichen Tage der russischen Auferstehung: schade, daß wir denselben nicht bei einander feiern" (71). Am 25. Juni 1719 schreibt Katharina: „Ich gratulire Ihnen zu dem kommenden Jahrestage der Schlacht bei Poltawa, d. h. des Anfangs unserer Rettung, wozu Ihre Arbeit viel beigetragen hat" (91). Auch er gratulirt von Hangöudd aus „zu dem russischen Sonntage" (russischer Sonntag = Auferstehungstag) und bemerkt dazu, seiner Sehnsucht nach dem Frieden Ausdruck gebend: „Die Auferstehung begann im Jahre 9 (1709); möchte doch dieselbe im Jahre 1719 einen Abschluß erlangen" (92). Sie schreibt darauf, etwas später, sie wünsche, daß er in dem „gelobten Lande" (Finland) recht heiter sein möge, auch sie habe den Jahrestag der Schlacht bei Poltawa, „den russischen Sonntag", fröhlich gefeiert. Auch in andern Schreiben erwähnt die Zarin dieses Tags als „des Anfangs unsers Wohlergehens" (164) u. dgl. m. (z. B. 1724, S. 147).

Es war allerdings ein gewaltiger Umschwung, welcher sich nicht blos in Rußland, sondern in Europa am 27. Juni 1709 vollzogen hatte. Damit hatten sich die Verhältnisse im Osten des Welttheils verschoben. Rußland war mit einem Schlage eine Großmacht geworden. Wenn man weiß, wie jahrelang vor der Schlacht Rußland in seinen diplomatischen Beziehungen in ganz Europa mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wie es überall einer abstoßenden Kälte begegnet war, wie niemand an einen dauernden Erfolg Peter's glaubte, wie unwahrscheinlich es erschien, daß Rußland im

Besitz der Newamündung, jenes „nach Europa hindurchgebrochenen Fensters“ verbleiben werde, und wie im Gegensatze zu allem diesem unmittelbar nach der Schlacht bei Poltawa der Zar als erwünschtester Bundesgenosse von verschiedenen Seiten umworben, von der öffentlichen Meinung bewundert ward, wie jetzt Leibniz jubelte, daß der Zar nun die Wissenschaften in seinem Reiche zu hoher Blüte bringen werde, wie die Ausländer in Rußland nun erfreut darüber waren, daß damit der glückliche Fortgang der Reformarbeit im Innern des Reiches gesichert sei — so wird man es begreiflich finden, daß Peter den Tag von Poltawa als den Tag der „Auferstehung“ Rußlands, als den „Sonntag“, den Feiertag par-excellence in der Geschichte Rußlands bezeichnete.[44])

Die endgültige Eroberung der Küstenpunkte, welche nothwendig war, damit, wie Peter sagte, „die Arterie des Staatsherzens gesunder schlage“, war in Kleinrußland bei Poltawa erfolgt. Sollte aber die Neugründung Peter's, der Hafen an der Newa, sichergestellt sein, so mußte an der Küste ringsumher noch einiges hinzuerworben werden. Riga wurde erobert, ohne daß Peter selbst zugegen gewesen wäre. Dagegen nahm er persönlich Antheil an der Einnahme Wiborgs am 13. Juni 1710. Sehr erfreut, wünschte er in einem Schreiben an Katharina dieser Glück zu diesem Ereignisse und bemerkt: „Nun gibt es mit Gottes Hülfe ein kräftiges Stoßkissen für Sanct-Petersburg“ (14). Bei den Friedensverhandlungen hat der Zar später trotz aller Einreden der schwedischen Diplomaten sehr zäh an dem Besitze der Südostecke Finlands festgehalten und um keinen Preis auf Wiborg und Kexholm, welches letztere ebenfalls im Jahre 1710 genommen worden war, verzichtet. Ohnehin blieb, trotz der Erwerbung dieses „Stoßkissens“, Petersburg ein weithin an die Peripherie des Reiches vorgeschobener Posten.

Als im Jahre 1788 Gustav III. sich anschickte, Petersburg zu bedrohen, hat Katharina II., in Aufregung über die große Gefahr, vorwurfsvoll gesagt, es sei denn doch sehr gewagt gewesen, die neue Residenz so nahe an der feindlichen Grenze zu bauen.

Ueber die Ereignisse der folgenden Jahre finden sich in Peter's Briefen an Katharina nicht zahlreiche, aber charakteristische Aeußerungen. Er theilt ihr unter anderm von Karlsbad aus im Jahre 1711 einiges über die Lage in Pommern und in Dänemark mit (17). Es ist als habe die Kriegskameradschaft Peter's und Katharina's bei dem türkischen Feldzuge das Interesse der Zarin an der Politik gesteigert. Von da ab werden Peter's an sie gerichtete Nachrichten ausführlicher. Aus Berlin schreibt Peter 1712 ganz kurz von dem Besuche, welchen er dem Könige und der Königin abgestattet habe (24). Dann erzählt er mancherlei von dem schwedisch-dänischen Kriege in Holstein und von der Haltung, welche er diesen Vorgängen gegenüber mit seinen Truppen zu beobachten gedenke. Es wimmelt dabei von Fremdwörtern, wie „Conjunction", „Succurs", „Conjunctur" u. dgl. m., welche sich, mit russischen Buchstaben geschrieben, recht wunderlich ausnehmen (27).

Peter's Beziehungen zu den Bundesgenossen, den Polen und Dänen, waren bekanntlich durchaus nicht immer sehr inniger und freundschaftlicher Art. Es gab Uneinigkeit unter den Heerführern vollauf. Namentlich mit den Dänen war Peter höchst unzufrieden und machte seinem Unmuth in Briefen an Menschikow Luft. Ebenso schrieb er an Katharina, diese Spannung andeutend: „Es gibt ein Sprichwort: zwei Bären in einer Höhle vertragen sich nicht gut" (30). Dann nahm er im Jahre 1713 persönlich Antheil an den Kriegsereignissen in Holstein und Schleswig und klagte von Friedrichstadt aus in einem Briefe an Katharina,

daß die Terrainverhältnisse des Landes die Operationen der Armee sehr erheblich erschwerten (31). Wenige Wochen darauf begegnen wir ihm in Finland. Aus Borgå meldet er der Zarin frohlockend im Mai 1713 von dem glücklichen Vordringen der russischen Truppen in diesem Lande; hier errang man in der That sehr rasch Erfolge über die Schweden. Auch im Winter wurde hier der Kampf fortgesetzt; im October 1713 schrieb Peter an Katharina von dem Zusammenstoße der Russen und Schweden in der Gegend von Tawasthus und von dem errungenen Siege (35). Dann folgte im Sommer 1714 die glänzende Action der russischen Galerenflotte bei Hangöudd: es war ein entscheidender Sieg, von welchem Voltaire bemerkt hat, es sei dieser Tag nach Poltawa der denkwürdigste in Peter's Leben gewesen.[45]) Der schwedische Contreadmiral Ehrenskjöld gerieth in Gefangenschaft; infolge dieses Sieges konnten die Russen bis zu den Ålandsinseln vordringen, sodaß sich in Schweden allgemeines Entsetzen verbreitete und man einer Landung der Russen entgegensah.

Peter legte viel Gewicht darauf, daß ihm, „nachdem er auf dem Lande gesiegt, Gott auch zur See den Sieg verliehen habe".[46]) Er hatte selbst an dem Kampfe theilgenommen und mit der größten Auszeichnung gefochten. Das Ereigniß machte Aufsehen. Es erschienen Druckschriften mit Relationen über dasselbe. Die hierauf in Moskau veranstaltete Siegesfeier mit einem Triumpheinzuge des Zaren fiel diesmal besonders glänzend aus. Wie stolz Peter auf diesen Tag bei Hangöudd war, erfahren wir am anschaulichsten aus seinem Briefwechsel mit Katharina. Ausführlicher als sonst schildert er in seinem Briefe, unmittelbar nach der Schlacht, den Gang der Action: er schickte ihr den Plan der Attake und ein Verzeichniß der Todten und Verwundeten. Sehr viel Gewicht legte er auf die Gefangen-

nahme so vieler feindlicher Offiziere (37). Mit Genugthuung meldet er etwas später die Besetzung der Ålandsinseln und die allgemeine Flucht der Schweden (38).

In ähnlicher Weise wie des Schlachttages von Poltawa wird in spätern Jahren in dem Briefwechsel des Tages von Hangöudd gedacht. So erinnert Katharina im Jahre 1718 an den Sieg vom 27. Juli 1714, bei welchem Peter als Schout bij Nacht (Contreadmiral) einen Schout bij Nacht (Ehrenskjöld) gefangen genommen habe, und fügt hinzu, sie habe diesen Tag mit einem Feste in Peterhof gefeiert, die Wasserkünste spielen lassen u. dgl. (76). Einen ähnlichen Glückwunsch schreibt die Zarin am 26. Juli 1719 und erwähnt wiederum, wie Peter seinen „Kameraden", den schwedischen Contreadmiral, gefangen genommen habe. Sie verspricht andern Tags eine glänzende Gedenkfeier zu veranstalten (107—108). Solcher Aeußerungen über dieses Ereigniß finden sich noch mehrere (z. B. 128, 155). Im Jahre 1719 hofft Peter den Tag der Schlacht an dem Orte Hangöudd selbst, den er „das gelobte Land" nennt, feiern zu können (89).

Die Vorgänge im Jahre 1716, als Peter, in Kopenhagen weilend, in Gemeinschaft mit Dänemark einen Angriff auf die schwedische Provinz Schonen beabsichtigte und dieses Unternehmen aus bisher nicht aufgeklärten Gründen nicht zu Stande kam, werden in dem Briefwechsel so kurz erwähnt, daß eine Lösung der Räthsel in Betreff der gespannten Lage in dem Verhältniß zwischen Peter und dessen Bundesgenossen darin nicht zu finden ist.[47])

Nach kurzem Aufenthalte in Pyrmont war Peter nach Rostock geeilt. Von hier führte er seine Flotte nach Kopenhagen. Hier schrieb er an Katharina am 7. Juli 1716 über das außerordentlich complicirte Ceremoniell am dänischen Hofe: er habe einer Ceremonie beigewohnt, wie ihm

eine solche seit zwanzig Jahren nicht vorgekommen sei (48). Aus andern Quellen wissen wir, daß allerdings die Etikette den Verkehr zwischen Peter und dem Könige von Dänemark erschwerte.[48]) Peter war ungehalten. Am 13. Juli schrieb er: „Von den hiesigen Angelegenheiten habe ich nur zu melden, daß wir uns hier ganz unnützerweise herumtreiben. Unsere Allianz ist, wie wenn man junge Pferde in einen Wagen spannt. Man will das mittlere Pferd vom Wege abbringen, aber es denkt nicht daran nachzugeben" (49). Offenbar vergleicht der Zar sich selbst mit dem sogenannten Stangenpferde im russischen Dreigespann, welches die Hauptlast zu ziehen hat.

Die Dänen, die Engländer, die Holländer ließen es im Verkehr mit dem Zaren an Ehrenbezeigungen nicht fehlen, aber sie mißtrauten ihm. Dänischerseits glaubte man, oder gab vor zu glauben, daß Peter einen Handstreich gegen Kopenhagen beabsichtige. Es fehlte nicht an Verstimmungen, welche nur nothdürftig ausgeglichen wurden. Englischerseits dachte man ernstlich daran, sich der Person des Zaren zu bemächtigen, die Schiffe desselben mit Beschlag zu belegen, alle auf der Insel Seeland lagernden russischen Truppen in einer Nacht zu massakriren. Es war ein Moment der äußersten Spannung. Kein Wunder, daß Peter um so erfreuter war über seine viel freundschaftlichern Beziehungen zu dem Könige von Preußen, den er im Herbst 1716 besuchte und mit welchem in Havelberg ein Abkommen wegen der gemeinsamen Action getroffen wurde. Von dort aus schrieb Peter an Katharina ganz glücklich, der König habe ihm eine prächtige Jacht zum Geschenk gemacht; die Kajüte sei mit Bernstein geschmückt, wie er, der Zar, sich schon lange dergleichen gewünscht habe (50).

Einige Monate später konnte Peter seiner Gemahlin aus Paris über seine Zusammenkunft mit dem Könige Ludwig XV.

melden. „Am vergangenen Montag", schreibt er am 2. Mai 1717, „machte mir der hiesige große und gewaltige König eine Visite; er ist zwei Finger höher als unser Zwerg Lucas; ein Kind von hübschem Gesicht und hübscher Gestalt, und für sein Alter — sieben Jahre — recht verständig" (67). Aus andern Quellen weiß man, daß Peter, als er dem Könige seine Gegenvisite machte und als dieser ihm auf der Treppe entgegenkam, ihn auf den Arm nahm und ihn die Treppe hinaufstrug.[49]) Sonst ist in den kurzen Nachrichten, welche Peter aus Frankreich sandte, kaum irgend Erwähnenswerthes zu finden.

Ueber die letzten Phasen des Krieges, während deren Peter meist zur See war, die Expeditionen russischer Truppen nach Schweden überwachte und die Wirkung der durch dieselben in der Umgebung der schwedischen Hauptstadt angerichteten Verwüstung beobachtete, enthalten die Briefe nur ganz kurze Angaben. Es war die Zeit der letzten Anstrengungen, um, nachdem die Verhandlungen auf den Ålandsinseln gescheitert waren, Schweden zum Abschlusse eines günstigen Friedens zu zwingen. Peter sehnte sich nach Ruhe und wurde immer ungeduldiger. Dazu kam, daß das Erscheinen der englischen Flotte in der Ostsee, welche jeden Augenblick zum Schutze Schwedens entscheidend handeln konnte, mit der Gefahr drohte, Rußland die mühsam errungene Beute, den Preis der Siege wieder zu entreißen.

Im August 1718 hatte Peter an Katharina von dem bei Hangöudd kreuzenden Schiffe Ingermanland aus geschrieben, er harre sehnsüchtig der Nachrichten von dem Erfolge der Verhandlungen auf Åland (79). Wenige Wochen später erhielt man die Nachricht vom Tode Karl's XII.; der Congreß löste sich auf.

In dem folgenden Sommer begann die Reihe von Angriffen auf Schweden und zugleich die Reihe der englischen

Flottendemonstrationen. Es zeigte sich dabei, wie Rußlands Macht inzwischen gewachsen war; England unterließ es, ernstlich zu Gunsten Schwedens zu interveniren, und Katharina konnte über die Lächerlichkeit dieses Gebarens der Engländer witzeln. Sie schrieb am 21. Juli 1719 an Peter: „Sie erwähnten des Admirals Norris, welcher mit seiner alten unbrauchbaren Flotte unsern lahmen und hinkenden Schiffen bei Reval eine Visite gemacht hat; das hat er klug gemacht; dagegen unterließ er es wohlweislich, unserer stattlichen, vollkommen ausgerüsteten Flotte bei Kronschlot diese Ehre zu erweisen; thun artige Leute so etwas?" (104).

Inzwischen freute sich Peter der Erfolge der Russen, welche in Schweden gelandet waren. Er meldet von den Felsenufern Finlands aus, welche er als „Nichtedelsteine" bezeichnet, seiner Gemahlin, die Landung wäre glücklich ausgeführt worden (100); dann hatte er Ausführliches über den Umfang der angerichteten Verwüstung zu melden und schickte zugleich Abschriften von Verzeichnissen der gemachten Beute (110); er war entzückt über Apraxin's Erfolge (113).[50] Immer neue Angaben über die in Schweden eingeäscherten Dörfer, besetzten Schlösser und verwüsteten Fabriken hatte der Zar hinzuzufügen (114 und 116.)

Es war eine unritterliche, räuberische, aber den damaligen Anschauungen entsprechende Art der Kriegführung; man erreichte das Ziel, und nach dreimaliger Wiederholung dieser vandalischen Ueberfälle kam der Friede zu Stande. Der größte Triumph bestand darin, daß man im Angesicht der englischen Flotte den Schweden, zu deren Schutze der Admiral Norris mit seinem Geschwader angelangt war, so argen Schaden zugefügt hatte. Man beobachtete England gegenüber eine feste Haltung; wiederholt richtete man an den Admiral Norris die Frage nach dem Grunde des Erscheinens der Flotte in der Ostsee, und als der englische

Gesandte in Schweden, Carteret, sowie der Admiral Norris ungenügende Erklärungen hierüber abgaben, weigerten sich russische Staatsmänner, im Sinne des Zaren handelnd, solche Schreiben an ihre Regierung weiter zu befördern. In England spottete die Opposition über die englische Flotte, welche, zum Schutze Schwedens ausgesandt, ruhig dem Verheerungswerke der Russen zusah. Immerhin blieb die Anwesenheit der Engländer in der unmittelbaren Nähe eine große Gefahr, und wir begreifen, daß Peter auch in seinem Schreiben an Katharina über die Stärke des englischen Geschwaders, die Haltung desselben und allerlei diese Angelegenheit betreffenden Gerüchte verschiedene Mittheilungen macht (126).

Die ganze Zeit über folgte Katharina mit gleicher Spannung diesen Ereignissen. In ihren Schreiben an Peter in dieser Zeit ging sie auf manche Einzelheiten der russischen Erfolge in Schweden ein und sorgte für die entsprechende Feier der Siege in Rußland (115). Sie drückte ihre Freude darüber aus, daß Apraxin in so vorgerückten Jahren noch solche Lorbern ernte; auch bemerkte sie, daß, obgleich die schwedische Königin Ulrike Eleonore von ihrer Friedensliebe rede, man darauf doch nicht allzu sicher bauen dürfe (118).

So erscheint denn in dieser entscheidenden Zeit die Zarin an den Sorgen und Mühen Peter's theilnehmend, in manche Details der Vorgänge eingeweiht, über die ganze Sachlage durchaus orientirt. Sie war in der That Peter's Freundin und Genossin. Sie wußte sich völlig in seine Interessen hineinzuleben. Sie verstand unter anderm die Bedeutung der Flotte zu würdigen und erwähnte in ihren Schreiben wiederholt des Baues neuer Schiffe, des Wachsthums der russischen Geschwader. Die Flotte hat in den Briefen der Zarin den Spitznamen „Iwan Michailowitsch"; bei Gelegenheit des Stapellaufs eines neuen Fahrzeugs gratulirt Ka-

tharina scherzend zur Geburt eines Söhnleins des Iwan Michailowitsch (94); bedarf ein Schiff der Ausbesserung, so freut sie sich, wenn „Iwan Michailowitsch's Söhnchen" wieder „genesen" ist und wieder see- und kriegstüchtig erscheint. Sie verweilt sogar wol bei Erörterung des Schadens, welcher einer Reparatur bedurfte (104). Es war ganz im Sinne Peter's, dem seine Schiffe außerordentlich lieb waren, wenn Katharina von ihnen als von „der Familie des Iwan Michailowitsch" sprach, wenn sie etwa scherzte, daß das eine von dem vor Finland kreuzenden Geschwader abgelöste und nach Petersburg gesandte Schiff Hangöudd sich nach seinen Brüdern sehne u. dgl. m. (112).

Für den Zaren hegte Katharina eine ungeheuchelte Bewunderung. Es war mehr als Phrase, wenn sie, indem sie seine Erfolge feierte, stets hervorhob, welchen persönlichen Antheil er an denselben gehabt habe: der ganzen Welt, schreibt sie, sei der Ruhm Peter's offenbar; man wisse überall, wie viele Mühe und Arbeit ihn die Siege gekostet hätten (97). Es war mehr als Phrase, wenn sie herzlich bat, er solle nicht unnöthigerweise sich Gefahren aussetzen (100). Sie hatte sich völlig in ihre Stellung hineingefunden; sie war derselben gewachsen. Wie sie, gleich dem Zaren selbst, in ihren Briefen allerlei Fremdwörter anwendet, wie sie in manchen Aeußerungen den Einfluß der Schule durchblicken läßt, welchen ihr wie dem Zaren die großen Verhältnisse des Landes und der Zeit, die Annäherung an den Westen, der Kampf um eine europäische Großmachtstellung Rußlands dargeboten hatten, so konnte sie allmählich, ungeachtet ihres bescheidenen Ursprungs, des Thrones würdig sein. Als ein Kriegskamerad Peter's erscheint sie in ihrem Briefwechsel mit diesem, als eine in Gefahren gestählte, beherzte Offiziersfrau, als Geistesverwandte und Mitarbeiterin Peter's im Gegensatze zu den frühern Zarinnen, welche fern vom Ge-

räusche der Welt, in der Stille der Frauengemächer, ohne Bildung und Erfahrung, als die ersten Sklavinnen eher wie als die Ehefrauen der russischen Herrscher dahinvegetirend, eines solchen Gedanken- und Gefühlsaustausches völlig unfähig gewesen waren, wie derjenige ist, welcher uns in dem Briefwechsel Peter's mit Katharina entgegentritt.

Anmerkungen.

1) S. meine Abhandlung über den Fürsten W. W. Golizyn in der Russischen Revue, XIII, 298 u. 305 fg.

2) S. die Briefe in dem 6. Bande der Geschichte Peter's des Großen von Ustrjalow (Petersburg 1859), S. 327—34.

3) S. den 2. Band von Ustrjalow, S. 402—407.

4) In den neuerdings von Jessipow entdeckten, den Zarewitsch Alexei betreffenden Archivalien, welche in den Memoiren der Moskauer Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer Rußlands (den sogenannten Tschtenija) 1861, Bd. 3, herausgegeben wurden; s. daselbst S. 53—64.

5) S. die Briefe des Zarewitsch Alexei, herausgegeben von Mursakewitsch in Odessa, 1849, S. 1—7.

6) Mein Buch über Peter den Großen (Berlin 1879), S. 568. Eine große Anzahl von Briefen Peter's, in den Werken Ustrjalow's und Ssolowjew's; schon früher bei Golikow, Thaten Peter's, in einer großen Anzahl von Bänden, ferner Berg, Sammlung von Briefen Peter's (Petersburg 1829—30); in einer Menge von Zeitschriften u. s. w. Bei Gelegenheit der Jubelfeier des zweihundertjährigen Geburtstags Peter's (1872) entstand eine Commission zur Herausgabe sämmtlicher Briefe Peter's. Noch ist nichts erschienen, indessen brachten die Zeitungen vor kurzem eine Notiz, als werde demnächst der erste, hundert Druckbogen umfassende Band herausgegeben werden (geschrieben im März 1880).

7) Ustrjalow, Geschichte Peter's, Bd. 4, 2. Abtheilung, S. 292.

8) S. meine Abhandlung „Die Frauenfrage in Rußland im Zeitalter Peter's des Großen" in der Russischen Revue, XV, 120 fg.

9) S. Ustrjalow, IV, 2., 555 u. 562.

10) Ssolowjew, XIV, 154—155.

11) Gesetzsammlung Nr. 1907. Auch Pleyer berichtet darüber; s. Ustrjalow, IV, 2., 576.

12) Perry, The present State of Russia, deutsch, 1717, S. 315.

13) Ustrjalow, IV, 1., 87.

14) S. über den Ursprung Katharina's die neuesten Forschungen in der Abhandlung J. Grot's im 18. Bd. des Magazins der 2. Abtheilung der Akademie der Wissenschaften (1877).

15) S. Alexei's Schreiben an seine Stiefmutter vom 7. Mai 1711, bei Ustrjalow, VI, 312.

16) S. die Untersuchung Bytschkow's über den Zeitpunkt der Trauung in der Zeitschrift Das alte und neue Rußland, 1877, I, 323—325.

17) S. die Quellenangaben für alle diese Thatsachen in meiner Geschichte Peter's des Großen (Berlin 1879), S. 562—564.

18) S. die Notiz des Herausgebers der Sammlung, Fürsten Obolenskij, in der Vorrede, S. IV.

19) Ssolowjew, Geschichte Rußlands, XVI, 280.

20) Aus den Acten, welche Weber im Archiv für Sächsische Geschichte, 1873, XI, 337—351, über Peter's Besuche in Dresden veröffentlicht hat, ersehen wir, daß der Zar 1711 in Dresden das Atelier des Uhrmachers Fichtner besuchte. Er war in Dresden am 9. (20.) und 10. (21.) September 1711. Ueber die Geschenke schreibt er aus Karlsbad am 14. (25.) September.

21) Man lese die köstliche Schilderung der Fahrt über solche Brücken bei Mackenzie Wallace, Rußland, deutsche Uebersetzung, 2. Aufl., 1880, S. 17.

22) Hier nur ein paar Proben solcher Scherze. Im Jahre 1709 aus Marienwerder: „Grüße die Tante; daß sie sich in einen Mönch verliebt hat, habe ich ihrem Bräutigam mitgetheilt; er ist sehr traurig und will vor Betrübniß auch ein Verhältniß anknüpfen" (12). Im Postscriptum zu einem Schreiben aus Calais s. den Spott über die Eifersucht Katharina's auf ein „Maitreßchen" (65); s. ferner die ergötzlichen Bemerkungen über die Maitresse und über „Schischetschka" (S. 70, 166, 73).

23) Stählin, Anekdoten, russische Ausgabe von 1830, II, Nr. 99.

24) S. über diese Frage mein Buch: Der Zarewitsch Alexei (Heidelberg 1880).

25) S. Ssolowjew, Geschichte Rußlands, XVI, 265.

26) S. Ssolowjew, Geschichte Rußlands, XVII, 226, mit Hinweis auf eine sehr wichtige dem schwedischen Archiv entstammende Notiz in Fryxell's Buche: Lebensgeschichte Karl's XII., deutsch von Jenssen-Tusch, V, 202.

27) Stählin, Anekdoten, II, 32—37.

28) Ustrjalow hat die Handschriften eingesehen und theilt an verschiedenen Stellen seines Werks (insbesondere aber in der Vorrede zu dem ersten Bande, S. XXXI—XXXVIII) sehr anziehende Einzelheiten darüber mit.

29) Ustrjalow, VI, 46.

30) Weber's Verändertes Rußland, 2. Aufl., S. 11.

31) „Lorsqu'on a remporté le plus léger avantage, on en fait ici un tel bruit qu'il semblerait, qu'on vient de renverser le monde entier"; s. Ustrjalow, IV, 2., 668.

32) Wie unbefangen und objectiv übrigens Peter mehrere Jahre nach der Schlacht bei Narwa zu urtheilen im Stande war, wissen wir aus den trefflichen Aeußerungen über dieses Ereigniß in dem Tagebuche Peter's des Großen bei Bacmeister, Beiträge zur Geschichte Peter's des Großen (Riga 1774), I, 32—33.

33) Geijer bei Herrmann, Geschichte des russischen Staats, III, 539.

34) Memorial des Generals Carlowicz vom October 1699, bei Ustrjalow, III, 512—513.

35) Ssolowjew, XIV, 347.

36) S. Ebend., 380.

37) Ustrjalow, IV, 2., 592 und Bacmeister, a. a. O., I, 77—78.

38) Iversen, Medaillen Peter's des Großen, S. 11 u. 12, und Tafel III.

39) Ustrjalow, IV, 1., 296 fg.

40) Ssolowjew, XV, 219.

41) S. Matwejew's Berichte aus den Niederlanden bei Ssolowjew, XV, 51 fg.

42) Ssolowjew, XV, 30—31.

43) Ssolowjew, XV, 281.

44) S. die Schilderung dieser Zeitverhältnisse, insbesondere der diplomatischen Beziehungen vor und nach der Schlacht bei Poltawa, in meinem Werke über Peter den Großen, S. 382 fg., 402 fg.

45) Geschichte Peter's, Ausgabe von 1803 in Paris, II, 62.

46) Sein Schreiben an den Generalgouverneur von Riga am 29. Juli 1714, in der Sammlung Bartenjew's, Das 18. Jahrhundert, IV, 21.

47) S. über diese Vorgänge mein Werk über Peter, S. 432 fg.

48) S. die Berichte von Loß, herausgegeben von Ernst Herrmann, in dem Magazin der Historischen Gesellschaft zu Petersburg, XX, 61 fg.

49) S. Ssolowjew, XVII, 76.

50) S. den vermuthlich recht unsaubern Witz auf S. 113, auf welchen Katharina S. 118 mit Humor eingeht.

Ein neues Fürstenthum in alter Zeit.

Von

A. Forstenheim.

Flottendemonstrationen. Es zeigte sich dabei, wie Rußlands Macht inzwischen gewachsen war; England unterließ es, ernstlich zu Gunsten Schwedens zu interveniren, und Katharina konnte über die Lächerlichkeit dieses Gebarens der Engländer witzeln. Sie schrieb am 21. Juli 1719 an Peter: „Sie erwähnten des Admirals Norris, welcher mit seiner alten unbrauchbaren Flotte unsern lahmen und hinkenden Schiffen bei Reval eine Visite gemacht hat; das hat er klug gemacht; dagegen unterließ er es wohlweislich, unserer stattlichen, vollkommen ausgerüsteten Flotte bei Kronschlot diese Ehre zu erweisen; thun artige Leute so etwas?“ (104).

Inzwischen freute sich Peter der Erfolge der Russen, welche in Schweden gelandet waren. Er meldet von den Felsenufern Finlands aus, welche er als „Nichtedelsteine“ bezeichnet, seiner Gemahlin, die Landung wäre glücklich ausgeführt worden (100); dann hatte er Ausführliches über den Umfang der angerichteten Verwüstung zu melden und schickte zugleich Abschriften von Verzeichnissen der gemachten Beute (110); er war entzückt über Apraxin's Erfolge (113).[50] Immer neue Angaben über die in Schweden eingeäscherten Dörfer, besetzten Schlösser und verwüsteten Fabriken hatte der Zar hinzuzufügen (114 und 116.)

Es war eine unritterliche, räuberische, aber den damaligen Anschauungen entsprechende Art der Kriegführung; man erreichte das Ziel, und nach dreimaliger Wiederholung dieser vandalischen Ueberfälle kam der Friede zu Stande. Der größte Triumph bestand darin, daß man im Angesicht der englischen Flotte den Schweden, zu deren Schutze der Admiral Norris mit seinem Geschwader angelangt war, so argen Schaden zugefügt hatte. Man beobachtete England gegenüber eine feste Haltung; wiederholt richtete man an den Admiral Norris die Frage nach dem Grunde des Erscheinens der Flotte in der Ostsee, und als der englische

Gesandte in Schweden, Carteret, sowie der Admiral Norris ungenügende Erklärungen hierüber abgaben, weigerten sich russische Staatsmänner, im Sinne des Zaren handelnd, solche Schreiben an ihre Regierung weiter zu befördern. In England spottete die Opposition über die englische Flotte, welche, zum Schutze Schwedens ausgesandt, ruhig dem Verheerungswerke der Russen zusah. Immerhin blieb die Anwesenheit der Engländer in der unmittelbaren Nähe eine große Gefahr, und wir begreifen, daß Peter auch in seinem Schreiben an Katharina über die Stärke des englischen Geschwaders, die Haltung desselben und allerlei diese Angelegenheit betreffenden Gerüchte verschiedene Mittheilungen macht (126).

Die ganze Zeit über folgte Katharina mit gleicher Spannung diesen Ereignissen. In ihren Schreiben an Peter in dieser Zeit ging sie auf manche Einzelheiten der russischen Erfolge in Schweden ein und sorgte für die entsprechende Feier der Siege in Rußland (115). Sie drückte ihre Freude darüber aus, daß Apraxin in so vorgerückten Jahren noch solche Lorbern ernte; auch bemerkte sie, daß, obgleich die schwedische Königin Ulrike Eleonore von ihrer Friedensliebe rede, man darauf doch nicht allzu sicher bauen dürfe (118).

So erscheint denn in dieser entscheidenden Zeit die Zarin an den Sorgen und Mühen Peter's theilnehmend, in manche Details der Vorgänge eingeweiht, über die ganze Sachlage durchaus orientirt. Sie war in der That Peter's Freundin und Genossin. Sie wußte sich völlig in seine Interessen hineinzuleben. Sie verstand unter anderm die Bedeutung der Flotte zu würdigen und erwähnte in ihren Schreiben wiederholt des Baues neuer Schiffe, des Wachsthums der russischen Geschwader. Die Flotte hat in den Briefen der Zarin den Spitznamen „Iwan Michailowitsch“; bei Gelegenheit des Stapellaufs eines neuen Fahrzeugs gratulirt Ka-

tharina scherzend zur Geburt eines Söhnleins des Iwan Michailowitsch (94); bedarf ein Schiff der Ausbesserung, so freut sie sich, wenn „Iwan Michailowitsch's Söhnchen" wieder „genesen" ist und wieder see- und kriegstüchtig erscheint. Sie verweilt sogar wol bei Erörterung des Schadens, welcher einer Reparatur bedurfte (104). Es war ganz im Sinne Peter's, dem seine Schiffe außerordentlich lieb waren, wenn Katharina von ihnen als von „der Familie des Iwan Michailowitsch" sprach, wenn sie etwa scherzte, daß das eine von dem vor Finland kreuzenden Geschwader abgelöste und nach Petersburg gesandte Schiff Hangöudd sich nach seinen Brüdern sehne u. dgl. m. (112).

Für den Zaren hegte Katharina eine ungeheuchelte Bewunderung. Es war mehr als Phrase, wenn sie, indem sie seine Erfolge feierte, stets hervorhob, welchen persönlichen Antheil er an denselben gehabt habe: der ganzen Welt, schreibt sie, sei der Ruhm Peter's offenbar; man wisse überall, wie viele Mühe und Arbeit ihn die Siege gekostet hätten (97). Es war mehr als Phrase, wenn sie herzlich bat, er solle nicht unnöthigerweise sich Gefahren aussetzen (100). Sie hatte sich völlig in ihre Stellung hineingefunden; sie war derselben gewachsen. Wie sie, gleich dem Zaren selbst, in ihren Briefen allerlei Fremdwörter anwendet, wie sie in manchen Aeußerungen den Einfluß der Schule durchblicken läßt, welchen ihr wie dem Zaren die großen Verhältnisse des Landes und der Zeit, die Annäherung an den Westen, der Kampf um eine europäische Großmachtstellung Rußlands dargeboten hatten, so konnte sie allmählich, ungeachtet ihres bescheidenen Ursprungs, des Thrones würdig sein. Als ein Kriegskamerad Peter's erscheint sie in ihrem Briefwechsel mit diesem, als eine in Gefahren gestählte, beherzte Offiziersfrau, als Geistesverwandte und Mitarbeiterin Peter's im Gegensatze zu den frühern Zarinnen, welche fern vom Ge-

räusche der Welt, in der Stille der Frauengemächer, ohne Bildung und Erfahrung, als die ersten Sklavinnen eher wie als die Ehefrauen der russischen Herrscher dahinvegetirend, eines solchen Gedanken- und Gefühlsaustausches völlig unfähig gewesen waren, wie derjenige ist, welcher uns in dem Briefwechsel Peter's mit Katharina entgegentritt.

Anmerkungen.

---

1) S. meine Abhandlung über den Fürsten W. W. Golizyn in der Russischen Revue, XIII, 298 u. 305 fg.

2) S. die Briefe in dem 6. Bande der Geschichte Peter's des Großen von Ustrjalow (Petersburg 1859), S. 327—34.

3) S. den 2. Band von Ustrjalow, S. 402—407.

4) In den neuerdings von Jessipow entdeckten, den Zarewitsch Alexei betreffenden Archivalien, welche in den Memoiren der Moskauer Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer Rußlands (den sogenannten Tschtenija) 1861, Bd. 3, herausgegeben wurden; s. daselbst S. 53—64.

5) S. die Briefe des Zarewitsch Alexei, herausgegeben von Mursakewitsch in Odessa, 1849, S. 1—7.

6) Mein Buch über Peter den Großen (Berlin 1879), S. 568. Eine große Anzahl von Briefen Peter's, in den Werken Ustrjalow's und Ssolowjew's; schon früher bei Golikow, Thaten Peter's, in einer großen Anzahl von Bänden, ferner Berg, Sammlung von Briefen Peter's (Petersburg 1829—30); in einer Menge von Zeitschriften u. s. w. Bei Gelegenheit der Jubelfeier des zweihundertjährigen Geburtstags Peter's (1872) entstand eine Commission zur Herausgabe sämmtlicher Briefe Peter's. Noch ist nichts erschienen, indessen brachten die Zeitungen vor kurzem eine Notiz, als werde demnächst der erste, hundert Druckbogen umfassende Band herausgegeben werden (geschrieben im März 1880).

7) Ustrjalow, Geschichte Peter's, Bd. 4, 2. Abtheilung, S. 292.

8) S. meine Abhandlung „Die Frauenfrage in Rußland im Zeitalter Peter's des Großen" in der Russischen Revue, XV, 120 fg.

9) S. Ustrjalow, IV, 2., 555 u. 562.

10) Ssolowjew, XIV, 154—155.

11) Gesetzsammlung Nr. 1907. Auch Pleyer berichtet darüber; s. Ustrjalow, IV, 2., 576.

12) Perry, The present State of Russia, deutsch, 1717, S. 315.

13) Ustrjalow, IV, 1., 87.

14) S. über den Ursprung Katharina's die neuesten Forschungen in der Abhandlung J. Grot's im 18. Bd. des Magazins der 2. Abtheilung der Akademie der Wissenschaften (1877).

15) S. Alexei's Schreiben an seine Stiefmutter vom 7. Mai 1711, bei Ustrjalow, VI, 312.

16) S. die Untersuchung Bytschkow's über den Zeitpunkt der Trauung in der Zeitschrift Das alte und neue Rußland, 1877, I, 323—325.

17) S. die Quellenangaben für alle diese Thatsachen in meiner Geschichte Peter's des Großen (Berlin 1879), S. 562—564.

18) S. die Notiz des Herausgebers der Sammlung, Fürsten Obolenskij, in der Vorrede, S. IV.

19) Ssolowjew, Geschichte Rußlands, XVI, 280.

20) Aus den Acten, welche Weber im Archiv für Sächsische Geschichte, 1873, XI, 337—351, über Peter's Besuche in Dresden veröffentlicht hat, ersehen wir, daß der Zar 1711 in Dresden das Atelier des Uhrmachers Fichtner besuchte. Er war in Dresden am 9. (20.) und 10. (21.) September 1711. Ueber die Geschenke schreibt er aus Karlsbad am 14. (25.) September.

21) Man lese die köstliche Schilderung der Fahrt über solche Brücken bei Mackenzie Wallace, Rußland, deutsche Uebersetzung, 2. Aufl., 1880, S. 17.

22) Hier nur ein paar Proben solcher Scherze. Im Jahre 1709 aus Marienwerder: „Grüße die Tante; daß sie sich in einen Mönch verliebt hat, habe ich ihrem Bräutigam mitgetheilt; er ist sehr traurig und will vor Betrübniß auch ein Verhältniß anknüpfen" (12). Im Postscriptum zu einem Schreiben aus Calais s. den Spott über die Eifersucht Katharina's auf ein „Maitreßchen" (65); s. ferner die ergötzlichen Bemerkungen über die Maitresse und über „Schischetschka" (S. 70, 166, 73).

23) Stählin, Anekdoten, russische Ausgabe von 1830, II, Nr. 99.

24) S. über diese Frage mein Buch: Der Zarewitsch Alexei (Heidelberg 1880).

25) S. Ssolowjew, Geschichte Rußlands, XVI, 265.

26) S. Ssolowjew, Geschichte Rußlands, XVII, 226, mit Hinweis auf eine sehr wichtige dem schwedischen Archiv entstammende Notiz in Fryxell's Buche: Lebensgeschichte Karl's XII., deutsch von Jenssen-Tusch, V, 202.

27) Stählin, Anekdoten, II, 32—37.

28) Ustrjalow hat die Handschriften eingesehen und theilt an verschiedenen Stellen seines Werks (insbesondere aber in der Vorrede zu dem ersten Bande, S. XXXI—XXXVIII) sehr anziehende Einzelheiten darüber mit.

29) Ustrjalow, VI, 46.

30) Weber's Verändertes Rußland, 2. Aufl., S. 11.

31) „Lorsqu'on a remporté le plus léger avantage, on en fait ici un tel bruit qu'il semblerait, qu'on vient de renverser le monde entier"; s. Ustrjalow, IV, 2., 668.

32) Wie unbefangen und objectiv übrigens Peter mehrere Jahre nach der Schlacht bei Narwa zu urtheilen im Stande war, wissen wir aus den trefflichen Aeußerungen über dieses Ereigniß in dem Tagebuche Peter's des Großen bei Bacmeister, Beiträge zur Geschichte Peter's des Großen (Riga 1774), I, 32—33.

33) Geijer bei Herrmann, Geschichte des russischen Staats, III, 539.

34) Memorial des Generals Carlowicz vom October 1699, bei Ustrjalow, III, 512—513.

35) Ssolowjew, XIV, 347.

36) S. Ebend., 380.

37) Ustrjalow, IV, 2., 592 und Bacmeister, a. a. O., I, 77—78.

38) Iversen, Medaillen Peter's des Großen, S. 11 u. 12, und Tafel III.

39) Ustrjalow, IV, 1., 296 fg.

40) Ssolowjew, XV, 219.

41) S. Matwejew's Berichte aus den Niederlanden bei Ssolowjew, XV, 51 fg.

42) Ssolowjew, XV, 30—31.

43) Ssolowjew, XV, 281.

44) S. die Schilderung dieser Zeitverhältnisse, insbesondere der diplomatischen Beziehungen vor und nach der Schlacht bei Poltawa, in meinem Werke über Peter den Großen, S. 382 fg., 402 fg.

45) Geschichte Peter's, Ausgabe von 1803 in Paris, II, 62.

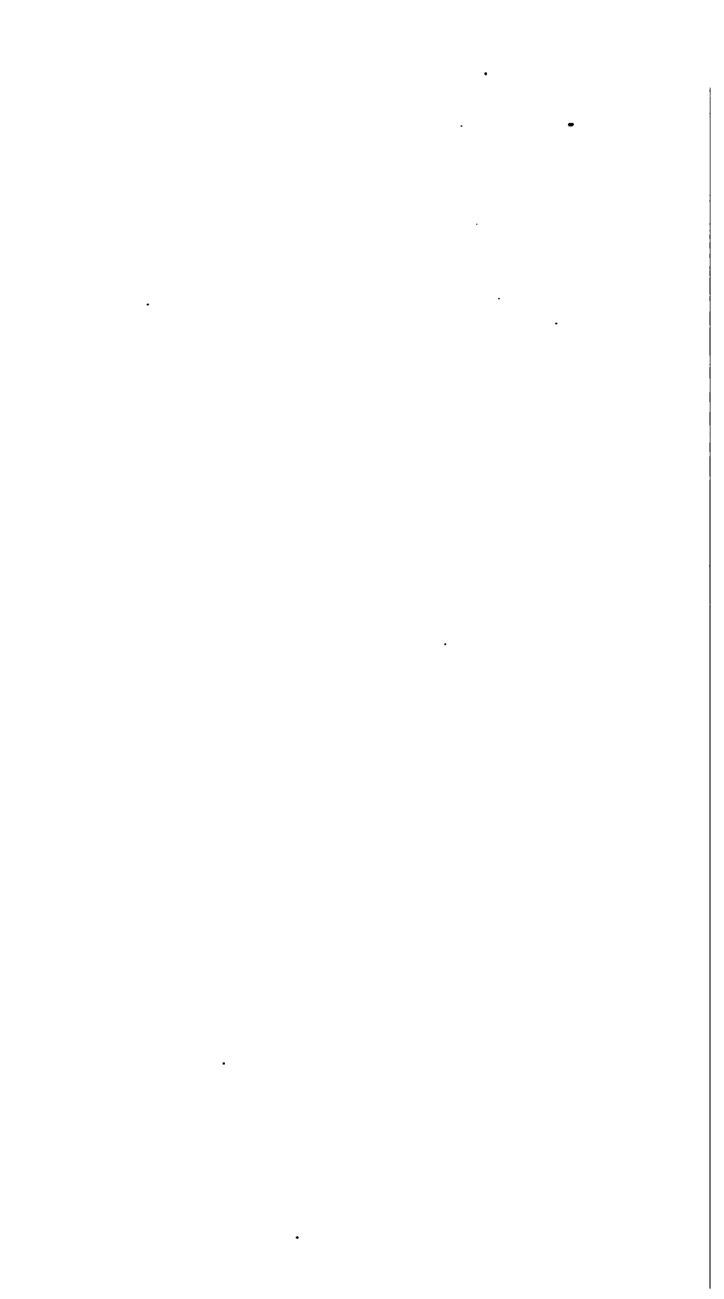
46) Sein Schreiben an den Generalgouverneur von Riga am 29. Juli 1714, in der Sammlung Bartenjew's, Das 18. Jahrhundert, IV, 21.

47) S. über diese Vorgänge mein Werk über Peter, S. 432 fg.

48) S. die Berichte von Loß, herausgegeben von Ernst Herrmann, in dem Magazin der Historischen Gesellschaft zu Petersburg, XX, 61 fg.

49) S. Ssolowjew, XVII, 76.

50) S. den vermuthlich recht unsaubern Witz auf S. 113, auf welchen Katharina S. 118 mit Humor eingeht.



Ein neues Fürstenthum in alter Zeit.

Von

A. Forstenheim.

Als die Kriegswolke des jüngsten russisch-türkischen Kampfes sich verzog, brachte der Friede unter anderm eine Krone an das Licht, die fast ein halb Jahrtausend zerbrochen — verschollen — vergessen unter den Trümmern eines zusammengestürzten Reiches begraben lag. Es ist die Zarenkrone der einstigen Herrscher von Bulgarien, die im Jahre 1393 bei der Einnahme von Tirnova durch die anstürmenden Türken dem letzten Šišmaniden vom gesalbten Haupte fiel und die nun im verjüngten Maßstabe, als Fürstendiadem wieder einen christlichen Regenten, Alexander I. von Battenberg, krönt, ihn zur schwierigen Mission der Neugestaltung eines zerfallenen Staatswesens, zur Hebung eines tief in Barbarei zurückversunkenen Volkes beruft.

Das neue, vom Berliner Congreß abgegrenzte Bulgarien umfaßt einen Flächenraum von 2562 geographischen Quadratmeilen; mehr als halb so groß wie Großbritannien und Irland; doch während England eine Bevölkerung von 33,450237 Seelen besitzt, hat Neubulgarien nur 3,822000 Einwohner, und diese Zahlendifferenz mag füglich auch als vergleichende Scala der Culturgrade beider Länder und ihrer Völker dienen.

Das altbulgarische Zarenthum dagegen, von byzantinischer Cultur durchtränkt, nahm unter den damaligen Staaten eine gar achtunggebietende Stellung ein und könnte das

Oesterreich des frühen Mittelalters genannt werden. Das heutige Bulgarien zum Mittelpunkt, besaß es außerdem die angrenzenden, jetzt selbständigen Fürstenthümer als Provinzen, griff in byzantinisches Gebiet oft bis an die Goldene Pforte und dehnte sich so in seiner Glanzzeit über 4000 Meilen aus. Auch die Bevölkerung soll entsprechend stark gewesen sein, wenn sich auch die Kopfzahl nicht bestimmen läßt, da sie beständig durch Kriege decimirt und durch Zuzüge neuer Völkerschaften ergänzt wurde.

Dichter und Geschichtschreiber haben sich um jenes interessante Verbindungsland zwischen Orient und Occident bisher wenig gekümmert, und doch pulsirte während 700 Jahren gewaltiges Leben darin, waren die Kämpfe zwischen Byzanz und Bulgarien großartiger und weittragender als die Kriege der Weißen und Rothen Rose, wenn sich auch kein Shakspeare fand, der die gewaltigen Dramen künstlerisch gestaltete und ihnen Unsterblichkeit verlieh.

Werfen wir einen Blick auf die Geschichte Altbulgariens zurück. Ihr Beginn führt uns in die wildwogende Zeit der Völkerwanderung. Die Hauptströmung derselben, aus Nordost und Nordwest, die sich vor Byzanz kreuzte, war schon vorüber; die Gothen und Vandalen nach Italien und Afrika abgezogen, auch die Hunnen nach Attila's Tode wieder untergegangen, als die „Weißen Hunnen" oder Bulgaren den Schauplatz betraten.

Es waren dies Nomadenstämme uralischer Tschuden, in verderbter griechischer Aussprache, die häufig das „u" fremder Namen in „y" verwandelte, Scythen genannt, die sich von den eigentlichen Hunnen mongolischer Rasse durch die höhere Gestalt, kaukasische Kopfbildung und hellere Gesichtsfarbe unterschieden; sonst zeigten sie in Sitten und Bräuchen viel Aehnlichkeit miteinander. Diese wie jene waren kühne Reiter und Bogenschützen; wohnten in Zelten aus Thier-

häuten; huldigten der Vielweiberei; nannten ihre Fürsten Khane oder Khagane; bedienten sich asiatischer Idiome und nährten sich, wenn es keine Kriegsbeute gab, von den Heerden, die sie mit sich führten. Doch darauf waren sie selten angewiesen, denn auch die hunnische Kriegführung und das Geheimniß ihrer fabelhaften Erfolge war den Bulgaren wohlbekannt; der rasche, unvermuthete Ueberfall des Feindes, die verstellte Flucht, die den getäuschten Gegner aus der schützenden Phalanx lockte, machte auch sie bald den Byzantinern furchtbar. Ob sie ihren Namen von der Wolga (in ihrer Sprache: Bulga genannt), von deren Gestaden sie hergezogen waren, entlehnten, oder ob sie dem Strome ihren Stammnamen gaben, ist nicht festgestellt, doch letzteres wahrscheinlicher, da es auch Kama-Bulgaren gab. Doch scheint die Hauptniederlassung dieses Volkes an der Wolga gewesen zu sein, da sich dort mit der Zeit ein großes mohammedanisches Bulgarenreich bildete, das noch Marco Polo, der berühmte Venetianer, besuchte und in seiner Reisebeschreibung als das Land des Bereka-Khans erwähnte.

Die Wanderstämme der nachmaligen mösischen Bulgaren tauchten zum ersten mal im Jahre 493 auf oströmischem Gebiete auf. Da die Grenzen des byzantinischen Reichs wenig oder gar nicht geschützt waren, wiederholten sich diese Einfälle der Barbaren. Wie der Sturmwind kamen sie auf ihren kleinen Rossen dahergebraust, sengten und plünderten die Ortschaften und führten die Einwohner, an die Schweife ihrer Pferde gebunden, als Sklaven in ihre Haltplätze. Im Jahre 502 hatten sie plötzlich Thrazien und Illyrien überflutet und mehr als 100 Slawenstämme unterjocht, ehe die Kunde davon Byzanz erreichte.

Das gesunkene, verweichlichte Ostrom übte damals die Weltherrschaft nur mehr dem Namen nach. Die glühende Sonne des Orients hatte die einstigen Helden zu Weich-

lingen erschlafft, die nur dem Genusse lebten, keine Eroberungen mehr anstrebten und sogar zur Abwehr feindlicher Angriffe fremde Söldnerscharen warben. Da diese eben gegen die Araber zu Felde lagen, konnte an die gleichzeitige Bekämpfung der scythischen Eindringlinge nicht gedacht werden; als einzige Abwehr ließ Kaiser Anastasius eine 280 Stadien lange Mauer vom Pontus bis Selymbria aufrichten.

„Ein Zeichen der Ohnmacht und Denkmal der Feigheit" nannte ein damaliger Chronist diesen nutzlosen Aufwand an Steinen und Arbeit; schon 15 Jahre darauf durchbrachen die Bulgaren den Schutzwall und drangen, Thessalien und Macedonien verwüstend, bis an die Thermopylen vor. Da endlich rafften sich die Byzantiner auf. Ein starkes Heer, von Pompejus, dem Neffen des Kaisers, selbst geführt, wurde den Barbaren entgegengeschickt, doch ohne Erfolg. Nach hartem Kampfe mußten die Romäer die Walstatt räumen und die wilden Horden schleppten so viele vornehme Griechen in die Gefangenschaft, daß 1000 Pfund Goldes nicht ausreichten, sie wieder auszulösen.

Ein dreißigjähriger Friede folgte diesem ersten blutigen Zusammentreffen; doch würde man ihn richtiger nur einen Waffenstillstand mit häufigen Unterbrechungen nennen, da die Eroberungslust der Nomaden keine Grenzen kannte und anerkannte und sie immer wieder zum Friedensbruche trieb, bis es zu einer neuerlichen entscheidenden Hauptschlacht in Thessalien zwischen den feindlichen Nachbarn kam. Diesmal schien die Gunst des Kriegsgottes den Griechen zugewendet. Die beiden Anführer der Bulgaren, Wolgo und Drongo, die ersten, deren Name die Geschichte verzeichnet, waren bereits gefallen und die führerlosen Horden hatten schon flüchtend das Feld geräumt, als sie plötzlich mit dem Muthe der Verzweiflung nochmals kehrt machten, die By-

zantiner überfielen und ihnen eine völlige Niederlage beibrachten. Den darauffolgenden Friedensschluß konnte Ostrom nur durch schwere Goldopfer und die Zusage schmählicher Tribute erkaufen. Doch während die feigen Romäer wuthknirschend und thatlos die Macht ihrer Bedränger wachsen sahen und mit Grauen in die drohende Zukunft blickten, sollte ihnen von ungeahnter Seite ein Befreier von den heillosen Bulgaren erscheinen. Die Avaren, ein neuer Tatarenstamm, brach ein. Die beiden Horden trafen feindlich aufeinander, die Bulgaren unterlagen und geriethen in avarische Knechtschaft, die fast 100 Jahre dauerte.

Dieses Jahrhundert avarischer Herrschaft deckt vollkommenes Dunkel. Kein damaliger Chronist erwähnt die Bulgaren mehr, sie waren bis auf den Namen — verschollen. — Erst im Jahre 630 treten sie ebenso plötzlich wieder ans Licht. Ein Avaren-Khan war gestorben, da nützten die Bulgaren,. unter ihrem heldenmüthigen Fürsten Chrobat oder Kuwrat, die Anarchie, um das verhaßte Fremdjoch abzustreifen. Der Aufstand hatte Erfolg; sie errangen die Selbständigkeit wieder, benutzten diese, einen eigenen Staat an der Theiß zu gründen, und dieser bestand und blühte, solange Kuwrat lebte. Nach seinem Tode aber wurde seinen fünf Söhnen der Raum zu enge; sie theilten die Völker, ließen dem ältesten des Vaters Reich und die übrigen zogen aus neue Länder zu erwerben. So kam Isperich, der dritte der Brüder, im Jahre 679 zu dem, zwischen Donau, Dnjestr und Pontus gelegenen Erdwinkel, slawisch Budžak, griechisch Onglos genannt, und besetzte den ungefähr 200 Meilen weiten Landstrich. Kaiser Konstantin Pogonatus, von dem Vorrücken der Bulgaren in Kenntniß gesetzt, beorderte sogleich eine Flotte in die Donau und zog selbst mit einer bedeutenden Landmacht gegen sie aus. Doch unterwegs von einem Fußübel befallen, besuchte er die warmen Bäder von Messembria und

zögerte mit dem Angriffe so lange, bis sein Heer von den Barbaren überfallen, besiegt und in die Flucht getrieben wurde.

Die byzantinischen Söldner flüchteten in wilder Hast und Unordnung auf zusammengekoppelten Schiffen über die Donau zurück und öffneten so dem nachdringenden Feinde selbst den Weg in das Herz des Reiches. Widerstandslos überfluteten die Bulgaren oströmisches Gebiet und nahmen Mösien bis Varna, ohne Schwertstreich, als erobertes Land in Besitz.

Mit dieser Festsetzung Isperich's waren die Bulgaren endgültig aus den Reihen der Nomadenvölker geschieden, seßhaft geworden und wandelten sich allmählich von den viehzüchtenden, ruhelosen Asiaten zu den ackerbautreibenden Slawo-Bulgaren, die wir heute kennen und die schon 200 Jahre nach ihrer Ansiedelung in Mösien, wie ihr Apostel Cyrill beglaubigt, alle Stammeseigenthümlichkeiten abgestreift sowie ihre Ursprache verlernt, vergessen und die der bezwungenen Slawen angenommen hatten.

So schreibt ein Geschichtschreiber dem andern nach, nur den oberflächlichen Schein zusammenfassend, ohne das Unmögliche, Widersinnige dieser Ueberlieferung der kritischen Sonde zu unterziehen. Wenn man aber die einzelnen, zerstreuten Nachrichten aneinanderreiht und prüfend vergleicht, kommt man auf eine ganz neue Fährte mit überraschendem Ausgange. Ich möchte in Nachfolgendem auch andere Forscher auf diesem Gebiete darauf aufmerksam machen, da es der gründlichen Beleuchtung von den verschiedensten Seiten bedarf, eine Vermuthung bis zur Gewißheit zu bringen und dieser allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Wer unter den Völkern der Donauländer gelebt hat, erfuhr sicher zur Genüge, daß zwischen den Nationen orientalischer Herkunft, wie Magyaren, Kumanen u. s. w., und den Slawen aller

Schattirungen unversöhnlicher Rassenhaß lodert, der bis zum heutigen Tage ein Aufgehen derselben ineinander ganz undenkbar macht. Mit der größten Eifersucht wird von beiden Seiten die Stammesreinheit gehütet, jede Mischehe als Unglück und Verbrechen an der Nationalehre aufgefaßt.

Kann unter solchen natürlichen Feinden, zudem vor 1200 Jahren, als die Contraste noch viel schärfer waren, wirklich der Fall gedacht werden, daß sich die hochmüthigen, conservativen Orientalen freiwillig ihrer Eigenthümlichkeiten entäußern würden, um die eines fremden und zwar machtlosen, von ihren Waffen besiegten Volkes anzunehmen?

Vernunft, Empfindung und Erfahrung sagen: nein! Wo ein Volk herrschend auftrat, die Römer in den weitesten Gebieten, nach ihnen die Engländer in Amerika und Indien und die Magyaren in ihrem Königreiche, wo sie in der Zahl gegen Slawen und Deutsche auch in der Minderheit sind, immer und überall drückte der Sieger dem Ueberwundenen das Gepräge seines Geistes und seine Sprache auf. Die Waräger in Rußland sind kein Widerspruch, da ihrer so wenige waren, daß sie in den russischen Slawen aufgehen mußten, wie Napoleon I. Franzose wurde und nicht Frankreich zum italienisch sprechenden Corsica umwandeln konnte. Die Logik der psychologischen Wahrscheinlichkeit verlangt also einen Zustand, der alles nationale Selbstgefühl ausschließt, in dem die zwei von Natur einander widerstrebenden Völkerschaften durch äußern gemeinsamen Druck von einer dritten gebietenden Macht zur Verschmelzung gezwungen wurden. Diese Combination ergibt sich aus der avarischen Zwingherrschaft. Die alten Urkunden, von diesem Gesichtspunkte aufgefaßt, bieten uns genügende Belege dafür.

Mit dem Falle unter die Avaren verschwindet der Name der Bulgaren wol vollständig, doch existirt eine unschätzbare Handschrift, ein „Fürstenkatalog“ in slawischer Sprache,

mit Worten einer unbekannten, wahrscheinlich bulgarisch-tatarischen Mundart vermischt, der ein ununterbrochenes genealogisches Verzeichniß der Bulgarenfürsten von der Urzeit bis zum Jahre 765 enthält. Die Mehrzahl der darin angeführten Khane trägt den gemeinsamen Familiennamen „Dulo“.

Dagegen erzählen byzantinische Chronisten: die Grausamkeit der Avaren sei so weit gegangen, die Weiber der „Duleber“ wie Lastthiere vor Wagen und Pflug zu spannen.

Sollte, konnte es auf dem engen Raume zu gleicher Zeit zwei von den Avaren unterjochte Völker gegeben haben, die gleichlautende Grundsilben im Namen führten? Liegt es nicht viel näher, daß die Avaren, fremdsprachig, die Bulgaren nicht nach ihrem Stamme, sondern nach dem Fürstengeschlechte Dulo, Dulebi benamsten und demnach die „Duleber“ und „Duloiden“ identisch sind? Noch Eins spricht dafür. Wie die Bulgaren während der 100 Jahre ihrer Knechtschaft verschollen sind, so hat man weder vorher noch nachdem von den „Dulebern“ wieder gehört und kein Historiker weiß, wo er diesen „slawischen“ Stamm der „Duleber“ einreihen soll. Unsere Hypothese gäbe den Schlüssel zu all diesen Räthseln.

Die Einwände dagegen wären, daß die griechischen Schriftsteller die Duleber eben ausdrücklich „Slawen“ nennen, die Bulgaren aber damals noch nicht dafür gelten konnten und daß der Plural „bi“ von „Dulo“ nicht slawisch noch bulgarisch sei.

Darauf sagen wir, soweit wir es heute beurtheilen können: die Biegung im Plural mochte altbulgarisch oder avarisch gewesen sein und die Sprache der Avaren ist für uns spurlos, wie sie selbst, verloren gegangen. Was aber die Bezeichnung „Slawen“ betrifft, so sind hier die griechischen Geschichtschreiber durchaus nicht verläßliche Zeugen.

Die ganze Gilde, vom frühen Alterthume bis zu Anna Komnena, warf in ihren Erzählungen die Barbarenvölker willkürlich durcheinander. Ueberdies mochte die Bezeichnung auch einen andern Sinn gehabt haben. Slawe und Sklave war lange gleichbedeutend. Slawonien wurde z. B. noch unter Maria Theresia Sklavonien geschrieben, und so konnten die Duleber nicht ein Slawen-, sondern ein Sklavenvolk gewesen sein. Daß aber auch, um an der Ueberlieferung nicht zu deuteln, die Bezeichnung Slawen schon früh Berechtigung haben konnte, beweist eben der „Fürstenkatalog", und wie sich das Wunder vollzogen, daß die Bulgaren nach der kurzen Spanne Zeit so stark von slawischen Elementen durchdrungen waren, darauf wirft die seltsame Historie von den als Lastthieren misbrauchten Duleberweibern ein bedeutsames Licht.

Die Avaren, einer grausam berechnenden, despotischen Staatskunst folgend, suchten wahrscheinlich, um das Nationalgefühl zu schwächen und die mit dem Zusammenhalten verbundene Widerstandskraft zu brechen, die unterworfenen Rassen mit Gewalt zu kreuzen, wie dies Rußland mit den rebellischen Polen u. s. w. noch in jüngster Zeit durchführte. Sonst wäre es viel zweckdienlicher gewesen, die ausdauerndern und stärkern Männer zu der schweren Arbeit heranzuziehen. Doch davon verlautet nirgends etwas, und sie raubten ihnen wol nur die Weiber des eigenen Stammes, um sie durch Slawinnen zu ersetzen, die dann der nächstfolgenden Generation mit der Muttersprache auch die demüthige Ergebung beibringen sollten, die in langer Dienstbarkeit den Slawen zur zweiten Natur geworden war.

Doch mag dieser Proceß so wenig ganz durchführbar gewesen sein wie die Ausrottung der Juden in Aegypten durch die Tödtung der männlichen Erstgeburt. Ja wie durch das scheinbar vernichtende Gesetz gerade Moses der

Befreier erstand, so war von dem heißen, freiheitsdürstenden Blute der bulgarischen Mütter noch gerade Feuer genug in den Söhnen zurückgeblieben, um die Schmach jener zu rächen und mit voller Kraftanstrengung die Fessel zu brechen, die das ganze Volk fremdem Willen unterthänig machte.

Statt zur Zersplitterung, führte die rohe Vergewaltigung zum Aufstande; die Besiegung des gemeinsamen Peinigers wurde zu neuem Kitte zwischen Bulgaren und Slawen, und waren sie erst zur Verbrüderung gezwungen worden, so folgten die letztern ihrem Befreier dann aus freier Sympathie auf seinen fernern Wander- und Eroberungszügen, bis sich endlich der Mischlingsstamm auf der Balkanhalbinsel zu bleibendem Aufenthalte niederließ. So gestaltet sich uns der Ursprung der Slawo-Bulgaren. Ihr Reich, das allmählich zum Zarenthum anwuchs, dauerte von 679—1393 und wurde durch die Ereignisse in drei besondere Abschnitte geschieden. Die ersten 339 Jahre seines Bestandes (von 679—1014) vollzog sich der Aufschwung des Volkes auf national-selbständiger Basis, von der Ansiedelung bis zur ersten Blüte und dem darauffolgenden Falle unter das oströmische Scepter.

Die darauffolgenden 165 Jahre fristete es ein kümmerliches Dasein als byzantinische Provinz, unter der harten, habgierigen Hand eines mit Paschavollmacht und Paschawillkür regierenden Statthalters. Wieder nährte der erniedrigende Druck verhaßter Fremdherrschaft beständige Gärung in dem kühnen und stolzen Volke der Bulgaren, und 1186 brach endlich offene Empörung aus, die ihnen Unabhängigkeit errang.

Ein zweites Zarenthum unter den Sismaniden von Bdyn entstand. Es war glanzvoller als das erste Reich; byzantinischer Einfluß hatte das rauhe Scythenvolk in eine von christlicher Bildung verfeinerte Culturnation umgewandelt, doch auch die Schäden, an denen Byzanz zu Grunde

ging, ihm mit eingeimpft. Die wilde Kraft des Volkes, die bedürfnißlose Abhärtung, waren in griechischer Ueppigkeit und Weichlichkeit untergegangen, damit die zähe Widerstandskraft gebrochen, und in den schlüpfrigen Fußstapfen des sinkenden Ostroms wandelnd, wurde es mit diesem zugleich türkische Beute.

Dies die weitesten Umrisse des Bildes. Fassen wir nun, soweit es uns der Raum erlaubt, einige besonders hervorragende Menschen und Ereignisse näher ins Auge.

Die Residenz der ersten Fürsten oder Khane von Bulgarien war Prêslav, ihre stärkste Festung Drster (Silistria). Erst die spätern Asêniden und Sišmaniden verlegten ihren Hof nach Tirnowa (Dornenburg). Während der byzantinischen Zwischenherrschaft nahm der „Stratege" seinen Aufenthalt in Ochrida, das Byzanz bequemer lag und zugleich der Sitz des Patriarchen war. Unter den Herrschern des ersten Reiches leuchten die Khane Krum oder Krym, und Boris als die Begründer und Zar Symeon als verkörperter Höhepunkt bulgarischer Größe und Macht hervor. Krum, noch ein Eroberer nach hunnisch kühner Art, war der Schrecken der Byzantiner. Nachdem er sein ganzes Leben gegen sie mit mehr oder weniger Glück gekämpft hatte, gelang es ihm endlich im Jahre 811, Kaiser Nicephorus in die Balkanpässe zu locken; er ließ diese besetzen und umzingelte die Eingeschlossenen.

„Hier ist kein Entkommen möglich, wir würden denn zu Vögeln!" rief Nicephorus verzweifelt, als er seine Lage gewahrte. Und so war es. Am 26. Juli kam es zur Schlacht, das ganze byzantinische Heer wurde vernichtet und der Kaiser getödtet. Der erste oströmische Imperator, der im Kampfe mit den Barbaren fiel. Diese feierten den unerhörten Triumph in ihrer Weise. Sie ließen den Schädel

des einst dreifach gekrönten Hauptes in Gold fassen und benutzten ihn als Siegesbecher.

Dieser kannibalische rohe Zug und ihr ganzes Betragen auf dem darauffolgenden Kriegsmarsche bis vor die Thore Konstantinopels zeigt die Bulgaren nach dem Zeugnisse der Byzantiner ganz als wilde Asiaten.

Krum ließ sich von seinem Volke noch mit sklavischer Devotion huldigen, führte zahlreiche Weiber mit, die das tributpflichtige Byzanz jährlich zu erneuern oder wenigstens zu vermehren hatte, und brachte einer dunkeln Gottheit, deren Symbol das „heilige“ Schwert war, blutige Menschen- und Thieropfer dar. Doch sind noch einige Gesetze von ihm erhalten, die mit dem Geiste des Vorhergegangenen kaum in Einklang zu bringen sind und ein Volk vermuthen ließen, das grober Verbrechen gar nicht fähig gewesen wäre:

„1) Gegen Verleumder. Der Angeklagte soll allemal angehört werden, und wenn der Ankläger keine Beweise bringen kann, soll er am Leben gestraft werden.

„2) Gegen Hehler und Diebe. Diese sollen durch Zerbrechen der Beine dafür bestraft werden.

„3) Sollen alle Weingärten ausgerodet werden, weil die Avaren sich dem Trunke ergeben hatten.

„4) Sollen keine Verleihungen und Schenkungen über das Maß gemacht werden, sondern nur jeder so viel bekommen, um mäßig leben zu können.“

Diese Satzungen haben einen christlich milden Charakter und die socialistische Färbung der ältesten Christengemeinschaft. Vielleicht sind sie auch dem Christenthum entsprungen, da die Sage ging, ein Bulgaren-Khan habe schon im 6. Jahrhundert auf seinen Wanderzügen in Byzanz die Taufe angenommen und die goldenen und silbernen Götzen seiner Horde in byzantinische Münze umgetauscht. Doch büßte er

den eigenmächtigen, vorzeitigen Versuch mit dem Leben und seitdem blieben die Bulgarenfürsten wieder ihren alten Göttern treu, bis Boris 861 das Bedürfniß fühlte, in den Verband der Culturvölker einzutreten und die unter denselben herrschende Religion anzunehmen.

Doch waren es nicht politische Gründe allein, die Boris bestimmten, das altgewohnte Heidenthum abzuschwören. Eine Schwester, die in Byzanz gefangen war, wurde dort zur Lehre des Erlösers bekehrt und kam als eifrige Missionärin in ihre Heimat zurück, sie regte in ihrem Bruder zuerst den Wunsch nach dem christlichen Glauben an; allein erst der Schrecken ließ den Wunsch rasch zur That reifen.

Einen Saal des fürstlichen Palastes mit Bildwerken zu schmücken, wurde Methodios, ein byzantinischer Maler, in die Residenz des Bulgarenfürsten berufen. Da man dem Künstler die Wahl des Stoffes freiließ, wählte dieser das Jüngste Gericht zur Darstellung. Der Mann mußte die Phantasie eines Höllen-Breughel besessen haben, denn als Boris das Werk seines Pinsels sah, wurde er von solcher Furcht vor dem „Ende aller Tage" erfaßt, daß er sofort beschloß, sich vor der dräuenden Verdammniß in den Schos der „alleinseligmachenden" Kirche zu retten. Doch diese ausfindig zu machen war damals nicht so leicht, da sowol die griechisch-orthodoxe wie die römische dieses Epitheton für sich in Anspruch nahm. Der heilbedürftige Bulgare sandte daher Boten sowol nach Rom wie nach Byzanz und sogar zu Ludwig dem Frankenkönige und ließ sie um Glaubenslehrer bitten, die ihn von allen Zweifeln befreien und zur richtigen Wahl führen sollten.

Kaum war diese Suche nach einem neuen Gotte bekannt geworden, als sich Prêslav mit Proselytenmachern aller Bekenntnisse füllte. Außer den Vertretern der verschiedenen kleinen christlichen Sekten hatten sich auch mohammedanische Priester von den stammverwandten Wolga-Bulgaren und

jüdische Rabbiner eingefunden, als die römischen und byzantinischen Apostel ankamen und alle andern siegreich aus dem Felde schlugen. Dann rangen noch die beiden hart und lange um die Seele und das Reich des machtvollen Heiden, bis sich Boris endgültig für die griechich-orthodoxe Kirche entschied. Die Taufe wurde mit großer Pracht vollzogen und Kaiser Michael selbst Taufpathe.

Ein Bulgarenaufstand folgte zwar diesem Schritte, doch wurde er bald gedämpft und kurz darauf das ganze Volk zum Christenthume bekehrt.

Allein schon sechs Jahre darauf waren den in heidnischer Ungebundenheit aufgewachsenen Bulgaren die streng ascetischen Gebote der orthodoxen Kirche unerträglich. Sie ließen daher ein Schriftstück in lateinischer Sprache abfassen, das 106 Streitfragen enthielt, in denen die alten Bräuche mit den neuen Satzungen in Widerspruch standen, und sandten die Anfrage an den Papst nach Rom, ob er nicht eine Milderung der strengen Kirchensatzungen gewähren könne? Es würde uns zu weit führen, diesen Kirchenstreit zu verfolgen, und wir erwähnten ihn nur deshalb, weil die 106 Streitfragen das einzige vaterländische Zeugniß für die heidnisch-bulgarische Vorzeit sind. Alles übrige ist aus byzantinischen und andern fremden, nicht immer reinen und unparteiischen Quellen geschöpft, da die Bulgaren gleich den übrigen Slawen erst nach Einführung des Christenthums eine Schriftsprache erhielten und sich bis dahin mit gekerbten Runen für die nothwendigsten Aufzeichnungen genügen ließen. Den Anlaß zur Erfindung dieser eigenen Schrift gab die Beschwerde der neugetauften Slawen gegen die griechischen und lateinischen Priester. „Unser Land ist getauft“, sagten die slawischen Abgesandten zum Kaiser von Byzanz, „aber unser Glaube bleibt uns dunkel, weil wir weder griechisch noch lateinisch verstehen. Sende uns doch

Priester, erhabener Kaiser, die uns das Wort des ewigen Gottes, die neue Lehre in unserer Sprache erklären."

Kaiser Michael brachte die Angelegenheit vor den Staatsrath und dieser entsandte zwei Brüder, die der slawischen Sprachen mächtig waren, Konstantin (mit dem Klosternamen Cyrill) und Method in die neubekehrten Länder. Die erste That der Slawenapostel war, die Evangelien und Apostelschriften in die verschiedenen slawischen Idiome zu übersetzen, und da sie keine Schriftzeichen vorfanden, so machte sich Cyrill, der genialere, daran, ein eigenes Alphabet nach griechischem Vorbilde zu combiniren, fügte aber den Spracheigenthümlichkeiten entsprechend noch neun besondere Lautzeichen hinzu. So entstand die „Cyrillische Schrift", die bis zur Stunde bei den meisten Slawenvölkern, Rußland inbegriffen, im Gebrauche ist.

Natürlich blieb diese tiefgreifende Neuerung, die von dem stolzen Ziele beider Kirchen: „Eine Heerde unter Einem Hirten", ablenkte, nicht unangefochten. Die griechischen und lateinischen Bischöfe griffen sie heftig an und nannten es ketzerisch, das Wort Gottes in andern als den drei altgeheiligten Sprachen: griechisch, lateinisch und hebräisch, vorzutragen, „weil das Todesurtheil Christi nur in diesen am Kreuze angeschlagen war".

Nach langem, heftigem Wortstreite entschied aber endlich doch der Papst, daß Gott jede Sprache wohlgefällig sei, wenn sie sein Lob verkünde und aus demüthigem Herzen komme.

Ueber all diese Kämpfe und Errungenschaften war Boris alt geworden. Die Last der Jahre und neuaufgestiegene Befürchtungen, was ihn ob seiner heidnischen Jugend nach dem Tode im Jenseits erwarten möge, bestimmten ihn, aller irdischen Herrlichkeit zu entsagen. Er übertrug seinem Sohne Wladimir die Regierung und zog sich nach sechsunddreißig-

jähriger ruhmreicher Herrschaft zu strenger Bußübung in ein Kloster zurück.

Wladimir regierte vier Jahre, doch nicht im Geiste seines großen Vaters. Er führte wieder heidnische Sittenlosigkeit bei Hofe ein; verspottete die heilige Strenge des Christenthums und führte so unheilvolle und unglückliche Kriege, daß die Existenz des ganzen Reiches gefährdet war. Da gürtete der alte Boris sein Schwert um, setzte seine Krone auf und trat, ein strenger Richter des ungerathenen Sohnes, nochmals in die Welt. Er rief eine starke Heeresmacht zusammen, überwand Wladimir, der sich verzweifelt zur Wehr setzte, in offener Schlacht, nahm ihn gefangen und ließ ihn blenden. Dann versammelten sich die Großen des Landes unter dem Vorsitze des greisen Fürsten, entsetzten den Geächteten in aller Form des Thrones und verurtheilten ihn zu Gefängniß auf Lebenszeit. Der alte Boris stellte darauf durch einige glückliche Schlachten die alten Grenzen wieder her, schloß Frieden mit den Nachbarn, ließ dann seinen jüngern Sohn Symeon, der in Byzanz Weltweisheit studirte, nach Hause kommen, übergab diesem die Reichsinsignien und kehrte wieder in seine Zelle zurück, wo er den Rest seines Lebens in schweren Selbstkasteiungen verbrachte, um geläutert in die Ewigkeit überzugehen.

Ob ihm der Herr der Heerscharen die Mittel um des Zweckes willen vergab und in Gnaden aufnahm, wissen wir nicht, doch sein Volk weihte ihm die größte Verehrung über das Grab hinaus und erhob Michael Boris zum ersten Nationalheiligen.

Symeon, sein Nachfolger, besaß die Seelengröße des Vaters, ohne mönchischen Beigeschmack. Er verband Feldherrntalent mit diplomatischer Schlauheit, begünstigte Künste und Wissenschaften, war selbst einer der ersten bulgarischen Schriftsteller und hegte zugleich den kühnsten politischen

Ehrgeiz, der ihn sehr energisch auf den Lauf der Ereignisse einwirken ließ und diese zu seinen Gunsten lenkte. Dieser Verein der seltensten Eigenschaften machte ihn nach dem einstimmigen Zeugnisse seiner Zeitgenossen zu einer der bedeutendsten Erscheinungen seiner Zeit, der Bulgarien zu ungeahntem Glanze führte.

Kurz nach seiner Thronbesteigung kam der „Halbgrieche“, wie Symeon wegen seiner classischen Bildung genannt wurde, in Streit mit seinem zweiten Vaterlande. Nach dreißigjähriger Ruhepause brach wieder erbitterter Kampf zwischen Bulgarien und Byzanz aus. Den Anlaß hierzu gab eine — Zollfrage. — Byzantinische Steuerpächter, zwei Griechen, hatten den Einfuhrzoll auf bulgarische Producte willkürlich um ein Bedeutendes erhöht. Symeon ließ durch seine Gesandten beim Kaiser Klage darüber führen, doch dieser lehnte auf beleidigende Weise jedes Einschreiten in der Sache ab.

Symeon sandte eine Kriegserklärung und unmittelbar darauf überschritt auch schon ein starkes bulgarisches Heer die Grenze, das ihr Fürst selbst führte.

Der Widerstand der Byzantiner, trotzdem sie ein magyarisches Hülfsheer warben, reichte auf die Dauer gegen Symeon's Feldherrngenie nicht aus. In jahrelangen Kriegszügen eroberte er nach und nach die ganze Halbinsel, Konstantinopel und einige Küstenstriche ausgenommen, und da er politisch mit Byzanz gebrochen hatte, sagte er sich auch von der orthodoxen Kirche los und bot dem Papste die Union an. Dieser, von der unverhofften Rückkehr des verlorenen Sohnes hocherfreut, sandte ihm die begehrte Kaiserkrone und erlaubte ihm den Titel „Imperator“ anzunehmen. Von da an hieß Symeon: „Zar der Bulgaren und Wlachen und Selbstherrscher der Griechen.“

Diesen Namen durch die That zu begründen, belagerte

Symeon zum fünften mal die stolze Kaiserstadt am Bosporus. Schon war die Stadt völlig ausgehungert, die Belagerungsmaschinen zum letzten Ansturm bereit und der Sieg den Bulgaren sicher — als sich in der Stunde äußerster Gefahr Kaiser Romanus, der Mitregent Konstantin's VII. Porphyrogenitos, entschloß, selbst Symeon aufzusuchen und Frieden zu erbitten. Die Zusammenkunft fand mit möglichster Prachtentfaltung von beiden Seiten auf einer künstlichen Plattform statt.

„Bist du ein Christ?“ frug der Kaiser von Byzanz — „dann ist es deine Pflicht, das Blut deiner Mitchristen zu schonen. Hat dich der Durst nach Reichthümern dem Frieden entfremdet? Stecke dein Schwert ein und öffne deine Hand, ich will das äußerste Maß deiner Wünsche befriedigen.“

Symeon, der von unruhigen Nachbarn bedrohten Grenzen seines eigenen Landes eingedenk oder klug genug zu begreifen, daß er auch als Sieger Ostroms Scepter nicht lange führen würde, ging auf das erbetene Friedensbündniß ein, doch dictirte er Byzanz die Bedingungen und sie waren schwer genug. Handelsfreiheit, eine kaiserliche Prinzessin, die Wiederbestätigung als „Basileus“ (Cäsar), eine reiche Kriegsentschädigung und der Vortritt der bulgarischen Gesandten vor allen übrigen Völkern der Erde — das waren die Hauptforderungen. Byzanz mußte in alles willigen, und selbst das heftige Veto der Gesandten Kaiser Otto's gegen den letzten Punkt des Vertrags konnte nichts daran ändern.

Das war der Gipfel von Bulgariens Macht und Größe, aus eigener Kraft emporgeblüht. Schon unter Symeon's schwächlichen Söhnen, mit denen die alte Fürstendynastie erlosch, beeinflußte byzantinischer Machiavellismus immer mehr die äußere Politik des Landes und die nachfolgenden Fürstengeschlechter der Šišmaniden und Terteriden waren theils zu machtlos, theils zu kurzsichtig, um den immer enger um-

schlingenden Polypenarmen ihr Reich zu entziehen. Dazu gesellte sich noch ein böser Feind im Innern: die religiösen Sekten der Hesychasten und Bogumilen, eine Art communistischer Schwärmer, die sich später unter den Namen Pataraner, Katharener (davon Ketzer), Albigenser, Flagellanten u. s. w. auch über Italien, Deutschland und Frankreich ausbreiteten und überall Unruhen stifteten, waren in Bulgarien entstanden und unterwühlten durch ihre zersetzenden Lehren die Grundpfeiler einer gesitteten Gesellschaft, Zucht und Ordnung, so lange, bis das stolze Staatsgebäude Symeon's bis in das Mark ausgehöhlt war und es nur eines geringen äußern Anstoßes bedurfte, um es zu völligem Zusammensturze zu bringen.

Kaum 100 Jahre später hatte Kaiser Basilios II. Bulgaroctonus (der Bulgarentödter) Bulgarien unterworfen, das Heer vernichtet und zog nach vierzigjähriger Abwesenheit im Felde als Sieger in Byzanz ein; als stolzeste Trophäen wurden die Gemahlin und Töchter des letzten Zaren von Bulgarien hinter seinem Triumphwagen einhergeführt, nachdem der Schmerz der Niederlage Zar Samuel getödtet hatte. Das gefürchtete Bulgarien war byzantinische Provinz geworden.

Die 165 Jahre ihrer Herrschaft nützte die schlaue Staatskunst der Griechen in zweifacher Weise, um Bulgarien auf immer unschädlich zu machen. Sie drängte dem Lande byzantinische Sprache und Gesetze auf; führte hohlen Formendienst und üppige Weichlichkeit ein, die den kriegerischen Geist lähmten, und während sie so die Entnationalisirung im Innern vollzog, förderte sie nach außen das Gedeihen der kleinen Nachbarstaaten und ließ dieselben meist auf Kosten Bulgariens zu mächtigen Königreichen heranwachsen.

Als endlich im Jahre 1186 Asên und Peter, angeblich Nachkommen der frühern Šišmaniden, ihr Vaterland vom

17*

byzantinischen Joche befreiten, konnte Bulgarien Ostrom nicht mehr gefährlich werden. Der Zar von Serbien und die Könige von Kroatien, Bosnien und Ungarn waren mittlerweile so stark geworden und so lüstern zugleich nach neuer bulgarischer Beute, daß die Herrscher Bulgariens vollauf zu thun hatten, ihre Angriffe abzuwehren, und nicht mehr daran denken durften, Byzanz zu beunruhigen.

Zwar schloß Zar Kalojan, 1197—1207, noch ein Bündniß mit den heidnischen Kumanen und zog mit starker Macht gegen die goldglänzende Kaiserstadt am Bosporus, nannte sich sogar, um an seinen Absichten keinen Zweifel zu lassen, im Gegensatze zu Kaiser Basilios II. „Romäoctonus" (den Römertödter); doch ehe er seine Rachemission durchführen konnte, starb er durch innere Zwietracht eines gewaltsamen Todes.

Erfolglos blieb auch die Allianz Joannes Asên II. (1218—24) mit den Griechen zum Sturze der lateinischen Kaiser und ebenso verfehlt war der allzu kühne Versuch des großen Serbenfürsten Duschan (1331—55), nachdem er Bulgarien an sich gerissen, mit vereinten Kräften Byzanz anzugreifen, dieses zu erobern und ein großes Slawenreich mit Konstantinopel als Mittelpunkt zu gründen.

Nur einmal noch leuchtete den Slawen ein Hoffnungsschimmer auf Erfüllung dieses uralten Traumes. Doch erwies sich auch dieser trügerisch und als krankhaftes Aufflackern des Lebenslichtes vor dem gänzlichen Verlöschen.

Kaiser Adronicus III. Paläologus war 1341 gestorben und hatte seinen Freund und Großdomesticus, Joannes Cantacuzeno, zum Reichsverweser und Vormund seines unmündigen Thronfolgers bestimmt. Cantacuzeno war ein vortrefflicher Regent und gewissenhafter Vormund des jungen Kaisers. Doch die Intriguen der Gegenpartei, an deren

Spitze die verwitwete Kaiserin Anna von Savoyen stand, verdächtigten ihn so lange in der öffentlichen Meinung, bis sich der Staatsrath gezwungen sah, einen Verhaftsbefehl gegen den im Felde liegenden Reichsverweser auszufertigen und dessen ganze Familie zu ächten. Diese Gewaltthat trieb den stolzen und tiefgekränkten Mann zu einer That der Verzweiflung. Er schloß sich in die ihm gehörige feste Stadt Demotika ein, ließ sich selbst zum Mitkaiser ausrufen und zog dann an der Spitze seines Heeres gegen Byzanz, um seine Feinde zu strafen und die Kaiserin festzunehmen.

In ihrer Bedrängniß wandte sich diese an Zar Alexander von Bulgarien und bot ihm für seine werkthätige Hülfe ebenfalls die Mitkaiserschaft. Auch Cantacuzeno schickte Abgesandte nach Tirnowa und heischte im Namen der Gerechtigkeit bulgarische Unterstützung zur Einnahme von Byzanz, das unter den Händen des ränkesüchtigen Weibes und ihrer nichtswürdigen Camarillà von Bürgerkriegen verzehrt wurde.

Doch während Alexander noch schwankte, die Bojaren für die Kaiserin stimmten, das Volk stürmisch zum Anschlusse an Cantacuzeno drängte, hatte der letztere bereits, weittragender als er selbst ahnen mochte, über das Schicksal seines Landes und seiner Zeit entschieden. Von den christlichen Fürsten im Stiche gelassen, oder durch allzu langes Zögern peinlicher Ungewißheit preisgegeben, rief er racheschnaubend die Türken herbei.

Wenn zwei im Streite sind, freut sich der dritte, sagt ein altes Sprichwort, und dieser dritte war hier der Türke, dem die durch Parteihader zerrissenen und geschwächten Länder des Kreuzes im Osten nach und nach wie zum Abfallen reife Früchte in den Schos sanken.

Im Jahre 1444 glänzte der siegreiche Halbmond von dem Juwel der Christenheit, der vielbesungenen Sophien-

kirche, und kurz darauf, nach siebenundvierzigjährigem Todeskampfe, lag auch der bulgarische Löwe, von der seidenen Schnur erdrosselt, todt zu den Füßen des übermüthigen Bezwingers.

Todt, so glaubte man, doch es war nur ein tiefer, ohnmachtähnlicher, fünfhundertjähriger Schlaf, aus dem ihn der Kanonendonner von 1877 zu neuem Leben erweckte. Noch ruht er, an allen Gliedern gelähmt, ungefährlich an russischer Kette und schüttelt sich nur zeitweilig leise vor den halb neugierig, halb befremdet dreinschauenden Nachbarn. Doch ist es wirklich ganz ungefährlich für die Ruhe Europas, ein Ungethüm wieder aufzurütteln, das durch sein wildes Vorwärtsdrängen Byzanz 700 Jahre in Aufregung und Unruhe hielt?

Heute ist der Halbmond tiefer gesunken als jemals der Stern von Byzanz; seine einst furchtbare Macht durch innere Fäulniß auf immer gebrochen; und die historischen Traditionen wirken stark und lange in jedem Volke fort. Unsichtbar nehmen sie Herz und Sinn gefangen, aus der Klage wird Sehnsucht — aus dem Wünschen Wollen — und im geeigneten Augenblicke kann das Wort That werden.

Auch der Löwe von Bulgarien könnte wieder Hunger nach Mehr verspüren. Wie, wenn der Wiedererweckte seinen sorgsam hütenden Wärter von sich stößt? Wenn sein Gebrüll zum Weckrufe auf der Balkanhalbinsel wird und er die Verwirklichung der uralten Idee von einem südslawischen Zarenreiche mit dem Throne in Byzanz anstrebt?

Trotz Victor Hugo und dem Friedenscongreß in — Petersburg — dürfte das Jahr 2000 kaum schon den Weltfrieden begrüßen.

Zur innern Geschichte des Socialismus.

Von

W. H. Riehl.

Der Socialismus ist seiner Natur nach geschichtslos, ja ein Protest gegen die Geschichte. Er will ein von Grund aus neues Culturleben der Völker aufbauen, nicht einmal aus den Trümmern des Alten, sondern auf neuem und reinem Boden. Erkennt er auch vielerlei Resultate der bisherigen Cultur an und möchte sie in sein neues Reich mit herübernehmen, so erscheinen ihm doch die bewegenden Mächte der Geschichte von Anbeginn bis auf diesen Tag verkehrt, der ganze Grundbau unserer Volksgesittung haltlos und planlos. Unsere gepriesene Cultur — so meint der Socialist — ist bisjetzt weit überwiegend bestimmt und gestaltet worden durch die Gewalt und den Zufall, diese zwei souveränen Großmächte, welche die Welt beherrschen. Der „Gewalt" aber liegt der Egoismus zu Grunde, den wir brechen müssen, und dem Zufall die Unvernunft, dem „Zufall", welcher alles das umschließt, was wir „Noth" nennen und verzagten und abergläubisch beschränkten Sinnes als göttliche Nothwendigkeit erfassen, da doch der freie Geist vielmehr begreifen sollte, daß für die fortschreitende Menschheit zuletzt keine Noth mehr nothwendig sei.

Die Geschichte ist den Socialisten immer unbequem gewesen, so unbequem wie die Nationalökonomie und Statistik. Sie vermeiden den Weg historischer Forschung und

ihre Systeme, soweit sie diesen Namen verdienen, sind vielmehr philosophisch constructiv.

Trotzdem fordert der Socialismus die historische Darstellung heraus, ja er kann nur als geschichtliche Thatsache vollauf erkannt und gewürdigt werden und muß sich insofern doch dem Gesetze der Geschichte beugen, welches das ganze Leben der Menschheit beherrscht und welches er so gern durch eine bloße Construction a priori auf Grund allgemeiner Ideen ersetzen möchte.

Ich werfe hier einen Blick in die innere Entwickelungsgeschichte des Socialismus, nicht um einen auch nur flüchtigen Abriß derselben zu geben, sondern lediglich, um die Aufmerksamkeit auf einige Thatsachen zu lenken, die für die Erkenntniß des Wesens alles alten und neuen Socialismus und seiner Ausbreitung maßgebend sind.

I.

Zwei Phänomene fordern die Aufmerksamkeit des Culturhistorikers und Geschichtsphilosophen ganz besonders heraus. (Aber der rechte Culturhistoriker ist immer zugleich Geschichtsphilosoph.)

1) Der Socialismus begann in den idealen Sphären der Wissenschaft und im langsamsten Vorschreiten, in Stufenfolgen, die nach Jahrhunderten zählen, ins Volksbewußtsein herabzusteigen.

2) Der Socialismus blieb erstaunlich lange Zeit theoretisch, literarisch, poetisch, also für den Realpolitiker gefahrlos und gleichsam nicht vorhanden, eine Utopie, bis bestimmte Prämissen im Volksleben eintraten, welche die ungelehrten Volksschichten empfänglich machten, jene Theorien halb verstanden und misverstanden aufzunehmen und mit Leidenschaft deren Umsetzung in die Praxis zu versuchen.

Der theoretische Socialismus war jahrhundertelang schlummernd vorhanden, wie gewisse Krankheitskeime, bis der Boden empfänglich geworden war, worin dieselben aufgehen und sich epidemisch ausbreiten konnten. Denn er gehört zu den Geistesepidemien der Menschheit, die ähnlichen Gesetzen unterworfen sind wie die leiblichen Epidemien.

Nur diese beiden Phänomene will ich in meiner Betrachtung historisch erläutern.

Der Socialismus beginnt in der Theorie als philosophisches System. Er ist überhaupt bisjetzt nur im System voll und ganz vorhanden. Alles, was wir von socialistischer Praxis erlebten, waren vereinzelte, mehr oder minder inconsequente Versuche, gleichviel, ob sie den Systemen vorangegangen oder durch dieselben angeregt worden sind.

Ist der Grundgedanke des Socialismus auch bekannt, so muß ich ihn hier doch vorerst in wenigen Worten feststellen, um nicht misverstanden zu werden. Denn gar häufig verwechselt man hier einzelne wechselnde Symptome mit dem Princip.

Der Socialist erstrebt vollkommen planmäßige Gerechtigkeit in der Wirthschaft und Bildung aller Menschen, damit sich auf Grund dieser Gerechtigkeit die allgemeine Glückseligkeit triumphirend erhebe. Er erstrebt dieses Ziel durch eine radical neue Organisation der Arbeit, des Eigenthums und der Bildung. Da aber das Volk unter dem Gesichtspunkt dieser drei Kategorien nichts anderes ist, als was wir „Gesellschaft" nennen, so kann man auch sagen, der Socialismus erstrebt den radicalen Neubau einer Gesellschaft, in welcher jeder nach seinen Trieben und Talenten die rechte Arbeit erhalten, jede Arbeit gerecht belohnt, jedem Arbeiter die befriedigende Existenz verbrieft werden soll. Das persönliche Eigenthum will er nicht aufheben; er erkennt es aber nur insoweit an, als es die gerecht zugemessene Frucht

der persönlichen Arbeit ist, und gestattet darum kein Erbrecht. Die Beseitigung der Ehe und Familie ist mit vielem andern nur nothwendige Folge, nicht Ausgangspunkt dieses Reformplans.

Das systematische Wesen des Socialismus wird vollends klar in Vergleichung mit dem Communismus. Der Communist strebt nach Gleichheit; der Socialist nach Gerechtigkeit. Der Communist will die Gleichheit durch Gütergemeinschaft herstellen. Das ist ein höchst einfaches Programm. Es setzt kein System voraus, es gibt keinen Anlaß zu mannichfaltigen Problemen und läßt sich mit roher Gewalt und schließlich nur mit Gewalt durchführen. Daher gibt es im Grunde nur Eine Art von Communismus, aber unzählige Spielarten des Socialismus. Der Socialismus ist weit feiner als der Communismus, und die Frage, auf welche Weise jene Gerechtigkeit und Glückseligkeit erzielt werden soll, läßt eine grenzenlose Zahl verschiedener Beantwortungen zu.

Jeder Socialist, gleichviel ob in der Bluse oder im Gelehrtentalar, ist Doctrinär; die Communisten sind niemals Doctrinäre gewesen, sondern Männer der That, und der Anstoß zur Gewaltthat socialistischer Fanatiker ging meist aus der Mitwirkung communistischer Inspirationen hervor. Der echte Doctrinär verschließt sich zwar keineswegs dem Studium fremder Systeme, hält aber sein eigenes für das allein richtige und glaubt, daß es kraft der ihm innewohnenden Wahrheit naturnothwendig zum Siege kommen müsse. Er ist geduldig wie alle selbstgenügsamen Leute und wartet tausend Jahre auf diesen Sieg. Der Communist ist nicht geduldig. Babeuf und Fourier bezeichnen diesen Gegensatz; — der Communist Babeuf, welcher alle Menschen sofort gleichmachen will, nöthigenfalls mittels Abschneidens der hervorragendern Köpfe, und der Socialist Fourier, der in rührender Geduld jahrelang auf den von seinen Ideen besiegten

Kapitalisten wartet, welcher ihm eine Million brächte als Grundstock zur friedlich sich von selbst vollziehenden Umgestaltung der ganzen Welt nach seinem Ideale.

So gegensätzlich Communismus und Socialismus sind, und im Grunde nur in der Negative einig, so haben sie sich doch partiell verbunden. Der Ikarier Cabet bietet das classische Beispiel dieser Allianz, und der vulgäre Sprachgebrauch, welcher Communismus und Socialismus fortwährend durcheinanderwirft, das sehr unclassische.

Der Socialismus beginnt als System und wird immer systematisch bleiben; darum steht ihm die naive Bildung fern. Unser Bauer hat kein Herz für den Socialismus, den er nicht begreift, und der Arbeiter in seiner Halbbildung ist nicht durch sich selbst, sondern durch seine geistigen Führer zu socialistischen Neigungen gekommen. Das naive Mittelalter (die Periode der Flegeljahre der neuen europäischen Menschheit) stand dem Socialismus fern. Wenn in Rußland neuerdings der Socialismus Wurzel gefaßt hat, so sind es nicht die communistischen Traditionen des alten Moskowiterthums, die dazu verlockten, sondern die westeuropäische Halbbildung in ihrem Zusammenflusse mit der naiven Uncultur des Volkes.

Der Ahnherr des modernen Socialismus, Platon, war ein Philosoph, der zugleich Poet war, und sein classisches Werk, seine Republik, zeigt uns, wie oft der Philosoph bei ihm vom Poeten ist überflügelt worden.

Die Stufenjahre der socialistischen Systeme in der Culturgeschichte sind: das griechische Alterthum, die Renaissancezeit, und die moderne Revolutionsperiode, Epochen, in welchen der philosophische und künstlerische Geist ganz besonders herrschte, oder auch der Drang allgemein vorhanden war, mit dem Alten bewußt zu brechen und eine neue Welt, eine Herrschaft des Geistes zu gründen.

Wir könnten aber auch in anderer Weise periodisch gliedern und sagen: es gibt Zeiten des Socialismus als System, des idealen Socialismus und Zeiten der praktischen Versuche. Die erstern gehen voraus. So war das erste Dritttheil unsers Jahrhunderts überaus fruchtbar an socialistischen Theorien. Von da aber trat Stillstand auf diesem Gebiete ein und es folgte die Zeit der praktischen Versuche.

Wenn der Socialist a priori eine neue Welt mit neu treibenden Kräften der Gesellschaft philosophisch aufbaut, so nimmt er dabei in der Regel die Poesie zu Hülfe. Das Phantasiegebilde der besten Gesellschaft erscheint ihm entweder, wie bei Plato und Fourier, in der Zukunft, oder — wie schon beim Platoniker Hekatäos von Abdera, bei Morus und Campanella — in einem fernen Lande, auf einsamer Insel. Die kühne poetische Phantasie erhob sich dabei mitunter bis zur Dichtung einer Kosmogonie.

In den fruchtbarsten Zeiten des idealen Socialismus war allemal Philosophie und Kunst überwiegend culturmächtig im Völkerleben. Man braucht nur die philosophisch-künstlerische Periode des Anfangs unsers Jahrhunderts mit der realistischen Gegenwart zu vergleichen, in welcher die socialistische Systematik abgenommen hat, um diesen Gedanken bestätigt zu finden.

Nicht wenige sociale Revolutionäre sind nebenbei Poeten gewesen und haben ihre Gedanken auch in Versen niedergelegt, was man von politischen Revolutionären gewiß selten wird behaupten können. In der politischen Poesie folgt der Sänger den Ereignissen, welche die Staatsmänner und Krieger gemacht haben; in der socialistischen möchte der Socialist als sein eigener Sänger der Prophet der Ereignisse werden.

So gestaltet sich die Geschichte der socialistischen Systeme zugleich als ein Stück Literaturgeschichte, freilich sehr ab-

sonderlicher Art. Es ist jene Geschichte der Staats- und Gesellschaftsromane, die uns Robert Mohl zuerst übersichtlich klar zeichnete. Kein anderer Zweig der politischen Literatur bietet entfernt ein ähnliches Bild.

Aber auch die selbständige Kunst hat nicht selten den Socialismus gefördert, indem sie seine Klagen und seine Sehnsucht illustrirte. Eugen Sue's „Pariser Geheimnisse" haben ihren Platz in der Geschichte des französischen Socialismus so gut wie verschiedene Gedichte Freiligrath's in der Geschichte des deutschen.

Ein Blick in neue und neueste Zeitschriften und Flugblätter des Socialismus zeigt, wie gern man zu Bild und Vers greift, um den Leuten einleuchtend zu machen, daß man den Tempel der Gesellschaft an Einem Tage abreißen und wieder aufbauen müsse.

Denn der Aufbau einer neuen Welt a priori liegt den meisten Menschen, auch den gebildeten, doch gar fern. Ein jeder macht sich zwar gern seine philosophischen Gedanken, wie ein jeder zählt und rechnet, aber die Philosophie ist darum doch sowenig wie die Mathematik eine besonders populäre Wissenschaft. Die Socialphilosophie bedarf der Umsetzung in die poetische Form, um auf weitere Kreise zu wirken.

Das gibt jedoch zunächst „Gedankenpoesie", wie sie etwa Campanella gedichtet hat, und diese ist wiederum die mindest gemeinverständliche und fesselnde Gattung der Dichtkunst. Volksthümlich poetisch wirkt vielmehr die Thatsache und das sinnliche Bild. Die meisten Menschen werden wol ergriffen von dem Schmerzensbilde des Individuums oder einer darbenden Schar ihrer Mitmenschen, während sie bei den Schmerzen der ganzen Menschheit kalt bleiben. Das Bild der Noth der schlesischen Leinweber, des Elends des literarischen Proletariats poetisch concret gemalt, hat vor Jahren

manchen dem Socialismus nahe geführt, der sich durch die unendlich viel größere Noth der ganzen Welt niemals aus seiner Zufriedenheit hätte herausreißen lassen.

Der Zusammenhang der Geschichte des Socialismus mit der Geschichte der Kunst und schönen Literatur ist noch darzustellen; namentlich böten hier unsere neuern und neuesten nach Sensation und Emotion haschenden, von Pessimismus durchdrungenen Schriften reiches Material. Der schleichende Socialismus, meist unbewußt demjenigen, der in ihm befangen ist, wirkt oft gefährlicher als der offenbare. Die feinsten, unsichtbaren Fäden sind auch hier die festesten; die groben, welche sich dem Auge jedes Polizeibeamten offenbaren, zerreißen weit leichter.

Wie die Leiden des Einzelnen uns leichter erregen als die Leiden der Gesammtheit, so fassen wir auch leichter ein Herz für die Errettung des Einzelnen. Der Socialismus fällt aber von sich selbst ab, wenn seine Errettung nicht die ganze Menschheit auf einmal umfaßt. In diesem Dilemma liegt seine Kraft und seine Schwäche. Solange er sich selbst getreu ist, bleibt das philosophische System zugleich ein poetisches Phantasiegebilde und richtet praktisch wenig aus. Sowie er aber den Versuch zur That machen will, muß er seinen universellen Grundgedanken beiseitesetzen und die sociale Frage individualisiren.

Die Poesie des Socialismus ist die Poesie des Elends, welches jeder mit Händen greift, oder die Poesie des Paradieses, welches ewig fern liegt. Was zwischen diesen beiden Polen steht, das reale Echt-Menschliche, liegt dieser Poesie seitab. Der größte Meister des poetischen Realismus, Shakspeare, hat darum in einer socialistisch angehauchten Zeit in seinem „Sturm" den Socialismus viel mehr gegeißelt als verherrlicht.

Die Geschichte des modernen Socialismus geht vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Sociale Systeme und Romane folgen sich seit Morus bis heute in ununterbrochener Kette; aber obgleich Noth und Elend im 16. Jahrhundert unendlich viel größer waren als im 19., so fanden doch die praktischen socialistischen Versuche damals keinen Boden. Die Socialisten jener Zeit: Campanella, Andreä, Bacon, Harington, Vairasse, blieben sich selbst getreu und sprachen und dichteten von der Noth und der Glückseligkeit der Menschheit. Sie vergaßen darüber, dem Einzelnen zu zeigen, wie schlecht es ihm gehe und wie gut sie es ihm machen könnten.

Dieser Gedankengang führt uns, so sprunghaft dies auch scheinen mag, auf das Räthsel der modernen Arbeiterfrage. Es ist eine falsche Ansicht, daß die sociale Frage ausschließend oder überwiegend wurzele in dem unbefriedigten Dasein der Fabrikarbeiter, in dem Misverhältniß von Arbeitslohn und Kapitalrente und im Elende des Fabrikproletariats. Sie berührt alle Stände von oben bis unten, aber indem man sie localisirte, indem man bei den Arbeitern anfing und sich zunächst auf die Arbeiter beschränkte, wurde der ideale Socialismus gemeinverständlich, und wenn seine letzten Ideale auch nicht verstanden wurden, so wurden es doch seine sehr realen Anklagen und Verheißungen. Er fand eine Gefolgschaft außerhalb der gelehrten Welt, und eben diese Gefolgschaft hatte er in den vorangehenden Jahrhunderten nicht gefunden.

Könnten wir die Arbeiterfrage heute beseitigen, so wäre der Socialismus damit nicht aus der Welt geschafft, aber er wäre vielleicht wieder vom praktischen Versuch in die luftige Höhe philosophischer Speculation und poetischer Phantastik hinaufgeschnellt seinem eigensten Wesen zurückgegeben und darum bis auf weiteres unschädlich gemacht, bis auf

byzantinischen Joche befreiten, konnte Bulgarien Ostrom nicht mehr gefährlich werden. Der Zar von Serbien und die Könige von Kroatien, Bosnien und Ungarn waren mittlerweile so stark geworden und so lüstern zugleich nach neuer bulgarischer Beute, daß die Herrscher Bulgariens vollauf zu thun hatten, ihre Angriffe abzuwehren, und nicht mehr daran denken durften, Byzanz zu beunruhigen.

Zwar schloß Zar Kalojan, 1197—1207, noch ein Bündniß mit den heidnischen Kumanen und zog mit starker Macht gegen die goldglänzende Kaiserstadt am Bosporus, nannte sich sogar, um an seinen Absichten keinen Zweifel zu lassen, im Gegensatze zu Kaiser Basilios II. „Romäoctonus" (den Römertödter); doch ehe er seine Rachemission durchführen konnte, starb er durch innere Zwietracht eines gewaltsamen Todes.

Erfolglos blieb auch die Allianz Joannes Asên II. (1218—24) mit den Griechen zum Sturze der lateinischen Kaiser und ebenso verfehlt war der allzu kühne Versuch des großen Serbenfürsten Duschan (1331—55), nachdem er Bulgarien an sich gerissen, mit vereinten Kräften Byzanz anzugreifen, dieses zu erobern und ein großes Slawenreich mit Konstantinopel als Mittelpunkt zu gründen.

Nur einmal noch leuchtete den Slawen ein Hoffnungsschimmer auf Erfüllung dieses uralten Traumes. Doch erwies sich auch dieser trügerisch und als krankhaftes Aufflackern des Lebenslichtes vor dem gänzlichen Verlöschen.

Kaiser Adronicus III. Paläologus war 1341 gestorben und hatte seinen Freund und Großdomesticus, Joannes Cantacuzeno, zum Reichsverweser und Vormund seines unmündigen Thronfolgers bestimmt. Cantacuzeno war ein vortrefflicher Regent und gewissenhafter Vormund des jungen Kaisers. Doch die Intriguen der Gegenpartei, an deren

Spitze die verwitwete Kaiserin Anna von Savoyen stand, verdächtigten ihn so lange in der öffentlichen Meinung, bis sich der Staatsrath gezwungen sah, einen Verhaftsbefehl gegen den im Felde liegenden Reichsverweser auszufertigen und dessen ganze Familie zu ächten. Diese Gewaltthat trieb den stolzen und tiefgekränkten Mann zu einer That der Verzweiflung. Er schloß sich in die ihm gehörige feste Stadt Demotika ein, ließ sich selbst zum Mitkaiser ausrufen und zog dann an der Spitze seines Heeres gegen Byzanz, um seine Feinde zu strafen und die Kaiserin festzunehmen.

In ihrer Bedrängniß wandte sich diese an Zar Alexander von Bulgarien und bot ihm für seine werkthätige Hülfe ebenfalls die Mitkaiserschaft. Auch Cantacuzeno schickte Abgesandte nach Tirnowa und heischte im Namen der Gerechtigkeit bulgarische Unterstützung zur Einnahme von Byzanz, das unter den Händen des ränkesüchtigen Weibes und ihrer nichtswürdigen Camarilla von Bürgerkriegen verzehrt wurde.

Doch während Alexander noch schwankte, die Bojaren für die Kaiserin stimmten, das Volk stürmisch zum Anschlusse an Cantacuzeno drängte, hatte der letztere bereits, weittragender als er selbst ahnen mochte, über das Schicksal seines Landes und seiner Zeit entschieden. Von den christlichen Fürsten im Stiche gelassen, oder durch allzu langes Zögern peinlicher Ungewißheit preisgegeben, rief er racheschnaubend die Türken herbei.

Wenn zwei im Streite sind, freut sich der dritte, sagt ein altes Sprichwort, und dieser dritte war hier der Türke, dem die durch Parteihader zerrissenen und geschwächten Länder des Kreuzes im Osten nach und nach wie zum Abfallen reife Früchte in den Schos sanken.

Im Jahre 1444 glänzte der siegreiche Halbmond von dem Juwel der Christenheit, der vielbesungenen Sophien-

kirche, und kurz darauf, nach siebenundvierzigjährigem Todeskampfe, lag auch der bulgarische Löwe, von der seidenen Schnur erdrosselt, todt zu den Füßen des übermüthigen Bezwingers.

Todt, so glaubte man, doch es war nur ein tiefer, ohnmachtähnlicher, fünfhundertjähriger Schlaf, aus dem ihn der Kanonendonner von 1877 zu neuem Leben erweckte. Noch ruht er, an allen Gliedern gelähmt, ungefährlich an russischer Kette und schüttelt sich nur zeitweilig leise vor den halb neugierig, halb befremdet dreinschauenden Nachbarn. Doch ist es wirklich ganz ungefährlich für die Ruhe Europas, ein Ungethüm wieder aufzurütteln, das durch sein wildes Vorwärtsdrängen Byzanz 700 Jahre in Aufregung und Unruhe hielt?

Heute ist der Halbmond tiefer gesunken als jemals der Stern von Byzanz; seine einst furchtbare Macht durch innere Fäulniß auf immer gebrochen; und die historischen Traditionen wirken stark und lange in jedem Volke fort. Unsichtbar nehmen sie Herz und Sinn gefangen, aus der Klage wird Sehnsucht — aus dem Wünschen Wollen — und im geeigneten Augenblicke kann das Wort That werden.

Auch der Löwe von Bulgarien könnte wieder Hunger nach Mehr verspüren. Wie, wenn der Wiedererweckte seinen sorgsam hütenden Wärter von sich stößt? Wenn sein Gebrüll zum Weckrufe auf der Balkanhalbinsel wird und er die Verwirklichung der uralten Idee von einem südslawischen Zarenreiche mit dem Throne in Byzanz anstrebt?

Trotz Victor Hugo und dem Friedenscongreß in — Petersburg — dürfte das Jahr 2000 kaum schon den Weltfrieden begrüßen.

Zur innern Geschichte des Socialismus.

Von

W. H. Riehl.

Der Socialismus ist seiner Natur nach geschichtslos, ja ein Protest gegen die Geschichte. Er will ein von Grund aus neues Culturleben der Völker aufbauen, nicht einmal aus den Trümmern des Alten, sondern auf neuem und reinem Boden. Erkennt er auch vielerlei Resultate der bisherigen Cultur an und möchte sie in sein neues Reich mit herübernehmen, so erscheinen ihm doch die bewegenden Mächte der Geschichte von Anbeginn bis auf diesen Tag verkehrt, der ganze Grundbau unserer Volksgesittung haltlos und planlos. Unsere gepriesene Cultur — so meint der Socialist — ist bisjetzt weit überwiegend bestimmt und gestaltet worden durch die Gewalt und den Zufall, diese zwei souveränen Großmächte, welche die Welt beherrschen. Der „Gewalt" aber liegt der Egoismus zu Grunde, den wir brechen müssen, und dem Zufall die Unvernunft, dem „Zufall", welcher alles das umschließt, was wir „Noth" nennen und verzagten und abergläubisch beschränkten Sinnes als göttliche Nothwendigkeit erfassen, da doch der freie Geist vielmehr begreifen sollte, daß für die fortschreitende Menschheit zuletzt keine Noth mehr nothwendig sei.

Die Geschichte ist den Socialisten immer unbequem gewesen, so unbequem wie die Nationalökonomie und Statistik. Sie vermeiden den Weg historischer Forschung und

ihre Systeme, soweit sie diesen Namen verdienen, sind vielmehr philosophisch constructiv.

Trotzdem fordert der Socialismus die historische Darstellung heraus, ja er kann nur als geschichtliche Thatsache vollauf erkannt und gewürdigt werden und muß sich insofern doch dem Gesetze der Geschichte beugen, welches das ganze Leben der Menschheit beherrscht und welches er so gern durch eine bloße Construction a priori auf Grund allgemeiner Ideen ersetzen möchte.

Ich werfe hier einen Blick in die innere Entwickelungsgeschichte des Socialismus, nicht um einen auch nur flüchtigen Abriß derselben zu geben, sondern lediglich, um die Aufmerksamkeit auf einige Thatsachen zu lenken, die für die Erkenntniß des Wesens alles alten und neuen Socialismus und seiner Ausbreitung maßgebend sind.

I.

Zwei Phänomene fordern die Aufmerksamkeit des Culturhistorikers und Geschichtsphilosophen ganz besonders heraus. (Aber der rechte Culturhistoriker ist immer zugleich Geschichtsphilosoph.)

1) Der Socialismus begann in den idealen Sphären der Wissenschaft und im langsamsten Vorschreiten, in Stufenfolgen, die nach Jahrhunderten zählen, ins Volksbewußtsein herabzusteigen.

2) Der Socialismus blieb erstaunlich lange Zeit theoretisch, literarisch, poetisch, also für den Realpolitiker gefahrlos und gleichsam nicht vorhanden, eine Utopie, bis bestimmte Prämissen im Volksleben eintraten, welche die ungelehrten Volksschichten empfänglich machten, jene Theorien halb verstanden und misverstanden aufzunehmen und mit Leidenschaft deren Umsetzung in die Praxis zu versuchen.

Der theoretische Socialismus war jahrhundertelang schlummernd vorhanden, wie gewisse Krankheitskeime, bis der Boden empfänglich geworden war, worin dieselben aufgehen und sich epidemisch ausbreiten konnten. Denn er gehört zu den Geistesepidemien der Menschheit, die ähnlichen Gesetzen unterworfen sind wie die leiblichen Epidemien.

Nur diese beiden Phänomene will ich in meiner Betrachtung historisch erläutern.

Der Socialismus beginnt in der Theorie als philosophisches System. Er ist überhaupt bisjetzt nur im System voll und ganz vorhanden. Alles, was wir von socialistischer Praxis erlebten, waren vereinzelte, mehr oder minder inconsequente Versuche, gleichviel, ob sie den Systemen vorangegangen oder durch dieselben angeregt worden sind.

Ist der Grundgedanke des Socialismus auch bekannt, so muß ich ihn hier doch vorerst in wenigen Worten feststellen, um nicht misverstanden zu werden. Denn gar häufig verwechselt man hier einzelne wechselnde Symptome mit dem Princip.

Der Socialist erstrebt vollkommen planmäßige Gerechtigkeit in der Wirthschaft und Bildung aller Menschen, damit sich auf Grund dieser Gerechtigkeit die allgemeine Glückseligkeit triumphirend erhebe. Er erstrebt dieses Ziel durch eine radical neue Organisation der Arbeit, des Eigenthums und der Bildung. Da aber das Volk unter dem Gesichtspunkt dieser drei Kategorien nichts anderes ist, als was wir „Gesellschaft" nennen, so kann man auch sagen, der Socialismus erstrebt den radicalen Neubau einer Gesellschaft, in welcher jeder nach seinen Trieben und Talenten die rechte Arbeit erhalten, jede Arbeit gerecht belohnt, jedem Arbeiter die befriedigende Existenz verbrieft werden soll. Das persönliche Eigenthum will er nicht aufheben; er erkennt es aber nur insoweit an, als es die gerecht zugemessene Frucht

der persönlichen Arbeit ist, und gestattet darum kein Erbrecht. Die Beseitigung der Ehe und Familie ist mit vielem andern nur nothwendige Folge, nicht Ausgangspunkt dieses Reformplans.

Das systematische Wesen des Socialismus wird vollends klar in Vergleichung mit dem Communismus. Der Communist strebt nach Gleichheit; der Socialist nach Gerechtigkeit. Der Communist will die Gleichheit durch Gütergemeinschaft herstellen. Das ist ein höchst einfaches Programm. Es setzt kein System voraus, es gibt keinen Anlaß zu mannichfaltigen Problemen und läßt sich mit roher Gewalt und schließlich nur mit Gewalt durchführen. Daher gibt es im Grunde nur Eine Art von Communismus, aber unzählige Spielarten des Socialismus. Der Socialismus ist weit feiner als der Communismus, und die Frage, auf welche Weise jene Gerechtigkeit und Glückseligkeit erzielt werden soll, läßt eine grenzenlose Zahl verschiedener Beantwortungen zu.

Jeder Socialist, gleichviel ob in der Bluse oder im Gelehrtentalar, ist Doctrinär; die Communisten sind niemals Doctrinäre gewesen, sondern Männer der That, und der Anstoß zur Gewaltthat socialistischer Fanatiker ging meist aus der Mitwirkung communistischer Inspirationen hervor. Der echte Doctrinär verschließt sich zwar keineswegs dem Studium fremder Systeme, hält aber sein eigenes für das allein richtige und glaubt, daß es kraft der ihm innewohnenden Wahrheit naturnothwendig zum Siege kommen müsse. Er ist geduldig wie alle selbstgenügsamen Leute und wartet tausend Jahre auf diesen Sieg. Der Communist ist nicht geduldig. Babeuf und Fourier bezeichnen diesen Gegensatz; — der Communist Babeuf, welcher alle Menschen sofort gleichmachen will, nöthigenfalls mittels Abschneidens der hervorragendern Köpfe, und der Socialist Fourier, der in rührender Geduld jahrelang auf den von seinen Ideen besiegten

Kapitalisten wartet, welcher ihm eine Million brächte als Grundstock zur friedlich sich von selbst vollziehenden Umgestaltung der ganzen Welt nach seinem Ideale.

So gegensätzlich Communismus und Socialismus sind, und im Grunde nur in der Negative einig, so haben sie sich doch partiell verbunden. Der Ikarier Cabet bietet das classische Beispiel dieser Allianz, und der vulgäre Sprachgebrauch, welcher Communismus und Socialismus fortwährend durcheinanderwirft, das sehr unclassische.

Der Socialismus beginnt als System und wird immer systematisch bleiben; darum steht ihm die naive Bildung fern. Unser Bauer hat kein Herz für den Socialismus, den er nicht begreift, und der Arbeiter in seiner Halbbildung ist nicht durch sich selbst, sondern durch seine geistigen Führer zu socialistischen Neigungen gekommen. Das naive Mittelalter (die Periode der Flegeljahre der neuen europäischen Menschheit) stand dem Socialismus fern. Wenn in Rußland neuerdings der Socialismus Wurzel gefaßt hat, so sind es nicht die communistischen Traditionen des alten Moskowiterthums, die dazu verlockten, sondern die westeuropäische Halbbildung in ihrem Zusammenflusse mit der naiven Uncultur des Volkes.

Der Ahnherr des modernen Socialismus, Platon, war ein Philosoph, der zugleich Poet war, und sein classisches Werk, seine Republik, zeigt uns, wie oft der Philosoph bei ihm vom Poeten ist überflügelt worden.

Die Stufenjahre der socialistischen Systeme in der Culturgeschichte sind: das griechische Alterthum, die Renaissancezeit, und die moderne Revolutionsperiode, Epochen, in welchen der philosophische und künstlerische Geist ganz besonders herrschte, oder auch der Drang allgemein vorhanden war, mit dem Alten bewußt zu brechen und eine neue Welt, eine Herrschaft des Geistes zu gründen.

Wir könnten aber auch in anderer Weise periodisch gliedern und sagen: es gibt Zeiten des Socialismus als System, des idealen Socialismus und Zeiten der praktischen Versuche. Die erstern gehen voraus. So war das erste Dritttheil unsers Jahrhunderts überaus fruchtbar an socialistischen Theorien. Von da aber trat Stillstand auf diesem Gebiete ein und es folgte die Zeit der praktischen Versuche.

Wenn der Socialist a priori eine neue Welt mit neu treibenden Kräften der Gesellschaft philosophisch aufbaut, so nimmt er dabei in der Regel die Poesie zu Hülfe. Das Phantasiegebilde der besten Gesellschaft erscheint ihm entweder, wie bei Plato und Fourier, in der Zukunft, oder — wie schon beim Platoniker Hekatäos von Abdera, bei Morus und Campanella — in einem fernen Lande, auf einsamer Insel. Die kühne poetische Phantasie erhob sich dabei mitunter bis zur Dichtung einer Kosmogonie.

In den fruchtbarsten Zeiten des idealen Socialismus war allemal Philosophie und Kunst überwiegend culturmächtig im Völkerleben. Man braucht nur die philosophisch-künstlerische Periode des Anfangs unsers Jahrhunderts mit der realistischen Gegenwart zu vergleichen, in welcher die socialistische Systematik abgenommen hat, um diesen Gedanken bestätigt zu finden.

Nicht wenige sociale Revolutionäre sind nebenbei Poeten gewesen und haben ihre Gedanken auch in Versen niedergelegt, was man von politischen Revolutionären gewiß selten wird behaupten können. In der politischen Poesie folgt der Sänger den Ereignissen, welche die Staatsmänner und Krieger gemacht haben; in der socialistischen möchte der Socialist als sein eigener Sänger der Prophet der Ereignisse werden.

So gestaltet sich die Geschichte der socialistischen Systeme zugleich als ein Stück Literaturgeschichte, freilich sehr ab-

sonderlicher Art. Es ist jene Geschichte der Staats- und Gesellschaftsromane, die uns Robert Mohl zuerst übersichtlich klar zeichnete. Kein anderer Zweig der politischen Literatur bietet entfernt ein ähnliches Bild.

Aber auch die selbständige Kunst hat nicht selten den Socialismus gefördert, indem sie seine Klagen und seine Sehnsucht illustrirte. Eugen Sue's „Pariser Geheimnisse" haben ihren Platz in der Geschichte des französischen Socialismus so gut wie verschiedene Gedichte Freiligrath's in der Geschichte des deutschen.

Ein Blick in neue und neueste Zeitschriften und Flugblätter des Socialismus zeigt, wie gern man zu Bild und Vers greift, um den Leuten einleuchtend zu machen, daß man den Tempel der Gesellschaft an Einem Tage abreißen und wieder aufbauen müsse.

Denn der Aufbau einer neuen Welt a priori liegt den meisten Menschen, auch den gebildeten, doch gar fern. Ein jeder macht sich zwar gern seine philosophischen Gedanken, wie ein jeder zählt und rechnet, aber die Philosophie ist darum doch sowenig wie die Mathematik eine besonders populäre Wissenschaft. Die Socialphilosophie bedarf der Umsetzung in die poetische Form, um auf weitere Kreise zu wirken.

Das gibt jedoch zunächst „Gedankenpoesie", wie sie etwa Campanella gedichtet hat, und diese ist wiederum die mindest gemeinverständliche und fesselnde Gattung der Dichtkunst. Volksthümlich poetisch wirkt vielmehr die Thatsache und das sinnliche Bild. Die meisten Menschen werden wol ergriffen von dem Schmerzensbilde des Individuums oder einer darbenden Schar ihrer Mitmenschen, während sie bei den Schmerzen der ganzen Menschheit kalt bleiben. Das Bild der Noth der schlesischen Leinweber, des Elends des literarischen Proletariats poetisch concret gemalt, hat vor Jahren

manchen dem Socialismus nahe geführt, der sich durch die unendlich viel größere Noth der ganzen Welt niemals aus seiner Zufriedenheit hätte herausreißen lassen.

Der Zusammenhang der Geschichte des Socialismus mit der Geschichte der Kunst und schönen Literatur ist noch darzustellen; namentlich böten hier unsere neuern und neuesten nach Sensation und Emotion haschenden, von Pessimismus durchdrungenen Schriften reiches Material. Der schleichende Socialismus, meist unbewußt demjenigen, der in ihm befangen ist, wirkt oft gefährlicher als der offenbare. Die feinsten, unsichtbaren Fäden sind auch hier die festesten; die groben, welche sich dem Auge jedes Polizeibeamten offenbaren, zerreißen weit leichter.

Wie die Leiden des Einzelnen uns leichter erregen als die Leiden der Gesammtheit, so fassen wir auch leichter ein Herz für die Errettung des Einzelnen. Der Socialismus fällt aber von sich selbst ab, wenn seine Errettung nicht die ganze Menschheit auf einmal umfaßt. In diesem Dilemma liegt seine Kraft und seine Schwäche. Solange er sich selbst getreu ist, bleibt das philosophische System zugleich ein poetisches Phantasiegebilde und richtet praktisch wenig aus. Sowie er aber den Versuch zur That machen will, muß er seinen universellen Grundgedanken beiseitesetzen und die sociale Frage individualisiren.

Die Poesie des Socialismus ist die Poesie des Elends, welches jeder mit Händen greift, oder die Poesie des Paradieses, welches ewig fern liegt. Was zwischen diesen beiden Polen steht, das reale Echt-Menschliche, liegt dieser Poesie seitab. Der größte Meister des poetischen Realismus, Shakspeare, hat darum in einer socialistisch angehauchten Zeit in seinem „Sturm“ den Socialismus viel mehr gegeißelt als verherrlicht.

Die Geschichte des modernen Socialismus geht vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Sociale Systeme und Romane folgen sich seit Morus bis heute in ununterbrochener Kette; aber obgleich Noth und Elend im 16. Jahrhundert unendlich viel größer waren als im 19., so fanden doch die praktischen socialistischen Versuche damals keinen Boden. Die Socialisten jener Zeit: Campanella, Andreä, Bacon, Harington, Vairasse, blieben sich selbst getreu und sprachen und dichteten von der Noth und der Glückseligkeit der Menschheit. Sie vergaßen darüber, dem Einzelnen zu zeigen, wie schlecht es ihm gehe und wie gut sie es ihm machen könnten.

Dieser Gedankengang führt uns, so sprunghaft dies auch scheinen mag, auf das Räthsel der modernen Arbeiterfrage. Es ist eine falsche Ansicht, daß die sociale Frage ausschließend oder überwiegend wurzele in dem unbefriedigten Dasein der Fabrikarbeiter, in dem Misverhältniß von Arbeitslohn und Kapitalrente und im Elende des Fabrikproletariats. Sie berührt alle Stände von oben bis unten, aber indem man sie localisirte, indem man bei den Arbeitern anfing und sich zunächst auf die Arbeiter beschränkte, wurde der ideale Socialismus gemeinverständlich, und wenn seine letzten Ideale auch nicht verstanden wurden, so wurden es doch seine sehr realen Anklagen und Verheißungen. Er fand eine Gefolgschaft außerhalb der gelehrten Welt, und eben diese Gefolgschaft hatte er in den vorangehenden Jahrhunderten nicht gefunden.

Könnten wir die Arbeiterfrage heute beseitigen, so wäre der Socialismus damit nicht aus der Welt geschafft, aber er wäre vielleicht wieder vom praktischen Versuch in die luftige Höhe philosophischer Speculation und poetischer Phantastik hinaufgeschnellt seinem eigensten Wesen zurückgegeben und darum bis auf weiteres unschädlich gemacht, bis auf

weiteres, d. h. bis es ihm wieder gelänge, sich auf einem andern Punkte zu individualisiren.

Meiner Behauptung, daß der Socialismus zuerst und erstaunlich lange blos System gewesen, könnte man vielleicht entgegenstellen, daß der spartanische Socialismus doch älter sei als die spartanische Republik und daß das socialistische Reich der Wiedertäufer den socialistischen Romanen des 16. und 17. Jahrhunderts vorangehe. Allein Fragmente einzelner praktischer Einrichtungen, mit welchen der Socialismus sympathisirt und die seine Ausbildung gefördert haben, sind noch lange kein Socialismus. Sie ziehen sich freilich durch die Geschichte fast aller Völker. Sie finden sich bei den alten Mexicanern so gut wie in der ältesten Geschichte der Slawen und der Deutschen. Der Socialismus will eine gleichheitliche und allgemein durchgeführte Gerechtigkeit. Ein Staat, welcher Sklaven und Heloten hat, wie der spartanische, ist kein socialistisches Gemeinwesen. Seiner Natur nach kann der Socialismus sich nicht auf bloße Verhältnisse und Gruppen begrenzen. Die alte deutsche Feldgemeinschaft, obgleich sie auch eine Arbeitsorganisation im Rahmen gemeinsamer Gewähr, gemeinsamer Aufsicht und Bevormundung gewesen ist, war nicht socialistisch, sowenig wie die alte deutsche Waldfreiheit, die wir heute noch bewahren mögen, communistisch war. Die Verfassung eines Möchsordens, der die Welt flieht, mag viele socialistische Züge bieten. Von einem wirklichen Socialismus ist sie weit entfernt und die sämmtlichen Bettelmönche des Mittelalters haben den Socialismus in ihrer Zeit nicht zu erwecken vermocht, sie hätten sonst trachten müssen, die ganze Welt in ein Kloster zu verwandeln. Der Socialismus strebt entweder ein neues, gleichheitliches Evangelium der ganzen Menschheit zu bringen, oder er fällt von sich selber ab. Auch hier wie überall erscheint der Individualismus als der

wahre Gegensatz des Socialismus, und Sparta war nicht minder individualistisch wie die Bettelmönche.

Sowenig wir solche einzelne Einrichtungen eine socialistische Gemeinschaft nennen, ebenso wenig dürfen wir dann auch Schriftsteller, welche vereinzelte Gedanken socialistischer Natur epochemachend ausgesprochen haben, zu den Socialisten zählen.

Aus diesem Grunde war darum auch Rousseau kein Socialist, obgleich ihn später die französischen Socialisten und Communisten als ihren Propheten feierten.

Eine Ueberschau der Geschichte des idealen Socialismus zeigt uns folgendes überraschende Bild.

Zuerst erscheint Plato, der sein Vaterland retten und den Egoismus brechen will im verheißenen Paradiese seiner „Republik". Es folgen die Platoniker zur Zeit Alexander's des Großen, die in ihren verlorenen Schriften höchst wahrscheinlich die Ideen Plato's in phantastische Formen gegossen haben. Rom nährt sich von griechischer Philosophie, aber die Römer, die größten Realpolitiker der Weltgeschichte, haben kein neues System des Socialismus ausgesonnen. Das Mittelalter schafft historisch neue Völker und eine neue Gesellschaft. Es hat nicht Athem und Zeit zu gemeinschaftlicher Construction. Es vergaß Plato über Aristoteles. Auf Rafael's „Schule von Athen" deutet Plato, der Poet und Idealist, gen Himmel, Aristoteles, der Realist, zur Erde. Aristoteles geht in seiner „Politik" von der Familie und den historischen Staatsformen aus, um zuletzt zu den Ursachen des einbrechenden Verfalls und zu seinen Idealen zu kommen. Er verbindet den Historiker mit dem Philosophen und konnte darum nicht zum vollen Socialismus Plato's kommen, obgleich auch er als echter Grieche stellenweise socialistischen Gedanken verfällt. Verderbt, halb verstanden und scholastisch eingeschnürt, hat aber der mittelalterliche

Aristoteles das Mittelalter dennoch vor dem Socialismus bewahren helfen.

Länger als tausend Jahre dauerte der Schlummer der socialistischen Systematik. Dann kommt die Renaissance mit ihrem Wiedererwachen der antiken Kunst und Philosophie, mit ihrer neuen Poesie, mit ihren neuen Fragen nach den Gründen des Daseins, mit ihrem Aufbau einer neuen Welt auf den Trümmern des Mittelalters, und mit der Renaissance ersteht Plato wieder und mit Plato erwacht der systematische Socialismus aufs neue. Thomas Morus, der Kanzler von England, schreibt seine „Utopia“ lange vor seinem persönlichen Unglück. Er schreibt das Buch nicht, um sich wie Boethius mit seiner „Consolatio philosophiae“ über das eigene Unglück, sondern um sich im persönlichen Glücke über das Unglück der Welt zu trösten.

Campanella vergißt die Leiden seines Kerkers, indem er die Menschheit zur Glückseligkeit führt im Sonnenstaate. Johann Valentin Andreä vergißt die Leiden des Dreißigjährigen Krieges, indem er sich in seine Stadt Christianopolis träumt. Und nun folgen sich Systeme und Romane Schlag auf Schlag. Der Socialismus sucht sich seine Bundesgenossen in der Literatur, bei den Gelehrten, bei den Denkern und Dichtern und Menschenfreunden.

Wiederum ersteht er neu am Schlusse des philosophischen 18. Jahrhunderts, um die Welt dann im 19. thatsächlich zu verwirren. Das Gefährliche dieser Verwirrung liegt aber nicht in der drohenden Gewalt, noch in der Aufhetzung einer Klasse der Gesellschaft gegen die andere, auch nicht in dem offenen Kampfe gegen den modernen Staat, der sich seinen Boden nicht unter den eigenen Füßen wegziehen lassen will, — dies alles mag gefährlich sein, aber es ist die geringere Gefahr, — die größere droht auf idealem Gebiete,

sie droht durch eine neue Weltanschauung, welche, wofern sie zur allgemeinen Geltung käme, unsere ganze bisherige Cultur in Trümmer legen würde. Vor allem aber würde in Nichts zerfallen das höchste Gut, die individuelle Freiheit, ein Gut, welches mit all der Noth und all den Zufällen unsers jetzigen Daseins nicht zu theuer erkauft ist.

Im Eingang dieses Abschnitts nannte ich es ein culturgeschichtliches Phänomen, daß der Socialismus auf den idealen Höhen der Philosophie und Poesie begonnen habe, um langsamsten Schrittes allmählich ins Volksbewußtsein herabzusteigen. Auffallender noch ist vielleicht die Thatsache, daß dieser theoretische Socialismus so lange schlummern, so lange vergessen werden konnte — von der Zeit Alexander's des Großen bis zur Renaissance — um dann wieder zu erwachen, und daß er noch in den letzten drei Jahrhunderten seine wechselnden kleinern Perioden des Vergessenseins und Wiederauftauchens gehabt hat. Im realen politischen Leben der Völker kommt dergleichen nicht vor. Da reiht sich Glied an Glied in ununterbrochener Folge. Allein die Geschichte der Wissenschaft und mehr noch der Kunst bietet die schlagende Analogie jenes Schlummerns und Erwachens. Die antike Kunst und Wissenschaft konnte von Jahrhunderten vergessen werden und doch wieder aufleben, die mittelalterliche Kunst konnte durch Jahrhunderte schlafen, Shakspeare konnte dem Bewußtsein ganzer Generationen verloren gehen und dennoch wiederkommen. Und solange der Socialismus überwiegend ein Gegenstand philosophischen Denkens und poetischen Träumens war, theilte er das gleiche Schicksal.

Erst mit dem Versuch, die bloße — zerstörende und aufbauende — Weltanschauung in die zerstörende und aufbauende That umzusetzen, änderte sich die Sache.

Es waren und sind aber bestimmte historische Prämissen

dieses Ueberganges vom System zur Ausführung, vom Wechsel des Schlummerns und Erwachens zum fortdauernden Weben und Schaffen nöthig, und von diesen Prämissen will ich nun noch handeln.

II.

Der theoretische wie der praktische Socialismus kann stets nur unter folgenden Vorbedingungen historischer Zustände zur Blüte kommen.

Er setzt voraus 1) große wirthschaftliche Krisen und Katastrophen, deren Grund und Nothwendigkeit die Betroffenen nicht verstehen; 2) eine sociale Neugestaltung, die sich noch in ihrem ersten, gärenden Stadium befindet; 3) Erschütterung des öffentlichen Rechtsbewußtseins und des Glaubens an den Fortbestand der staatlichen Einrichtungen; 4) Erschütterung des religiösen Glaubens; 5) eine starke Concentration, ja Uebermacht der staatlichen Gewalt.

Wir wollen auf diese historischen Vorbedingungen näher eingehen. Der Socialismus setzt große wirthschaftliche Krisen und Katastrophen voraus. Wenn die Werth- und Preisverhältnisse sich neugestalten, wenn ein neuer Gegensatz von reich und arm jäh und unvermittelt sich geltend macht und der Grund dieser Umgestaltung zunächst noch verschleiert erscheint, dann ist eine günstige Zeit zur Ausbildung socialistischer Theorien und Bewegungen.

Ich fasse drei Geschichtsperioden erläuternd ins Auge. Zunächst das 16. Jahrhundert.

In der Zeit von 1530—50 bemerkte man in Deutschland und anderswo mit Staunen, daß der Marktpreis fast aller Bedürfnisse plötzlich in die Höhe ging. Man vermochte den Grund dieser Thatsache nicht zu erkennen. Luther schrieb ihn dem Wucher der großen Kaufherren zu, Hans

Sachs der herrschenden Habgier im allgemeinen, Hutten dem gesteigerten Luxus, Sebastian Frank dem gegenseitigen Hinauftreiben der Preise durch die Hetzjagd der Concurrenz; andere suchten die Ursache in der Münzverschlechterung. Alle diese Gründe mochten einiges für sich haben, allein die wahren Ursachen erkannte damals niemand. Sie lagen in der vermehrten Einfuhr der Edelmetalle aus den neuentdeckten Ländern, mehr noch in der völligen Aenderung des Handels durch die neuen Handelswege, in dem gesteigerten, raschern Geldumlauf und im vollen Uebergang der mittelalterlichen Naturalwirthschaft zur modernen Geldwirthschaft, in dem Monopolsystem der großen Kaufleute und in dem monopolistischen Colonialsystem der herrschenden Seemächte.

Die aufständischen Bauern und die Wiedertäufer reflectirten freilich nicht über solche volkswirthschaftliche Räthsel. Allein die Entrüstung über den ebenso unerhörten als unverstandenen Druck des entwertheten Geldes half sie reif machen zur Revolution; wie das dunkle Gespenst des Wuchers, des „Fuggerns" und „Nürnbergisch Handelns" ohne Zweifel auch die Utopien eines Morus förderte und den Anklang mehrte, welchen sie bei den gelehrten Zeitgenossen fanden.

Eine ähnlich gewaltige wirthschaftliche Katastrophe vollzog sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Neugestaltung des europäischen Staatensystems nach dem Sturze Napoleon's. Die Französische Revolution und die Napoleonischen Kriege hatten einen gewaltigen Wechsel aller Besitzverhältnisse zur Folge. Allein man vergaß denselben zunächst über den ungeheuern politischen Katastrophen. Die volle Wirkung aber und klare Anschauung dieser neuen Zustände trat erst zu Tage, nachdem die großen Kriege zu Ende gegangen waren, nachdem Europa sich wieder zu neuem wirthschaftlichen Leben zu sammeln begann, nachdem

die Schranken des Napoleonischen Continentalsystems gefallen waren, also um 1815.

England und die fremden Welttheile, welche geraume Zeit abgeschlossen waren vom continentalen Europa, traten damals, gleichsam neu, wieder ein in die allgemeine Handelsgeschichte. Zum Staunen der Welt hatte sich die moderne Industrie in Großbritannien zu entwickeln begonnen, langsam, aber unaufhaltsam begann der Industrialismus seinen Einzug auch auf dem Festlande. Die moderne Börse erstand: die Abtragung der Kriegsschulden und die Ordnung neuer Staatswesen bedingte große Geldanleihen. Der Staat erschien als der größte Geldhändler auf dem Markt. Aus unscheinbaren Anfängen erstanden weltbeherrschende Bankhäuser. Wir traten in ein ganz neues, noch wenig geordnetes, noch weniger verstandenes wirthschaftliches Leben, und die damals begonnene Neugestaltung der nationalökonomischen Zustände hat sich nun in ununterbrochenem Flusse weiter entwickelt bis zur Gegenwart; sie wird erst in Zukunft ihren Abschluß finden, um neuen Räthseln Platz zu machen. Nichts ist selbstverständlicher und nichts ist schwerer begreiflich als die Gesetze des Weltmarktes.

Eine vieljährige, eifrige Arbeit der Wissenschaft ließ uns allmählich die neuen Thatsachen, Krisen, Katastrophen und ihre Motive begreifen. Allein dem Mindergebildeten war und blieb es dennoch unklar, warum Völker und Individuen, Stände und Berufe so plötzlich reicher oder ärmer geworden waren.

Es ist nichts Zufälliges, daß gerade die Zeit von 1815—48 ganz außerordentlich fruchtbar gewesen ist in der Ausbildung socialistischer Theorien, ja daß sie eigentlich die reichste Blütezeit des idealen Socialismus war. Ich brauche nur an Saint-Simon, Bazard, Fourier, Proudhon und Robert Owen zu erinnern.

Die Revolution von 1848 brachte einen Stillstand in der Entwickelung dieser Theorien, aber die praktische Agitation begann seitdem um so eifriger zu arbeiten, wiederum unterstützt durch eine gesteigerte wirthschaftliche Krisis. Die neuentdeckten Goldschätze Californiens und Australiens und der unermeßlich gesteigerte Verkehr schufen eine Entwerthung des Geldes und also eine Steigerung der Preise, welche die große Krisis von 1540 wol noch übertraf. Lag auch die Einsicht in die Gründe jetzt bei erhöhter volkswirthschaftlicher Bildung den Wissenden näher, so ist sie doch bis auf diesen Tag noch immer der größern Masse des Volks verschlossen und am wenigsten fand diese Erkenntniß Eingang bei den durch die veränderten Werthverhältnisse am unmittelbarsten im Guten und Schlimmen mitbetroffenen Arbeiterklassen.

Wir können solche wirthschaftliche Krisen vom weltgeschichtlichen Gesichtspunkte betrachten; dann erscheint uns die große moderne Epoche seit der Renaissance als eine einzige noch lange nicht abgeschlossene ökonomische Katastrophe, in ihren Hauptpunkten bezeichnet durch den wachsenden und neugeordneten Volkswohlstand des 16. Jahrhunderts; dann durch das ebenso gewaltige Sinken desselben (namentlich für Deutschland) im 17. und 18. Jahrhundert; endlich durch die Wiedererhebung im 19. Diese ungeheuern Contraste einer reichen und armen Zeit sind auch dem dämmernden Bewußtsein des bildungsarmen Volkes nicht unbekannt geblieben. Der Periodengegensatz von reich und arm steigert und verwirrt sich aber noch dadurch, daß nicht alle großen europäischen Culturvölker gleichzeitig denselben Gang durchmachten. Holland, Frankreich und England blühten im 17. und 18. Jahrhundert auf, wo Deutschlands Wohlstand tief danieder lag. Den unvermittelten und selten verstandenen Contrast des Reichthums und der Armuth hart nebeneinander haben wir also hier in völkergeschichtlicher Thatsache.

Dieser Contrast wiederholt sich aber auch durch unsere moderne Volkswirthschaft örtlich im Kleinen, und der Schauplatz, wo die rasche Bewegung des Besitzes und folglich das schroffe Nebeneinander von arm und reich täglich auch dem blödesten Auge erkennbar wird, sind dann die modernen Fabrik- und Handelsstädte, die großen Centren moderner Wirthschaft. Auf der Gasse beobachtet hier der Ungebildete die Bewegung des Besitzes, die er halb versteht, und neigt sein Ohr darum doppelt leicht socialistischen Gedanken, die er gar nicht versteht. Es gibt zwar auch ländliche Gegenden, mit ähnlich schroffem Gegensatz des reichen Grundbesitzers und des armen kleinen Mannes; allein den Besitzverhältnissen fehlt hier die Beweglichkeit, welche ihnen im städtischen Leben eignet, und so konnte auch die sociale Wirkung dieser täglich geschauten Contraste auf das arme Landvolk nicht die gleiche sein wie bei den Arbeitern in den Städten. Denn nicht sowol der offenkundige Reichthum regt auf als das Räthsel seiner überraschenden Bewegung.

In den persönlichen Schicksalen berühmter Stimmführer des Socialismus sehen wir im kleinsten Bilde den gleichen Einfluß wirthschaftlicher Katastrophen. Es ist nichts Zufälliges, daß der Begründer des modernen Socialismus Graf Saint-Simon als ein Mann begann, der mit allen Glücksgütern aufs reichste gesegnet war, daß er dann Hab und Gut durch die Französische Revolution wie durch eigene Schuld zum größten Theil verlor, später wieder zu reichem Besitze kam, um zuletzt ins tiefste Elend zu versinken. Es ist nichts Zufälliges, daß Robert Owen, der in England den Socialismus zu eigenthümlicher Form entwickelt hat, als armer Junge seine Laufbahn begann, um zuerst durch einen Glücksfall, dann durch angestrengteste Arbeit zu außerordentlichem Reichthume zu gelangen, während ihm der weitere Verlauf seines Lebens wiederum ungeahntes, selbst von

seinem scharfen Geiste unbegriffenes wirthschaftliches Misgeschick brachte.

Ein jäher Besitzwechsel, dessen Nothwendigkeit der Einzelne sowenig erkennt wie ganze Volksgruppen, führt natürlich zu der Frage, ob unsere ganze Besitzordnung denn überhaupt eine vernünftige sei und ob die Gesetze, nach denen angeblich Arbeit und Besitz sich gestalten, nicht vielmehr Willkür und Zufall seien, denen wir den unverdienten Namen von Gesetzen geben?

Als zweite historische Prämisse des Socialismus bezeichnete ich die Umgestaltung der Gesellschaft, in jenem frühesten Stadium, wo ein neuer Aufbau des socialen Lebens in seinen dunkeln ersten Anfängen sich zu erheben beginnt.

Das 16. Jahrhundert, die Zeit des Aufkeimens des modernen Socialismus, sah, wie die mittelalterlichen socialen Einrichtungen allmählich unterwühlt wurden und zusammenbrachen. Adel und Klerus hatten ein gutes Theil ihrer alten Macht verloren, obgleich sie den Anspruch derselben behaupteten. Die Städte waren reich und mächtig geworden, der Bürger fühlte sich in seiner Freiheit, aber angesichts der neuen, concentrirten Fürstengewalt konnte die alte Autonomie des Bürgerthums sich doch nicht behaupten. Die mächtigen Corporationen, die Geschlechter und Zünfte lockerten sich in ihrem innern Bestande, behielten aber die äußere Schale ihrer Verfassung, ihre Bräuche und Ansprüche bei. Der hörige Bauer regte sich, um auch zu seinem Rechte zu gelangen, unterlag aber mit seinen Ansprüchen, um dann in so tieferes Elend zurückzusinken. Gerade diese Halbheit in sich berechtigter, aber noch unreifer Neuerungen mußte zum Zweifel an dem Rechtsbestand der ganzen socialen Verfassung führen, ohne daß ein klarer Plan, wie nun ein Neubau

erfolgen könne, im Geiste der Zeit bereits vorlag. Und gerade solche Halbheit ist die rechte Vorbedingung zum Aufblühen socialistischer Ideen.

War die mittelalterliche Gesellschaft unterwühlt im 16. Jahrhundert, so brach sie zusammen in der Französischen Revolution. Zum ersten mal wurde ein sociales Grundgesetz für die ganze Menschheit verkündet, in der Erklärung der Menschenrechte, — das Gesetz der Gleichheit. Allein wenn man auch in Paris mit kühner Hand die Abschaffung aller Privilegien vollzog und auf völlig neuer Grundlage eine neue Gesellschaft zu erbauen versuchte, so gelang dies doch nicht. Das thatsächliche Resultat war vielmehr der Sieg des dritten Standes, des Bürgerthums, gegenüber der früher bevorrechteten Aristokratie des Adels und des Klerus. Das Mislingen des radicalen, theoretischen Plans bei diesem einseitigen praktischen Erfolge gab wiederum die rechte Vorbedingung zum Aufwuchern socialistischer Theorien.

Wir haben seitdem allmählich in der That eine neue Gesellschaft erhalten, die im größten Gegensatze zur mittelalterlichen steht. Aber gerade das Durchgreifende dieser Neugestaltung brachte eine Unruhe in alle socialen Verhältnisse, die auch unsere Gegenwart noch durchzittert. Die rechtlosen und unehrlichen Klassen wurden beseitigt, die bäuerliche Hörigkeit in jahrzehntelangem Processe aufgehoben, Gewerbe und Handel befreit. Das alte Handwerk sank, die moderne Industrie wurde eine Großmacht. Die freie Geistesarbeit in Kunst und Wissenschaft, die früher eines besondern Patronats, sei es der Kirche, eines Fürsten oder anderer Mäcene bedurft hatte, wurde steigend unabhängiger von Laune und Lohn des Einzelnen, indem sich ein zahlendes Publikum bildete und der Künstler und Schriftsteller der Nation dienen konnte. Ein neuer Arbeiterstand entwickelte sich, der nun in seiner unfertigen Existenz sich als vom Bürgerthum bedrückt

erachtet, und wie auf drei vier folgt, so glauben nun viele Arbeiter und ihre Freunde, daß auf den Sieg des dritten Standes über die beiden ersten, wie er sich in der alten Revolution vollzog, nun der Sieg des vierten über den dritten durch eine neue Revolution folgen müsse. Der gemeine Mann beginnt bereits nach historischen Analogien zu rechnen, obgleich ihm die Geschichte andererseits nur ein öder Kirchhof ist.

Wichtiger noch als die neuen socialen Thatsachen ist die neue Idee der Gesellschaft. Die mittelalterliche Gesellschaft war von Gottes Gnaden, die moderne entwickelt sich aus der Natur der Arbeit. Der mittelalterliche Mensch fühlte sich zufrieden mit Beruf und Lohn, als einem „Schicksal", weil er die Gegensätze von arm und reich als ein für allemal von Gott gefügt erachtete. Der moderne Mensch fragt nach den Gründen der wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse.

Wir unterscheiden zwischen Staat und Gesellschaft und gerade darin liegt ein mächtiger, vielfach noch unverstandener wissenschaftlicher Fortschritt. Eine neue Gesellschaftslehre entwickelt sich neben der Staatslehre. Das Mittelalter konnte Staat und Gesellschaft theoretisch ebenso wenig unterscheiden wie das classische Alterthum. Denn im Mittelalter war die gesellschaftliche Gruppe zugleich eine staatliche: Stand und Arbeitsberuf bezeichneten zugleich eine Rechtssphäre. Adel und Klerus standen im öffentlichen und privaten Rechte anders als Bürger und Bauer, und so fällt die mittelalterliche Socialgeschichte zum größten Theile mit der mittelalterlichen Rechtsgeschichte zusammen. Die moderne Zeit löste Stand und Beruf vom Banne besonderer Rechte und damit zugleich die Gesellschaft vom Staate. Die Gesellschaft ist für uns das Volk unter dem Gesichtspunkte seiner Arbeit, seines Eigenthums und seiner Gesittung; von besondern Rechtssphären ist dabei nicht die Rede. Wir

können wol noch moderne Stände unterscheiden, aber nur als Berufs- und Arbeitsstände. Der moderne Beruf bezeichnet auch in der Regel keinen öffentlichen Rang mehr, sondern nur eine Theilung der Arbeit und eine Bildungsstufe, die auf der Grundlage von Arbeit und Eigenthum ruht. Während im Mittelalter bestimmte Arbeitsberufe durch particulare Rechte bedingt waren, kann bei uns ein jeder arbeiten, was er mag. Aber freilich mag nicht jeder arbeiten was er kann. Es ist aber nicht der Staat, der ihn von der gewünschten Arbeit abhält, sondern die Vorbedingung von Talent und Glück. Und gerade diese Vorbedingung, die als eine häufig so ganz zufällige erscheint, möchte der Socialist vernünftig regeln. Wir haben das „Recht der Arbeit" errungen; der Socialist möchte daraus ein „Recht auf Arbeit" machen, und der Staat, der niemand wehrt zu arbeiten, was er mag und kann, soll einem jeden die Arbeit zuwenden, die ihm erwünscht scheint. Hinter dem scheinbar geringen, häufig verwechselten Unterschiede des Rechts der Arbeit und des Rechts auf Arbeit öffnet sich die breite Kluft einer zufriedenen und einer unzufriedenen Gesellschaft.

Die Arbeit ist uns eine sittliche That und insofern hat jede Arbeit ihre Ehre; aber nicht jede Arbeit steht in gleicher Würde. Auch dieser Unterschied, der modernen Zeit eigen, verwirrt die Köpfe. Wir leben mitten in dem Entstehungsproceß neuer Gesellschaftsgruppen statt der alten Stände. Die Abstufungen von Arbeit, Eigenthum und Bildung liegen diesen neuen Gruppen zu Grunde. Aber diese Gruppen sind nicht und werden niemals mit statistischer Ziffer genau faßbar sein; sie sind flüssig wie die politischen Parteien und doch so gewiß sehr reale Thatsachen wie diese.

Aber die moderne Gesellschaft mit ihren neuen Gruppen entspricht doch nicht vollauf ihrem Ideal. Trümmerstücke der mittelalterlichen Gesellschaft ragen noch in die moderne.

Wir haben noch einen Adel mit gefestetem Familiengrundbesitz, der auch noch einzelne politische Vorrechte behauptet hat und als ein Rang vom Staate anerkannt wird. Das ist mittelalterlich. Der katholische Klerus hat auch heute noch eine eigenthümliche Standesverfassung, die sich schwer zu unsern socialen Grundideen reimt. Andere moderne Stände, wie der Offizier- und Beamtenstand, bergen theilweise noch Attribute der alten Zeit in dem Anspruch einer besondern Standesehre, in Ranganspruchen u. dgl. So ist die moderne Gesellschaft eben doch zu keiner theoretisch reinen Lösung ihrer Probleme gekommen. Das wird sie aber auch nicht, weil überhaupt die historischen Thatsachen des Volkslebens sich niemals rein lösen und niemals nach scharfen mathematischen Linien sich abscheiden lassen. Bei jeder noch so gründlichen Neugestaltung bleibt immer ein Rest des Alten vorhanden. In dieser Weise geht die Geschichte vor, und es liegt darin eine heilsame Nothwendigkeit, die den Zusammenhang der Generationen und Epochen und das Hervorbrechen einer Entwickelungsstufe aus der andern uns immer in unerbittlichen kleinen Thatsachen vor Augen hält. Es gehört aber historische Bildung dazu, um diese Nothwendigkeit als solche und um sie vollends als heilsame zu erkennen. Fehlt doch diese historische Erkenntniß selbst manchem hochstudirten Manne; — wie sollte der Arbeiter sie bereits gefunden haben!

Die allgemeine Erkenntniß hinkt immer hinter den Thatsachen her und keine Neugestaltung des Volkslebens kommt zum vollen Verständniß aller Volksschichten, solange sie noch lebendig ist, und ist sie erst abgestorben, dann erst recht nicht.

Mit der neuen Gesellschaft hat sich auch eine neue Wissenschaft entwickelt: die Sociologie, die Gesellschaftslehre. Sie hat allen Reiz und alle Mängel der Neuheit und des Unfertigen, sie kämpft noch um ihr Recht; eben darum geht

vieles Verwirrende von dieser neuen Doctrin aus. Wir sind im socialen wie politischen Leben zuerst durch das Ungenügen, welches man empfand, auf die neuen Thatsachen aufmerksam geworden. Wer zufrieden ist, der fragt in der Regel nicht nach den Gründen, sondern begnügt sich mit der angenehmen Thatsache. Daraus folgt freilich nicht, daß jeder, der nach den Gründen fragt, ein Unzufriedener sei. Auch das sociale Studium ist von den Unzufriedenen ausgegangen, und also natürlich in sehr einseitiger Weise begonnen worden. So entwickelte sich das Vorurtheil, als ob das Studium der Gesellschaft überhaupt zu revolutionären Tendenzen führe, gerade so, wie man früher politische Parteibildung als etwas schlechthin Oppositionelles oder gar Revolutionäres ansah, weil die Opposition zuerst Parteien bildete. Hätte Saint-Simon nicht seine zum Theil so tiefsinnigen, zum Theil so abenteuerlichen, ja tollen Ideen in die Welt geschleudert, so besäßen wir heute vermuthlich noch keinen Anfang zu einer positiven Gesellschaftslehre. Diese Lehre wurde zuerst auf den Kopf gestellt und als man darüber erschrak, begann man sie dann auch auf die Beine zu stellen.

Da aber die sociale Unzufriedenheit ganz besonders bei dem jüngsten Gesellschaftsgebilde, bei den Arbeitern ausbrach, so begann mit den Fragen über den Gegensatz von Kapitalrente und Arbeitslohn und über die materielle Nothlage der Arbeiter bei vielen überhaupt erst die sociale Untersuchung, und heute noch wird ab und zu die sociale Frage und die Arbeiterfrage synonym gebraucht. Den „Theil fürs Ganze“ zu setzen, mag eine gute rhetorische Figur sein; in der Wissenschaft ist diese Figur immer verwirrend und in der Praxis vollends vom Uebel.

Das Eigenschaftswort „social“ kam früher in festen und allgemeinen Curs als das Hauptwort „Gesellschaft“. Dieser

historische Gang des Sprachgebrauchs beweist, daß wir bei der positiven Gesellschaftslehre von der agitatorischen Debatte zur Theorie aufgestiegen sind, also den umgekehrten Weg gemacht haben wie die Socialisten, welche vielmehr von der Theorie zur Agitation übergingen.

Um so wichtiger wäre es, die positive Gesellschaftslehre nicht nur im Buche zu fördern, sondern ihr auch auf den Lehrstühlen unserer Universitäten den gebührenden selbständigen Platz zu sichern. Unter der „positiven Gesellschaftslehre" aber verstehe ich die Untersuchung, wie die Arbeits-, Eigenthums- und Bildungszustände des Volkes historisch geworden sind, welchergestalt sie einen wirthschaftlich und sittlich nothwendigen Organismus bilden und wie sie den Bedürfnissen und bewegenden Ideen der Zeit gemäß reformatorisch gereinigt und fortgebildet werden können. Diese positive Erkenntniß und Belehrung ist wichtiger als der literarische und polizeiliche Kampf gegen die einzelnen socialistischen Verkehrtheiten.

Als die dritte historische Prämisse zur Entwickelung des Socialismus bezeichnete ich die *Erschütterung des öffentlichen Rechtsbewußtseins*, des Glaubens an den festen Bestand der Staaten und ihrer Gesetze. Der Mensch führt in seiner Arbeit und Bildung überwiegend ein Gewohnheitsdasein und wir gehen darum sehr schwer an den Gedanken, alles das, was uns in Eigenthums- und Berufsverhältnissen umgibt, mit völlig neuen Einrichtungen zu vertauschen. Weit leichter wechseln wir die Staatsform als die Gesellschaftsverfassung. Allein, wenn wir nun die Staatsform oder gar den Bestand des Staates erschüttert sehen, dann wird uns allerdings die Möglichkeit auch einer socialen Revolution näher gerückt. Und so förderten große politische Um-

gestaltungen nicht unmittelbar, aber in ihren weitern Folgen fast immer die sociale Revolution.

Im 16. Jahrhundert war die Macht von Kaiser und Reich bereits erschüttert. Sie erhielt einen neuen schweren Stoß durch die Reformation und den Gegensatz des Corpus catholicorum und evangelicorum im Reiche, der zugleich zu einem politischen wurde und einen nicht mehr zu heilenden Dualismus in die alte Reichsverfassung brachte, ja die mittelalterliche Idee des „Heiligen römischen Reiches" thatsächlich vernichtete, jenes Reiches, dem das Mittelalter eine Dauer bis zum Weltende zugeschrieben hatte. Ein solcher Stoß mußte naturgemäß auch den Glauben an die Festigkeit der Gesellschaft im tiefsten Grunde erschüttern.

Die Bewegungen jener Zeit waren aber nur ein Vorspiel. Die große Action kam am Ende des 18. Jahrhunderts, und im Programm der Französischen Revolution war zuerst der Gedanke ausgesprochen, daß die Freiheit nichts sei ohne die Gleichheit, daß der politischen Umwälzung die sociale folgen müsse. Die Möglichkeit, tabula rasa zu machen mit dem Staate, die überlieferten Rechtszustände wie mit einem nassen Schwamm von einer Tafel wegzuwischen, diese Möglichkeit war plötzlich zur Thatsache geworden. Und wenn auch die radicale Neuerung als solche keinen Bestand behielt, so stürzte doch das europäische Staatensystem der alten Zeit in der Napoleonischen Periode immer unaufhaltsamer zusammen, und als das Napoleonische Reich selbst in Trümmer gegangen war, erstand wieder ein neues Staatengebilde aus den Trümmern der alten Reiche. Diese großen politischen Katastrophen dauerten dann in kleinern Nachzuckungen fort bis auf die Gegenwart. Auf 1830 folgte 1848, 1859, 1866, 1870.

Die Beseitigung gefesteter Staatszustände durch Kriege und Revolutionen, Annexionen und Depossedirungen mag

vom politisch Gebildeten als eine Nothwendigkeit erkannt werden, welche das sociale Leben zunächst gar nicht berühre; aber beim Ungebildeten und Halbgebildeten, d. h. bei der ungeheuern Mehrheit des Volkes ist dies anders. Die sociale Nachwirkung politischer Katastrophen bleibt niemals aus. Die Geschichte lehrt uns freilich, daß die Nationen dauerhafter sind als die Staaten, die Staaten dauerhafter als die Dynastien, und daß die Gesellschaft sich langsamer entwickelt und eben darum feststehender scheint als der Staat. Diese geschichtliche Kenntniß aber ist nicht jedermanns Sache, und mit dem Glauben an den staatlichen Bestand verlieren die meisten Menschen auch den Glauben an den Bestand der Gesellschaft.

Demnach sollte man nun meinen, während und inmitten großer Revolutionen und Kriege müsse der Socialismus besonders energisch hervortreten. Dies ist aber nicht der Fall. Der rohe Communismus mag wol in revolutionärer Zeit plötzlich und unerwartet auftauchen wie bei der Verschwörung des Babeuf. Der Socialismus dagegen ist feinerer und mehr theoretischer Art, setzt die Sammlung ruhigerer Perioden voraus, aber ruhigerer Perioden unmittelbar nach solcher Erschütterung. Höchstens spinnt sich der socialistische Theoretiker während der Stürme des innern und äußern Krieges in sein System ein, das er kaum einem andern offenbart, um erst unmittelbar nach dem Sturme öffentlich hervorzutreten. So war es beim Grafen Saint-Simon. Er bildete seine originellen und phantastischen Ideen allerdings während der ersten Französischen Revolution und während der Napoleonischen Kriege aus; allein er behielt dieselben zunächst bei sich und würde auch wenig Anklang damit gefunden haben. Oeffentlich auftreten mit seinen blendenden Gedankenblitzen konnte er erfolgreich erst nach dem Sturze Napoleon's, zur Zeit des äußern Friedens, der kein innerer

war, und der Haupteinfluß seiner Lehre fällt erst in die zwanziger und dreißiger Jahre, d. h. in eine Periode, wo allerdings die ungeheuere Erschütterung des öffentlichen Rechtsbewußtseins noch fieberhaft nachzuckte, aber Revolution und Krieg als solche doch vorüber waren. Man könnte sagen, die Luft der Revolutions- und Kriegszeit ist zu rauh für die Zimmerpflanze des theoretischen Socialismus, der theoretische aber geht immer, wie ich früher gezeigt habe, dem praktischen voraus.

So schien es beim Beginn der Februarrevolution des Jahres 1848, daß der Socialismus, wie er in der vorhergehenden Friedenszeit ausgebrütet worden war, nun in Frankreich zur Herrschaft kommen würde. Socialistische Agitatoren standen ja theilweise damals an der Spitze der provisorischen Regierung. Allein Socialismus wie Communismus wurden bald zurückgeschlagen und die praktischen Tendenzen dieser Art fanden ihr Ende durch die Junischlacht Cavaignac's. Es war ähnlich bei uns in Deutschland in derselben Zeit: die Socialisten- und Communistenfurcht spielte in unserer Märzrevolution eine weit größere Rolle als die Socialisten und Communisten. Aus der Bewegung der Revolution ging dagegen in Paris die Herrschaft Louis Napoleon's hervor, die man bereitwilliger, als es sonst geschehen wäre, anerkannte, weil man ihn als den Retter der Gesellschaft begrüßte. Vor der Revolution hatte der Gefangene von Ham selber mit dem Socialismus kokettirt. Während der Revolution mußte er wol erkennen, daß die Zeit für diese Bewegung zunächst nicht günstig sei. Dafür spielte er dann wieder — ein schlauer Beobachter der Situation — während der funfziger und sechziger Jahre, während der Friedensperiode, mit socialistischen Koketterien, die er gerade so weit trieb, als sie seinen eigenen Herrschaftsansprüchen nicht gefährlich waren.

Auch in Deutschland waren die funfziger Jahre bis zum Jahre 1866, eine Zeit der äußern Ruhe und innern Gärung, der leise fortschreitenden Entwickelung des Socialismus günstig. Weil die politische Discussion so aussichtslos war, wandte man sich zur socialen, weil die politischen Hoffnungen 1848 fehlgeschlagen waren, machte man sociale Zukunftsplane. In dem Maße dagegen, als von 1866—71 die politische Bewegung mächtig stieg und kriegerische Ereignisse mit großen politischen Veränderungen in den Vordergrund traten, wurde der Socialismus vergessen. Erst nach dem Frieden von 1871 begann sich derselbe wieder immer bemerklicher zu machen und in den Vordergrund zu drängen. Die Periode der neuen Theorien war zwar abgelaufen, aber die praktische Agitation begann um so energischer in der Form der Socialdemokratie.

Der Socialismus wird angeregt in sturmbewegter Zeit, aber er wächst sich aus und gewinnt weitgreifenden Einfluß in Zeiten der Ruhe, ja des Stillstandes und Rückschritts. Darum wuchert er viel mehr am Schlusse der großen und kleinen Perioden als am Anfange. Als das griechische Leben seiner Auflösung entgegengeht, kommt Plato mit seiner Republik. Der Socialismus der Renaissance charakterisirt uns viel mehr den Ausgang des Mittelalters als den Beginn der Neuzeit. Nach der politischen Revolution in Frankreich und nach den großen Kriegen kommt der französische, theoretische Socialismus.

Die vierte historische Prämisse, welche dem Socialismus den Boden bereitet, sehe ich in der Erschütterung des religiösen Glaubens.

Kirche und Bekenntniß ist in den allermeisten Menschen zunächst eine historisch überlieferte Thatsache, zu der sie nicht

durch eigenes Nachdenken und Ueberzeugung gekommen sind, sondern weil sie geboren wurden in einer Familie des gleichen Bekenntnisses, erzogen in dessen Tradition, noch ehe sie zu eigenem Nachdenken kamen. Niemand trennt sich leicht von seiner angeborenen Confession, auch wenn er innerlich ihr kaum mehr angehört, weil man sich nicht gern losreißen mag von seiner Familie und seiner eigenen Geschichte. Wir sind katholisch oder protestantisch, weil unsere Aeltern katholisch oder protestantisch waren. Ganz besonders tritt dem Ungebildeten, der sich außerdem mit gar keiner Geschichte befaßt, die Macht der Geschichte in Glaubenssachen am unmittelbarsten und selbstverständlichsten entgegen. Wird nun aber der kirchliche Bestand erschüttert, wie es im 16. Jahrhundert geschah, dann lösen sich leicht auch andere Bande des Ueberlieferten. Politische Traditionen gibt das Volk am leichtesten auf, sociale weit schwerer, religiöse am schwersten.

Sowenig die sociale Frage lediglich religiös gelöst oder die sociale Unzufriedenheit lediglich durch religiöse Trostgründe beschwichtigt werden kann, so hat doch alles Nachdenken über unsere Gesellschaftsverfassung zuletzt einen religiösen Hintergrund. Wenn wir begriffen, warum der eine Mensch mit guten, der andere mit geringen Gaben geboren ist, warum es nöthig ist, daß wir die Schule der Krankheit, der Entbehrung und der Noth durchmachen, wenn wir einsehen könnten, wozu denn diese rastlos vordringende Arbeit der ganzen Menschheit zuletzt führt, was überhaupt das letzte Arbeitsziel der Menschheit ist, dann brauchten wir uns keine religiösen Gedanken über die Gesellschaft zu machen. Da aber die religiöse Vorstellung und Empfindung überall da eintritt, wo unsere Erkenntniß nicht im Stande ist, die Räthsel der Welt und unsers Daseins zu lösen, so führt das Nachdenken über die Gesellschaft nothwendig zuletzt auch zu religiöser Vorstellung und zu religiöser Resignation.

Im Grunde stellt sich jede Religion dieselbe Aufgabe wie der Socialismus, nur der Versuch der Lösung ist nach Mitteln und Wegen verschieden. Auch der Socialismus will die Räthsel des Daseins lösen und uns emporheben über alle Noth und Härte des Lebens; er verheißt uns eine ausgleichende Gerechtigkeit und verkündigt ein nahes oder fernes Weltgericht, welches freilich nicht der Jüngste Tag, d. h. der letzte Tag dieser Erde sein soll, wie jener Tag des Gerichts, der erst kommen wird, wann die Erde und die ganze irdische Menschheit ein Ende hat. Der Socialist verheißt uns ein Paradies der Zukunft, aber dieses Paradies soll auf Erden sein, wie uns der Religiöse einen Himmel im Jenseits verheißt.

Der Socialist will das Mittel gefunden haben zur höchsten Vervollkommnung des Menschengeschlechts, ganz ähnlich wie der Religiöse dieses Mittels gewiß ist. Beide aber werden sich ihre Ziele gegenseitig als Utopie vorwerfen. Es ist kein socialistischer Theoretiker in diesem Punkte lehrreicher als Fourier. Er will die Menschen zum Glück führen. Glück, Befriedigung aller in uns ruhenden gesunden Triebe ist das Ziel, das seiner Meinung nach jetzt durch die verkehrte Gesellschaftsordnung nicht erreicht wird, aber bei einer vernünftigen Gesellschaftsordnung erreicht werden muß. Er erkennt aber sehr wohl, daß dieses Glück doch ein sehr unvollkommenes sein muß, solange wir mit den Härten eines nordischen Winters oder mit der Glut der tropischen Sonne zu kämpfen haben, solange feindselige Naturgewalten uns überall entgegentreten. Darum kommt er zuletzt zu dem Gedanken, daß durch die Verkehrtheiten der Menschen die Erde aufgehört habe, ein Paradies zu sein, zu diesem Gedanken, der auch der orthodoxen Anschauung entspricht. Fourier geht in seiner kühnen Phantasie weiter und behauptet, die Erde würde wieder ein Paradies, das Eis am Nordpol

würde schmelzen, die Stellung der Erdachse zur Sonne würde eine andere werden, die Naturkräfte würden ihre Feindseligkeit gegen die Menschheit verlieren, sowie der Mensch selbst wieder gut und vernünftig geworden wäre, d. h. sich in lauter Fourier'schen Phalanstèren gesammelt hätte. Auch der Socialismus hat seine Chiliasten. Es ist durchaus nicht überraschend, daß Saint-Simon als Socialist begann, um als Gründer eines „neuen Christenthums" zu endigen, und daß sein Jünger Enfantin als „Doppelpriester" den Saint-Simonismus ruinirte. Der Socialismus kann des religiösen Hintergrundes nicht entbehren, aber seine neue Religion setzt den Bankrott der alten voraus. Es geht dem Socialismus mit der Religion wie mit dem Staate. Der Socialismus an sich ist „dem Staate" nicht feindlich; im Gegentheil, er strebt zu einer Staatsallmacht, die uns unerträglich sein würde. Feindlich ist er nur gegen den bestehenden Staat, weil dieser seine Entwickelung nicht dulden kann. So ist auch der Socialismus nicht religionsfeindlich; im Gegentheil, er führt zuletzt zu einer höchst phantastischen Religion, zu deren Annahme ein sehr starker Glaube gehört. Feindlich ist er nur gegen die bestehenden Religionen, weil sie seinem Hauptsatze von der irdischen Vollendung der Menschheit widersprechen.

Der Religiöse und der Socialist sind beide Optimisten. Sie hoffen auf eine künftige Seligkeit und Erlösung und sehen die Zukunft der Menschheit in himmlisch verklärtem Lichte, jener außer der Zeit, dieser in der Zeit. Ein Pessimismus, der in der Welt nur das Walten moralisch zielloser Naturkräfte erblickt, steht in Widerspruch mit allen irgendwie namhaften socialistischen Systemen. Aber in anderm Sinne ist der Socialist doch Pessimist, gleich dem strengsten Orthodoxen, denn er wendet seine Augen zunächst auf das Elend, die Sünde und das Unrecht der Gesellschaft,

die er in schwärzesten Farben sieht. Der gegenwärtige Zustand der Menschheit ist ihm ein schlechter und verderbter und die Erde, wie sie jetzt ist, erscheint ihm allerdings als ein Jammerthal.

Dabei bleibt dann freilich der große Contrast, daß der Orthodoxe die letzte Lösung aller Räthsel des Daseins in Gottes Weisheit legt, der Socialist hingegen in die Weisheit seines Systems.

Einen kirchlichen Socialismus gibt es nicht. Was man — im Hinblick auf Vergangenheit oder Gegenwart — davon reden mag, dreht sich immer nur um einen Misbrauch des Wortes „Socialismus". In der mittelalterlichen Kirche bildeten sich freilich scheinbar socialistische Gemeinschaften aus — die großartigsten derselben waren die Bettelorden —; allein alle diese kirchlichen Corporationen waren ausschließlich individualistischer Natur und stehen insofern in schroffem Gegensatze zum Socialismus, denn wir dürfen nie vergessen, daß das unterscheidendste Merkmal des Socialismus nicht in der Aufgabe des individuellen Besitzes, nicht in der gemeinsamen Ordnung der Arbeit beruht, sondern in der Ausdehnung einer neuen Gesellschaft mit planvoll gemeinsamer Organisation der Arbeit auf die ganze Menschheit, um über die Schranke aller Nationen hinaus dieselbe dann zur höchsten irdischen Vollendung zu führen. Man wird nicht sagen können, daß dergleichen jemals in einem Franciscanerkloster angestrebt worden sei.

Man hat Socialismus überall gesucht: in der Gemeinschaft der Apostel, bei den Humiliaten und Begharden wie bei den Apostelbrüdern des 13. Jahrhunderts. Allein es finden sich da immer nur dem Socialismus verwandte Einzelzüge, denen dann wieder weit mehr widersprechende anderartige Grundgedanken gegenüberstehen. Auch im Evangelium spürte man socialistische Principien. Allein schon die Lehre

von einem persönlichen Gott, der alles gerecht richten und schlichten wird, was uns in dieser Welt ungerecht und verworren erscheint, die Hoffnung auf ein jenseitiges persönliches Fortleben schließt den Socialismus aus, weil sie die Vollendung der Menschheit auf dieser Erde verneint und die Schlichtung aller Härten des Einzellebens durch ein allgerechtes Gesellschaftsdirectorium überflüssig erscheinen läßt. Das Aufsteigen des Socialismus entspricht genau dem Sinken des Glaubens an die persönliche Unsterblichkeit. Wer wirklich diesen Glauben hat, kann kein Socialist sein; wer ihn nicht hat, kann — vielleicht einer werden.

Das Evangelium betont, gleich der antiken Philosophie, den Fluch des Reichthums und preist den Segen der Armuth. Die Warnung vor den Gefahren des Reichthums ist aber etwas ganz anderes als der Kampf der Socialisten gegen den Kapitalismus. Eine historische Parallele macht dies klar. Savonarola, dessen christlichen Standpunkt wir nicht bestreiten können, erregte das arme Volk zur Revolution gegen die reichen, aristokratischen Mediceer und ihre Genossen. Abgesehen von den politischen Motiven, zündete dabei das sociale, daß man den Fluch des Reichthums brechen und so den Zorn Gottes beschwören müsse. Man kämpfte zu Gunsten der seligmachenden Armuth, Entsagung und Ascese gegen den im höchsten geistigen wie sinnlichen Genusse schwelgenden Mammon, der zur Hölle niederzieht. Nicht der allgemeine Reichthum, sondern die allgemeine christliche Armuth erschien als das höchste Ziel.

Daß der Socialismus die völlig entgegengesetzte Stellung einnimmt, hat Fourier am folgerechtesten ausgesprochen. Die Armuth soll verschwinden und der Reichthum allgemein werden; die Triebe des höchsten geistigen und sinnlichen Genusses sind nicht zu unterdrücken, sondern vielmehr zu entfesseln von ihrer bisherigen Unterdrückung, durch welche sie

krankhaft und verkehrt wurden. Das Volk des Savonarola wollte die Reichen um ihrer Seligkeit willen vom Fluche ihres Geldsackes befreien; das socialistische Volk will um seines irdischen Glückes willen diesen Geldsack unter sich vertheilen — aber freilich nach Recht und Gerechtigkeit.

Der Socialismus geht von gewissen religiösen Grundgedanken aus und hat auch ein religiöses Zukunftsideal, um dennoch zum vollkommensten Widerspruch mit der „Religion" zu kommen. Er wuchert darum in Zeiten der religiösen Kämpfe. In religiös gebundener Zeit des unantastbaren, festen Glaubens, wie etwa im 10. bis 12. Jahrhundert, waren die Menschen von allen socialistischen Ideen am weitesten entfernt. Käme andererseits eine Zeit der vollkommenen Religionslosigkeit, der vollkommenen Indifferenz gegen religiöse Fragen und Probleme, so würde der Materialismus zwar übrigbleiben, der Socialismus aber von selbst wiederum verschwinden, denn er ist seiner Natur nach idealistisch. Man wird einwenden, daß der Socialismus doch auch materialistisch sei. Allein doch nur insofern, als er den Materialismus erfaßt, um ihn zu idealisiren, d. h. zu vernichten im Geiste seines Glaubens an den unendlichen Fortbestand der Menschheit. Als Saint-Simon die philosophischen Betrachtungen Condorcet's über den „Fortschritt der Menschheit" studirte, kam er im blutigen Getümmel der Französischen Revolution zu den Keimgedanken seines „neuen Christenthums". Da wir uns aber einen unendlichen Fortschritt sowenig klar denken können wie eine absolute Vollendung, so wird der Socialismus immer aus dem Gebiete des Wissens und Erkennens hinaustreten müssen in das Reich der Vorstellung, des Gemüths und der phantastischen Gebilde. Es gibt auch einen Glauben des Unglaubens, und der echte Socialist huldigt diesem Glauben.

Verwickelter gestaltet sich die Frage über das Verhältniß des Socialismus zum Staate. Der nationale Staat ist dem Aufblühen socialistischer Theorien nicht günstig. Der Socialist sieht in den Nationen eine Schranke des Allgemein-Menschlichen. Er ist Kosmopolit, er will die ganze Menschheit reformiren und einheitlich organisiren, wie Fourier dieses Ideal am klarsten ausgesprochen hat. Wir Deutsche pflegen dem Nationalen das Particularistische entgegenzustellen. Auch der Particularismus ist den Socialisten sowenig erwünscht als der große Nationalstaat. Höchstens möchte er ihn benutzen, um ein mächtigeres, größeres Staatengebilde zu zersprengen und dadurch freien Raum für seine Ziele zu gewinnen.

Griechenland in seiner spätern Epoche war günstig disponirt für den Socialismus, wie wir schon vielfach gesehen haben; aber die Griechen fühlten sich viel zu sehr in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit, als daß der Socialismus hätte praktisch werden können. Solange sie zwischen Hellenen und Barbaren, wie andererseits zwischen Freien und Sklaven unterschieden, konnte selbst die Republik eines Plato nur Theorie bleiben. Eher hätte in dieser Beziehung der römische Weltstaat mit seiner Ueberbrückung und Aufsaugung der Nationalitäten dem Socialismus einen günstigen Boden gewährt, wenn nicht andere Gründe, wie oben angedeutet, entgegengetreten wären. Auch das Mittelalter strebte nicht nach dem Nationalstaate. Seine Idee der universalen alle Völker umfassenden Kirche und eines universalen römischen Kaiserthums hätte dem Socialismus günstig sein können; allein der Staat zerbröckelte in sich und Kaiser und Papst schädigten sich gegenseitig in fortdauernder Fehde. Staat und Gesellschaft waren überdies im Mittelalter viel mehr von Interessen beherrscht als von Principien; der Socialismus gedeiht nur auf dem Boden des Principienstaats.

Es ist bemerkenswerth, daß die vereinzelten mönchischen Regungen des mittelalterlichen Socialismus erst mit der Zeit der Kreuzzüge und nach derselben charakteristisch werden, d. h. in einer Periode, wo der Gedanke einer weltbezwingenden abendländisch-christlichen Gemeinschaft die tiefsten Wurzeln gefaßt hatte.

Erst die Renaissance kam im Hinblick auf das staatliche Princip dem Socialismus fördernd entgegen. Zwar begannen sich damals die Nationalstaaten auszubilden, aber in der Wissenschaft (und der Socialismus war damals zunächst wissenschaftlich), wehte der weltbürgerliche Geist. Wir nennen ihn den Geist des Humanismus und der ideale Socialist wird gern bekennen, daß er in erster Linie Humanist sein will, das Allgemein-Menschliche umfassend, die rein menschliche Vollkommenheit anstrebend. Würde sich die Bewegung der Renaissance ganz im Geiste eines internationalen Humanismus weiter entwickelt haben, so hätten die Gedanken eines Morus leicht den praktischen Erfolg haben können, welchen dessen gelehrte Freunde ihm weissagten; allein die Renaissance ward gekreuzt durch die Reformation, und obgleich die deutschen Reformatoren willig die Hand der humanistischen Gelehrten ergriffen, so kommt nun doch wieder die confessionelle Trennung der kirchlichen Gegensätze, welche zugleich neue nationale Gegensätze in sich schließt und die alten schärft. Die theologische Zeit des spätern 16. und des 17. Jahrhunderts entfernte sich darum immer weiter von dem humanistischen Weltbürgerthum der Platoniker des 15., und der neu aufgetauchte Socialismus blieb als ein Ideal in der Luft schweben.

In unserer Zeit gewahren wir überall einen Kampf des historischen Rechts mit dem philosophischen. Wir sind zu immer schärferer Fassung und Erweiterung der Nationalstaaten vorgeschritten und die größten politischen Ereignisse

der Neuzeit wurden gehoben und getragen vom nationalen Princip. Das Nationale ist seiner Natur nach historisch, genau so historisch wie die Familie, und so tritt der Socialist in offene Fehde zum nationalen Princip. Die erste Französische Revolution war dem theoretischen Socialismus günstig, weil sie in ihrem innersten Wesen weltbürgerlich war, mit einem Programm der allgemeinen Menschenrechte beginnend. Bekanntlich aber dauerte dieser weltbürgerliche Charakter der Revolution nicht lange und der Franzose sieht auch heute noch die „Ideen von 1789“ als sein besonderes nationales Eigenthum an. Als nach der Julirevolution auch in Deutschland Anhänger des französischen Socialismus sich bemerklich machten, traten sie den Nationalgesinnten, vorab den alten Burschenschaftlern, mit scharfem Spotte entgegen. National galt damals für conservativ, weltbürgerlich für liberal; und die Socialisten suchten zunächst die Allianz der Liberalen. Das letzte Ziel des Socialismus ist nicht etwa eine neue deutsche oder französische Gesellschaft, sondern die „Internationale“. So sind auch historisch die socialistischen Systeme fortwährend von einem Lande zum andern gesprungen, gleichsam heimatlos, obgleich auch sie dem Gesetze der Geschichte sich nicht entziehen konnten und darum jeweilig immerhin einen gewissen nationalen Anstrich verriethen. Verfolgen wir die Geschichte dieser Systeme, so springen wir von England (Morus) nach Italien (Campanella), von da nach Deutschland (Andreä), dann wieder nach England (Harrington), dann nach Frankreich (von Vairasse bis zu Saint-Simon und seinen Nachfolgern), dann wieder nach Deutschland, nach Rußland u. s. w.

Perioden energischen nationalen Aufschwungs und vollends des Kampfes um die Rechte und Besitzthümer der Nation waren niemals dem Socialismus günstig. In der Zeit nach 1813 konnte in Deutschland vielfach Opposition gegen

die Regierungen sich geltend machen; aber sie griff vielmehr, dem Geiste der nationalen Bewegung folgend, auf das historische Recht zurück, als auf philosophische Ideale einer Gesellschaftsreform. Wir können uns den alten Burschenschaftler nicht socialistisch denken, wohl aber den kosmopolitischen Jungdeutschen der dreißiger Jahre. Als sich in der Zeit von 1866—71 das nationale Bewußtsein in Deutschland wieder zu gesteigerter Kraft erhoben hatte und im Kampfe bewähren mußte, gerieth der Socialismus, der in den funfziger Jahren bei uns schon üppig zu wuchern begonnen und durch Lassalle zuletzt sogar in hochconservativen Kreisen Anklang gefunden hatte, wieder merklich in Vergessenheit, trat aber nach 1871 wieder hervor, um die durch den Krieg geschärfte nationale Gegnerschaft für seine Zwecke, d. h. zur Befehdung des modernen Staats auszubeuten, und so steht denn auch heute der Socialist den Folgen und Früchten des nationalen Krieges von 1870 ablehnend oder gar feindlich entgegen.

Sowenig der nationale Staat und die nationale Politik dem Socialismus günstig und erwünscht ist, ebenso wenig wird sich dieser überhaupt durch eine kräftige, äußere Politik gefördert sehen. Die selbständige Abschließung von Staat gegen Staat, die Festigung der Staatsmacht nach außen, ist ihm zuwider, weil er vielmehr in der Auflösung der Staaten die Vorbedingung seiner weitgreifenden Erfolge erblickt.

Anders dagegen verhält es sich mit der Concentration der Staatsmacht im Innern, und da komme ich zu der fünften und letzten meiner historischen Prämissen.

Wir müssen hier zwischen äußerer und innerer Politik unterscheiden, zwischen der völkerrechtlichen Ordnung und der innern Culturpflege der Staaten. Ein scheinbares Paradoxon frappirt uns da zunächst. Es heißt: Je energischer

und umfassender sich die Culturmacht des Staates im Innern entwickelt, um so günstiger wirkt dies für den Anklang socialistischer Ideen. Denn auch der Socialist will Centralisation des Gemeinwesens im Innern, er will, daß der Gesellschaftsgedanke unser ganzes individuelles Leben aufsauge und beherrsche. Und seine „Gesellschaft" muß doch auch, wenn sie siegt, zuletzt eine staatliche Form annehmen. Er ist durchaus nicht der Meinung, daß der Staat blos oder überwiegend Rechts- und Sicherheitsinstitut sein soll, er will, daß der Staat vor allem Culturstaat sei. Obgleich dadurch der Staat, den er haßt und den er zertrümmern möchte, an sich mächtiger wird, so wächst doch auch mit der Gewöhnung der Staatsbürger an die leitende, alles ordnende Culturmacht des Staates die Aussicht, daß derselbe Staatsbürger sich der alles leitenden Hand der socialistischen Gesellschaft später einmal fügen werde. Die Staatsallmacht im historischen Staate erscheint ihm als treffliche Vorschule für die noch viel größere Staatsallmacht in seinem Idealstaate.

Man glaubt gegenwärtig häufig, der Socialismus sei seinem innersten Wesen nach demokratisch. Dies ist er aber durchaus nicht. Er ist vielmehr absolutistisch und bureaukratisch, denn ohne bureaukratische Despotie würde er seine letzten Plane der allgemeinen Ordnung und Leitung alles individuellen Lebens gar nicht durchführen können. Er benutzt nur den Bund mit der Demokratie, um seinen Feind, den modernen Staat, zu bekämpfen. Würde er siegen, so wäre diese Allianz sofort aufgelöst.

Die Geschichte erläutert diese allgemeinen Sätze. Wenn Griechenland voranging in der Ausbildung des ersten, weltgeschichtlich epochemachenden socialistischen Systems durch Plato, so war in der That dort mehr als anderswo die günstigste Vorbedingung gegeben durch das übermächtige Eingreifen

des Staates in alle Sphären des Volkslebens. Wenn dem griechischen Philosophen der Mensch ein politisches Thier dünkte, wenn Aristoteles sagt, daß der Staat eher gewesen sei als der einzelne Mensch, nämlich insofern der Einzelne erst durch den Staat Mensch geworden, wenn derselbe Denker behauptet, daß der staatlose Mensch nur entweder eine Bestie sein könne oder ein Gott, dann war in dieser griechischen Welt der Gedanke auch nahe gelegt, daß nur durch gemeinsame Regelung alles wirthschaftlichen und Bildungs-Lebens das höchste Ziel der Menschheit erreicht werden könne. Die Religion ging dem alten Griechen im Staate auf; Kunst und Wissenschaft ordneten sich dem Staate unter und fanden ihr letztes Ziel im Staat. Die gesellschaftlichen Gruppen waren ohnmächtig dem Staate gegenüber. Wenn irgendwo, so ist in dem republikanischen Athen der Staatsabsolutismus zu seiner höchsten Blüte gediehen und in diesem Absolutismus ist eine der obersten Voraussetzungen des Socialismus gegeben.

Der Socialist will, wie ich früher betont habe, die Herstellung vollkommener Gerechtigkeit auf Grund einer Organisation der Arbeit, die das Zufällige der Geburt, des überlieferten Besitzes und Rechtes ausschließt. Er will einen jeden erziehen nach seinem Talent, ein jedes Talent in seine rechte Arbeitssphäre setzen, jede Arbeit lohnen nach den ihr innewohnenden Factoren des Fleißes, des Talents und des Nutzens der Arbeit. Er will dadurch nicht blos die Glückseligkeit der Einzelnen, sondern auch ein unendlich gesteigertes Gesammtresultat der menschlichen Arbeit erreichen.

Wenn aber jeder richtig erzogen und im Arbeitsberuf an seine richtige Stelle gesetzt werden soll, wenn bei jeder Arbeit der gerechte Lohn gegeben werden soll, dann müssen Behörden vorhanden sein, die alle diese Gerechtigkeit gerecht entscheiden, Behörden, die wieder zu Oberbehörden aufwärts

führen und zuletzt, wie bei Campanella und Fourier, zur Spitze eines obersten Leiters der ganzen Gemeinschaft, ja der ganzen Menschheit. An der Spitze von Campanella's Sonnenstaat thront ein Oberpriester — der „Groß-Metaphysikus“ — und Fourier träumt von einem „Omniarchen“, der von seiner Residenz in Konstantinopel aus die ganze Welt beherrschen soll, wenn einmal die ganze Welt von Phalanstèren erfüllt ist, und dieser Groß-Metaphysikus oder Omniarch wird durch seine Unterbehörden unendlich viel tiefer in alle individuelle Arbeit und Bildung eingreifen als irgendein noch so culturfüchtiger Cultusminister unserer Tage.

Der Staatsabsolutismus ist ein Vorbild jenes Gesellschaftsabsolutismus, welchen der Socialist anstrebt. Da wir aber in keinem Punkte eifersüchtiger über unsere individuelle Freiheit wachen, als wenn es die eigenste Entwickelung unsers Geistes und Berufes, unsers Hauses und unserer Familie gilt, so müssen wir erst allmählich erzogen werden für diese in ihrer Spitze despotische socialistische Organisation, und wenn dem Socialisten auch der moderne Staat an sich nicht gefällt, so gefällt ihm doch die Concentration der Staatsgewalt als eine alles leitende Culturmacht, — zunächst freilich nur als eine ungenügende Vorschule, die besser ist als gar keine.

Doch kehren wir zu unserm historischen Ueberblick zurück. Das Mittelalter entfernte sich unabsehbar weit von dem ordnenden, culturmächtigen Staatsabsolutismus Griechenlands. Der Staat kümmerte sich zur Feudalzeit äußerst wenig um die Volkswirthschaft, um die nationale und individuelle Arbeit, und vollends gar um Kunst und Wissenschaft, Erziehung und Bildung. Alle diese Dinge entwickelten sich individuell, corporativ. Das corporative Leben widerstrebt dem Socialismus, dagegen sagt ihm eine Association zu, welche von oben herunter geleitet wird. Es gab

freilich auch im Mittelalter eine Macht, die den Anspruch erhob, das ganze Culturleben zu ordnen. Dies war die Kirche. Die Kirche versuchte sogar ins wirthschaftliche Leben einzugreifen, und selbst in der Geschichte des Handels, ich erinnere an die Kreuzzüge, stoßen wir vielfach auf kirchliche Gebote und Verbote. Die Kirche leitete die Bildung, die Kirche hatte die Schule in der Hand, die Kirche beherrschte die Familie. Wäre der Kirche gelungen, was Gregor VII. anstrebte, so würde in einer Zeit, wo die Kirchenmacht die allein entscheidende Culturmacht geworden wäre, ein mittelalterlicher Socialismus nicht undenkbar gewesen sein. Allein diese Ansprüche der Kirche gingen nicht in Erfüllung und gerade der Kampf zwischen Kirche und Staat, der Kampf andererseits zwischen Vasallen und Lehnsherren, zwischen den einzelnen Reichsfürsten späterer Zeit und dem Kaiser, der so viel Verhängnißvolles in sich schloß, verhütete wenigstens die Culturallmacht der Kirche und hiermit auch die Ausbildung socialistischer Gemeinschaften.

Anders war es in der Renaissancezeit. An der Spitze des Staates der Renaissance steht der Fürst, principiell und oft auch thatsächlich mächtiger als selbst der theokratische Despot des Orients, der durch Dogma und Ceremoniell beschränkt ist. Die Fürstengewalt erstreckte sich damals bald auch auf das Gebiet der innern Cultur und wurde hier fördernd, tonangebend und herrschend. Es gibt vielleicht keinen größern Gegensatz der Persönlichkeiten als den florentiner Stadtschreiber Machiavell und den englischen Kanzler Thomas Morus. Machiavell, der unerbittliche Realpolitiker, Einem Ziele rücksichtslos und unverwandt zustrebend, dem Ziele der Kräftigung der Staatsmacht durch die Fürstengewalt; und andererseits Morus, ein schwankender Charakter von edeln Planen erfüllt, ohne die Kraft, sie mit Consequenz durchführen zu können. Aber beide sind doch

führen und zuletzt, wie bei Campanella und Fourier, zur Spitze eines obersten Leiters der ganzen Gemeinschaft, ja der ganzen Menschheit. An der Spitze von Campanella's Sonnenstaat thront ein Oberpriester — der „Groß-Metaphysikus" — und Fourier träumt von einem „Omniarchen", der von seiner Residenz in Konstantinopel aus die ganze Welt beherrschen soll, wenn einmal die ganze Welt von Phalanstèren erfüllt ist, und dieser Groß-Metaphysikus oder Omniarch wird durch seine Unterbehörden unendlich viel tiefer in alle individuelle Arbeit und Bildung eingreifen als irgendein noch so culturfüchtiger Cultusminister unserer Tage.

Der Staatsabsolutismus ist ein Vorbild jenes Gesellschaftsabsolutismus, welchen der Socialist anstrebt. Da wir aber in keinem Punkte eifersüchtiger über unsere individuelle Freiheit wachen, als wenn es die eigenste Entwickelung unsers Geistes und Berufes, unsers Hauses und unserer Familie gilt, so müssen wir erst allmählich erzogen werden für diese in ihrer Spitze despotische socialistische Organisation, und wenn dem Socialisten auch der moderne Staat an sich nicht gefällt, so gefällt ihm doch die Concentration der Staatsgewalt als eine alles leitende Culturmacht, — zunächst freilich nur als eine ungenügende Vorschule, die besser ist als gar keine.

Doch kehren wir zu unserm historischen Ueberblick zurück. Das Mittelalter entfernte sich unabsehbar weit von dem ordnenden, culturmächtigen Staatsabsolutismus Griechenlands. Der Staat kümmerte sich zur Feudalzeit äußerst wenig um die Volkswirthschaft, um die nationale und individuelle Arbeit, und vollends gar um Kunst und Wissenschaft, Erziehung und Bildung. Alle diese Dinge entwickelten sich individuell, corporativ. Das corporative Leben widerstrebt dem Socialismus, dagegen sagt ihm eine Association zu, welche von oben herunter geleitet wird. Es gab

freilich auch im Mittelalter eine Macht, die den Anspruch erhob, das ganze Culturleben zu ordnen. Dies war die Kirche. Die Kirche versuchte sogar ins wirthschaftliche Leben einzugreifen, und selbst in der Geschichte des Handels, ich erinnere an die Kreuzzüge, stoßen wir vielfach auf kirchliche Gebote und Verbote. Die Kirche leitete die Bildung, die Kirche hatte die Schule in der Hand, die Kirche beherrschte die Familie. Wäre der Kirche gelungen, was Gregor VII. anstrebte, so würde in einer Zeit, wo die Kirchenmacht die allein entscheidende Culturmacht geworden wäre, ein mittelalterlicher Socialismus nicht undenkbar gewesen sein. Allein diese Ansprüche der Kirche gingen nicht in Erfüllung und gerade der Kampf zwischen Kirche und Staat, der Kampf andererseits zwischen Vasallen und Lehnsherren, zwischen den einzelnen Reichsfürsten späterer Zeit und dem Kaiser, der so viel Verhängnißvolles in sich schloß, verhütete wenigstens die Culturallmacht der Kirche und hiermit auch die Ausbildung socialistischer Gemeinschaften.

Anders war es in der Renaissancezeit. An der Spitze des Staates der Renaissance steht der Fürst, principiell und oft auch thatsächlich mächtiger als selbst der theokratische Despot des Orients, der durch Dogma und Ceremoniell beschränkt ist. Die Fürstengewalt erstreckte sich damals bald auch auf das Gebiet der innern Cultur und wurde hier fördernd, tonangebend und herrschend. Es gibt vielleicht keinen größern Gegensatz der Persönlichkeiten als den florentiner Stadtschreiber Machiavell und den englischen Kanzler Thomas Morus. Machiavell, der unerbittliche Realpolitiker, Einem Ziele rücksichtslos und unverwandt zustrebend, dem Ziele der Kräftigung der Staatsmacht durch die Fürstengewalt; und andererseits Morus, ein schwankender Charakter von edeln Planen erfüllt, ohne die Kraft, sie mit Consequenz durchführen zu können. Aber beide sind doch

echte Söhne der Renaissancezeit. Machiavell will die Staatsallmacht, um seinem gesunkenen Vaterlande wieder aufzuhelfen, und der Zweck heiligt ihm die Mittel angesichts dieses höchsten Zieles. — Morus erstrebt die Gesellschaftsallmacht durch eine vollkommene Umgestaltung unserer Arbeits-, Besitz- und Bildungsverhältnisse, um solchergestalt die drohende Auflösung des sittlichen und politischen Lebens zu verhindern. Mochten auch beide Männer noch so verschieden sein, sie wollten beide doch die Staats- oder Gesellschaftsdictatur und förderten dadurch den socialistischen Grundgedanken, der auch auf eine Dictatur zielt.

Niemand wird heutzutage der politischen Zerbröckelung des Mittelalters das Wort reden, und doch war durch dieselbe jahrhundertelang eine große sociale Gefahr abgewendet. Andererseits rühmen wir die staatliche Concentration der Renaissancezeit als ein Vorzeichen unserer modernen politischen Gesittung. Mit dieser staatlichen Concentration hängt aber das Aufsteigen des neuen Socialismus eng zusammen. Unsern Vorzügen entsprechen unsere Schwächen, dem Lichte der Schatten.

Wenn das 17. Jahrhundert Fortschritte auf der Bahn des Socialismus nicht brachte, die man nach dem 16. hätte erwarten können, so ist die steigende Zerfahrenheit der Staaten in dieser Zeit und der Misbrauch der Fürstengewalt, zuletzt als einer persönlichen nicht als einer staatlichen, gewiß kein zu unterschätzender Grund.

Anders gestaltete es sich zur Zeit der Französischen Revolution. Sie brachte zunächst die Republik, aber in der Republik nicht die individuelle Freiheit, sondern die despotische Herrschaft des Staates nach Maßgabe der leitenden Parteien. Und wenn man sich damals an die Despotie der Freiheit gewöhnte, dann konnte man sich ebenso gut an die Despotie der Gleichheit gewöhnen.

Die Dictatur der revolutionären Gewalten gestaltete sich aber inmitten der leidenschaftlichsten Kämpfe, inmitten von Blut und Greuel zugleich zu einer friedlichen Culturherrschaft, ein Contrast, der unser Erstaunen erregt. Ich erinnere an die neue Ordnung der Maße und Gewichte, an die Gründung des pariser Conservatoriums, an die Kunst- und Bildungspflege der Revolutionsjahre wie der Napoleonischen Kriegszeit. Das kam alles von oben, von den Staatslenkern angeregt, und die Franzosen waren seit Ludwig XIV. schon so sehr an diese Culturpolitik gewöhnt, daß sie sich dieselbe recht leicht ins Socialistische übersetzen konnten. Denn der Socialismus drängt vorab zum absoluten Culturstaate.

Wir nennen in Deutschland die Periode nach dem Sturze Napoleon's bis 1848 eine überwiegend bureaukratische. Sie war es, insofern theilweise der Nachklang der französischen Staatscultur noch fortwirkte, andererseits aber auch die völlige Neugestaltung unsers Staatswesens eine weit ausgedehnte bureaukratische Arbeit forderte. Damals war es populär, in den Kammern und in der Presse gegen die Bureaukratie zu kämpfen für die Freiheitsrechte des Volkes; aber derselbe Bureaukratismus förderte die langsam erwachende Empfänglichkeit für socialistische Gedanken, und es tritt hier wieder das scheinbare Paradoxon zu Tage, daß die kosmopolitisch und freiheitlich gesinnten Bekenner des Socialismus zugleich eine mittelbare Stütze in der so gehaßten Bureaukratie fanden. Der echte Bureaukrat will das ganze Volksleben von seinem Schreibtische aus aufs beste regeln. Alle individuellen Mächte der Gesellschaft sollen untergehen im Staate. Der Socialist begehrt im Grunde das Nämliche, nur soll bei ihm die Macht des Staates untergehen in seiner centralisirten Gesellschaft.

Der Kampf gegen die Bureaukratie fand sein Ende in

der Revolution von 1848, nicht in dem Sinne, daß die Bureaukratie oder vielmehr der bureaukratische Geist beseitigt worden wäre, sondern umgekehrt, die Bureaukratie ist vielmehr siegreich aus jener revolutionären Periode hervorgegangen und wir haben uns allmählich an ein Eingreifen des Staates in alle Sphären des Lebens gewöhnt, wie es unsern Vorfahren, die sich sonst mit so dürftiger politischer Freiheit begnügten, höchst unbequem, ja kaum erträglich gewesen wäre.

Die größte Veränderung im Innern des modernen Staatswesens liegt nicht sowol darin, daß die Verfassungen in constitutioneller Form neugestaltet worden sind, als daß die Culturmacht des Staates eine kaum geahnte Ausdehnung gefunden hat. Von dem bloßen Rechtsstaate Kant's oder gar von dem Rechts- und Polizeistaate Fichte's, der sich selbst überflüssig macht, je mehr er seine Aufgabe löst, sind wir gegenwärtig himmelweit entfernt. Und doch schrieb derselbe Fichte den „Geschlossenen Handelsstaat" und wurde dadurch zum Hauptvertreter des idealen Socialismus in unserer philosophischen Periode. Allein der geschlossene Handelsstaat hatte damals keinen praktischen Erfolg. Im Jahre 1800 hatten sich die Deutschen noch nicht eingelebt in die Idee einer allherrschenden staatlichen Culturmacht, waren also noch lange nicht reif für den „geschlossenen Handelsstaat".

In neuerer Zeit hat sich der Staat der Volkscultur mehr und mehr in einer Ausdehnung bemächtigt, wie dies seit dem classischen Alterthum nicht mehr dagewesen ist. Man sagt, da die thatsächlichen Resultate so günstig sind, habe dieses Verhältniß nichts Bedenkliches, denn das Volk selbst sei ja der Staat und die Concentration der Culturmacht nach innen bezeichne also nur ein Aufraffen des Volksgeistes im Sinne der Bildung und des politischen Gemeingeistes. Doch aber waltet hier noch ein kleiner Unterschied. Das Volk ist wol

der Staat; aber die Behörden, welcher der Staat als leitender Organe bedarf, sind nicht schlechthin das Volk.

Als Lorenz von Stein in den vierziger und funfziger Jahren durch seine zwei Schriften über die sociale Bewegung in Frankreich uns Deutschen den ersten Blick in das bunte Gewimmel neuer Weltverbesserungsplane eröffnete und wir nun die lange Reihe französischer Systematiker des Socialismus an uns vorüberziehen sahen — Saint-Simon, Bazard, Enfantin, Fourier, Cabet, Proudhon, Leroux, Louis Blanc u. a. — da fragte man erstaunt, wie es denn möglich sei, daß gerade Frankreich in der Frist eines Menschenalters so ungeheuer productiv in den wunderlichsten Phantastereien geworden? England konnte aus derselben Periode nur seinen einzigen Robert Owen dagegensetzen und Deutschland, dessen Koryphäen erst später kamen, gar niemand. Aber der Löwenantheil an modern-socialistischen Theorien fällt auch bis auf diesen Tag noch den Franzosen zu. Man fragte, wie gerade die politisch als so praktisch klug erachteten Franzosen dazu gekommen seien, daß diese Theorien selbst im Volk nur allzu vielen Anklang gefunden? Eher hätte man dergleichen uns Deutschen selber zugetraut, dem Volke der Denker und Träumer.

Als Gründe für die besondere Befähigung der Franzosen, aller Welt sogleich Dutzende socialistischer Theorien zur Auswahl zu bringen, gab man dann an: den jähen und wiederholten Wechsel der Staatsform und der Dynastien und den dadurch erschütterten Glauben an jeglichen öffentlichen Rechtsbestand; die durch die Revolution allgemein gesteigerte Neigung der Franzosen, politisch zu handeln, während doch den meisten der Weg der politischen That verschlossen ward, sodaß sie sich zum socialen Projectemachen wandten; endlich aber und ganz besonders die französische Centralisation, die im Innern übermäßig concentrirte Staatsmacht.

In Betreff des letztern Punktes verwies man zur erläuternden Parallele auf England. Dort hatte der Socialist Owen praktische Erfolge errungen, wie kaum irgendwo ein anderer; allein er scheiterte zunächst an seiner Forderung des Schulzwanges. Als er dann nach Amerika ging, fand er die individualistischen Nordamerikaner noch viel weniger geneigt für sein System. Wo so viel Selfgovernment im staatlichen und socialen Leben herrscht wie in Amerika und Britannien, da ist kein Boden für den Socialismus.

Um seiner Selbsterhaltung willen muß der moderne Staat den Socialismus bekämpfen, und dennoch greifen viele politische Institutionen desselben modernen Staates dem Socialismus fördernd unter die Arme. Durch seine Schulden ist der Staat der größte Geldhändler geworden, durch Eisenbahnen, Marine und die unzähligen technischen Apparate des Heerwesens der größte Industrielle. „Alles durch die Industrie, alles für die Industrie!“ rief Saint-Simon und nannte seinen Zukunftskönig le premier industriel. Wir sind von diesem Ideal noch weit entfernt, aber ein Socialist könnte meinen, wir hätten uns demselben seitdem doch schon um viele Schritte genähert. Wir treiben keine socialistische Staatswirthschaft, aber wenn die Wirthschaft des Staates immer weitere Ausdehnung annimmt, so wird immerhin ein großer Theil der Arbeit organisirt durch den Staat, und der Socialist wird meinen, vom großen Theil zum Ganzen sei nicht weit.

Bei manchen staatlichen Einrichtungen kommt es nur darauf an, unter welches Princip man sie stellt oder zu welcher Ausdehnung man sie steigert, um sich der Grenzlinie des Socialismus zu nahen. Viele erkennen diese Grenzlinie nicht. Der Staat fordert von jedem die elementare Schulbildung und übt insoweit Schulzwang. Dies ist nicht socialistisch, insofern man dabei vom leitenden Gedanken

ausgeht, daß der constitutionelle Staat um seiner Selbsterhaltung willen eine gewisse Bildung allen Volks voraussetzen muß. Strebt aber der Staat allmählich alles höhere wie niedere Schulwesen unbedingt in seine Hand zu bekommen und jede private Lehrthätigkeit durch Examina zu überwachen, dann nähert er sich dem socialistischen Princip, welches Bildungspflege, Bildungscontrole und Bildungszwang für alle gemeinsam fordert. Könnten Akademien, Gymnasien und Universitäten durch sich selbst bestehen und eine Autonomie behaupten, wie sie ja bei den Universitäten noch theilweise vorhanden ist, so würde dies der günstigere Zustand sein, gegenüber der unbedingten „Verstaatlichung" aller dieser Institute. Die Universitäten mit ihren kargen Resten von Autonomie und Lehr- und Lernfreiheit sind eben darum geborene Gegner des Socialismus, und während man vor 60 Jahren Demagogen auf allen Hochschulen witterte, hat man späterhin nichts Besonderes von Socialisten und Communisten auf denselben verspürt. Das neue Modewort „Verstaatlichung" ist diesen Weltverbesserern dagegen äußerst bequem; es läßt sich so leicht in „Vergesellschaftlichung" umsetzen.

Ueberall kommt es hier auf das Princip an, welches die Grenze oft sehr unmerklich zieht. Eine Erbschaftssteuer und Kapitalrentensteuer, zum Zwecke der gerechten Vertheilung der Staatslasten, ist nicht socialistisch; begründet man aber diese Steuer durch den Zweck einer Ausgleichung von reich und arm, so tritt der socialistische Charakter hinzu. Steigert man die Erbschaftssteuer derart, daß die öffentliche Meinung schrittweise an den Gedanken Bazard's gewöhnt wird, daß der Staat eigentlich der allein berechtigte Erbe der Verstorbenen sei, so tritt man offen zum Socialismus über.

Fördert der Staat die Kunst und Wissenschaft, Industrie, Handel und Landbau aus individueller Politik und mit allem

Vorbehalt der freien Hand, so wird man dies nur rühmen können; will man aber dem Staate die Unterstützung all dieser Arbeitskreise zur gebieterischen Pflicht machen, so beschreitet man denselben Weg, welchen Lassalle in Betreff der Arbeiter gegangen ist. Tausend Köpfe verwechseln unbewußt diese fundamentalen Unterschiede und verfallen dem schleichenden Socialismus, ohne es auch nur zu ahnen.

Ein leuchtendes Beispiel dafür ist die moderne Frauenfrage, die übrigens so alt ist wie der Socialismus selbst und in Plato's „Republik" bereits ihr Evangelium gefunden hat. Man kann das Problem der zu erweiternden Frauenberufe als eine vorübergehende Nothfrage auffassen oder als eine allgemeine Principienfrage. Bei der wachsenden Schwierigkeit der Familiengründung und bei dem täglich zunehmenden unfreiwilligen Cölibat zahlloser Mädchen der gebildeten Klassen ist es eine Nothfrage, ob und wie weit neue Berufe den Frauen zu schaffen seien. Sie beschränkt sich übrigens wesentlich auf den sogenannten Mittelstand und hat mit dem Socialismus gar nichts zu schaffen. Sowie wir aber um des Princips der Gleichheit und Gerechtigkeit willen für die Frauen überhaupt gleichen Beruf mit den Männern fordern, sowie wir namentlich den Eintritt der Frauen in die männlichen Berufe der höhern Geistesarbeit als ein Gebot der Befreiung aufstellen, als einen nothwendigen Kampf gegen die angebliche Unterdrückung des weiblichen Geschlechts, verfallen wir dem schleichenden Socialismus. Um des allgemeinen Princips der gleichen Berufung willen verschließt man dabei seine Augen den Thatsachen der Geschichte und der Psychologie, und wie man den „Zufall" der Familie und Erziehung, den Zufall der Dummheit und des Verstandes, den Zufall von arm und reich, ja den Zufall der Naturmächte aus der Welt schaffen möchte, so auch den

Zufall des Geschlechts. Dies alles ist aber kein Zufall, sondern eine Nothwendigkeit.

Die gefahrvolle Macht des Socialismus liegt heute nicht in den phantastischen Systemen eines Saint-Simon, Fourier oder Proudhon. Unsere Zeit ist zu nüchtern, zu realistisch, um dergleichen noch ein anderes als historisches Interesse entgegenzubringen. Sie liegt auch nicht zumeist in dem Andringen der unzufriedenen Arbeiter oder in der Verbindung der Socialisten mit der revolutionären Demokratie. Die Unzufriedenheit der Arbeiter kann durch Belehrung und fortschreitende Wirthschaftsreform, durch Verbreitung einer gründlichen Bildung und durch eine gesunde Wirthschaftspolitik gemildert werden. Gegen die Verbindung der Socialisten mit der politischen Revolution wird die Macht des Gesetzes und der gesetzliche Sinn der ungeheuern Mehrheit der Bürger wirken. Weit gefahrvoller ist der schleichende Socialismus. Er besteht darin, daß viele treffliche und sehr loyale, ja selbst sehr conservative Leute einzelne Forderungen und den blendenden Schimmer socialistischer Ideale in sich aufnehmen, während doch gerade die nämlichen Leute unserm historischen Staate ganz besonders treu zu sein glauben. Auch in diesem Sinne verfolgt der Socialismus seinen historischen Weg von oben nach unten.

Der Dichter der „Insel Felsenburg".

Von

Adolf Stern.

In jenen weit zurückliegenden Tagen, in denen die deutsche Literatur minder romangesegnet war, als sie sich von der Sturm- und Drangperiode an bis zu einer Gegenwart rühmt, in der ihr denn doch gelegentlich des Segens zu viel wird, erfreuten sich beliebt werdende Romane eines zähern und längern Lebens als in späterer Zeit. Anselm von Ziegler's „Asiatische Banise oder blutiges doch muthiges Pegu" hatte schon zwei Generationen entzückt, als im vierten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts ein Roman hervortrat, welcher das Interesse der deutschen Lesewelt von Beginn an im höchsten Maße fesselte, da er in jahrelang auseinanderliegenden Fortsetzungen veröffentlicht wurde, aufs äußerste spannte und nach seiner Vollendung lange Jahre hindurch befriedigte. „Die Insel Felsenburg" oder wie der anmuthig barbarische Originaltitel lautete: „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii eines gebornen Sachsens, welcher in seinem achtzehnten Jahre zu Schiff gegangen, durch Schiffbruch selbviert an eine grausame Klippe geworfen worden, nach deren Uebersteigung das schönste Land entdecket, sich daselbst mit seiner Gefährtin verheirathet, aus solcher Ehe eine Familie von mehr als dreihundert Seelen erzeuget, das Land vortrefflich angebauet, durch besondre Zufälle erstaunenswürdige Schätze gesammelt, seine in Deutschland

ausgekundschafteten Freunde glücklich gemacht, am Ende des 1728ten Jahres als in seinem hunderten Jahre annoch frisch und gesund gelebt und vermuthlich noch zu dato lebt, entworfen von dessen Bruders Sohnes Sohne Monsieur Eberhard Julio“, mit ihrer in drei Bänden fortgesetzten „Geschichtsbeschreibung Alberti Julii und seiner auf der Insul Felsenburg errichteten Colonieen“ gehörte ohne Frage zu den gelesensten und allbekanntesten Büchern der ersten, ja noch der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Von 1731, wo (Nordhausen, bei Joh. Heinrich Groß, privilegirtem Buchhändler) der erste Band hervortrat, bis 1743, in welchem Jahre der vierte und letzte Theil herausgegeben wurde, waren bereits verschiedene Neu- und Nachdrucke des Romans nöthig geworden, in langer Folge durchziehen die berechtigten und unberechtigten Ausgaben der „Insul Felsenburg“ die Buchhändlerregister der nächsten Jahrzehnte und erstrecken sich bis zum Jahre 1768.[1]) Das eigenthümliche Buch gewann eine Verbreitung, wie sie heute Romanen kaum mehr gegönnt ist, es scheint sich in den Hausbibliotheken der Wohlhabenden wie im Besitz zahlreicher solcher Familien befunden zu haben, deren ganzer Bücherschatz aus wenigen Bänden bestand. Die Beliebtheit des Hauptwerks wie der Fortsetzungen erlitt selbst durch den unerquicklichen letzten Theil des Romans keinen Abbruch, sie wird ausdrücklich durch eine ganze Reihe vollgültiger Zeugnisse bestätigt. Goethe hebt bei Erwähnung seiner Jugendlektüre (im ersten Buch von „Wahrheit und Dichtung“) hervor: „daß Robinson Crusoe sich zeitig angeschlossen liegt wol in der Natur der Sache, daß die Insel Felsenburg nicht gefehlt habe, läßt sich denken.“ Karl Philipp Moritz erzählt im „Anton Reiser“ sehr bezeichnend: „Demungeachtet bekam Anton durch seine Base, die schöne Banise, die Tausendundeine Nacht und die Insel Felsenburg in die Hände, die er nun heimlich

und verstohlen in der Kammer las und gleichsam mit unersättlicher Begierde verschlang. — Die Erzählung von der Insel Felsenburg that auf Anton eine sehr starke Wirkung, denn nun gingen eine Zeit lang seine Ideen auf nichts Geringeres als einmal eine große Rolle in der Welt zu spielen und erst einen kleinen, dann immer größern Cirkel von Menschen um sich herzuziehen, von welchem er der Mittelpunkt wäre: dies erstreckte sich immer weiter und seine ausschweifende Einbildungskraft ließ ihn endlich sogar Thiere, Pflanzen und leblose Creaturen mit in die Sphäre seines Daseins hineinziehen und alles mußte sich um ihn als den einzigen Mittelpunkt umherbewegen, bis ihn schwindelte." [2])

Es wäre leicht, aus den Biographien und Autobiographien des 18. Jahrhunderts mehrfache ähnlich lautende Belege für die starken Eindrücke des Buches beizubringen. Berücksichtigt man jedoch nur, in welchen Umgebungen und häuslich geselligen Verhältnissen Goethe, in welchen Karl Philipp Moritz aufwuchs, so hat man schon einen Maßstab dafür, über welche Breite des deutschen Lebens jener Zeit die denkwürdige Robinsonade mehrere Jahrzehnte lang wirkte. Eine solche Haltung und lange nachhaltige Wirkung könnte kaum bei einem völlig gehalt- und werthlosen Buche stattgefunden haben. Jedenfalls aber würde einer bloßen Modeschrift gegenüber die völlige Vergessenheit rasch genug eingetreten sein. Anstatt dessen läßt sich bei der „Insel Felsenburg" die zäheste Lebenskraft und eigenthümlichste Nachwirkung leicht erweisen. Sowie der im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts eingetretene Umschwung der Literatur auch die Durchschnittsdarstellungen zu beeinflussen begann, der plumpere und rohere Vortragston der „Insel Felsenburg" unleidlich ward, bemühten sich eine Reihe von Schriftstellern, entweder das Werk neu aufzustutzen oder wenigstens den eigentlichen Kern desselben zu retten. Unter den Neuheraus-

gebern finden wir Ch. K. André, welcher dem alten Roman die Eigenschaften eines „sittlich unterhaltenden Lesebuchs" vindicirte, Karl Lappe, der ihn lediglich unter dem Gesichtspunkte einer Robinsonade neu bearbeitete, endlich Ludwig Tieck, welcher in gerechter Vorliebe für das interessante Buch dasselbe vollständig neu veröffentlichte; unter den poetischen Nacherzählern Achim von Arnim, welcher in seinem „Wintergarten" unter dem Doppeltitel „Das wiedergefundene Paradies" und „Albert und Concordia" den Hauptinhalt des ersten Bandes der „Insel Felsenburg" zum Theil wörtlich benutzte, und Adam Oehlenschläger, der aus dem alten Roman einen neuen (zuerst in deutscher Sprache veröffentlichten): „Die Inseln im Südmeer", herstellte.[3]) Die Thatsache, daß das alte einst allverbreitete und gelesene Buch fort und fort wieder auflebte, daß seine Erfindung so poetische Naturen wie Tieck, Achim von Arnim und Oehlenschläger fast ein Jahrhundert nach dem ersten Erscheinen interessirte und fesselte, mag als Beweis gelten, daß es sich hier in der That um eine in ihrer Art außergewöhnliche Erscheinung handelte. Die literarhistorische Beurtheilung ist dem eigenthümlichen Werthe der alten Phantasieschöpfung und der Bedeutsamkeit ihrer zähen Lebenskraft nicht überall und nicht gleichmäßig gerecht geworden, ein Theil der Beurtheiler scheint Lessing nachgefolgt, der allerdings gerade für die Vorzüge der „Insel Felsenburg" kaum ein Organ besaß und bei gelegentlicher Erwähnung des in seiner Zeit allverbreiteten und allgepriesenen Romans sich geringschätzig genug über denselben äußerte.[4]) Die größere Anzahl indeß ließ, namentlich seit der Wiederherausgabe der „Insel Felsenburg" durch Tieck, dem in mehr als einer Beziehung denkwürdigen, in all seiner Unbeholfenheit und Roheit ohne Frage gehaltvollem Buche Beachtung, zuletzt vielleicht selbst etwas mehr als Beachtung widerfahren. Gern wird man

Hettner, der noch in jüngster Zeit im dritten Theil seiner „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" sehr entschieden für die Vorzüge der deutschen Robinsonade eingetreten ist, darin beistimmen, daß in diesem Roman „ein erfrischender Hauch echter Poesie" vorhanden sei, „der uns hier wie aus keinem andern Dichtwerk jenes Zeitalters entgegenweht", und muß von vornherein zugeben, daß der Verfasser der „Insel Felsenburg" das Verdienst hat, dem innern Gehalt der überkommenen Scenerie der Robinsonaden „in gewissem Sinne sogar eine tiefere Fortbildung gegeben zu haben". [5])

Auf alle Fälle ist dem Lieblingsromane der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht allein dieses poetische Verdienst zuzusprechen (was freilich die Hauptsache bleibt), er darf vielmehr auch als ein culturgeschichtlich in hohem Maße denkwürdiges Buch betrachtet werden, in welchem sich Ideale, Vorstellungen, Vorurtheile und Lebensgewohnheiten eines guten Theiles der damaligen deutschen Welt in charakteristischer Weise widerspiegeln.

Gegenüber einer so weitreichenden Wirkung, einer so zähen Lebenskraft, wie sie die Geschichte von der „Insel Felsenburg" bewährt, gegenüber dem vielstimmigen und hohen Lobe, mit welchem sie direct und indirect (durch die wiederholte Erneuerung) bedacht worden ist, muß es wundernehmen, daß die Persönlichkeit des Verfassers von vornherein völlig in den Hintergrund getreten scheint. Zunächst zwar hätte es kaum auffallen dürfen, wenn die deutsche Lesewelt sich bei der Fiction beruhigte, durch welche der unbekannte pseudonyme Herausgeber seinem Roman den Anstrich größerer Glaubwürdigkeit, den Schein einer gewissen Realität zu verleihen gesucht hatte. Nach dem Titel der „Wunderlichen Fata" oder der „Geschichts-Beschreibung Alberti Julii" war das Buch von keinem Geringern als von dem Bruders-Sohnes-Sohnes-Sohne des ehrwürdigen Gründers der auf

der „Insul Felsenburg in vollkommenen Stand gebrachten Colonien" von Monsieur Eberhard Julio entworfen. Immerhin aber fungirte als Herausgeber, welcher die Geschichtserzählung des Julius „curieusen Lesern zum vermuthlichen Gemüthsvergnügen ausgefertigt, auch par comission dem Druck übergeben", ein Deutscher, welcher den Kriegsnamen „Gisander" führte, die Vorreden des dritten und vierten Theils dieses Buchs von „Raptim an der Wilde" aus datirte und im allgemeinen wenigstens kein Hehl daraus machte, daß er mitten in Deutschland lebe und das deutsche Publikum bei Gelegenheit mit andern Werken seiner Feder zu erfreuen gedenke.[6]) Unter dem gleichen Namen Gisander veröffentlichte der Verfasser der „Insel Felsenburg" denn auch während der Jahre, in denen die einzelnen Bände seines Hauptbuchs erschienen, noch eine kleine Reihe verschiedener Schriften, die freilich nicht über einen sehr eng gezogenen Kreis hinausgedrungen scheinen, die aber wenigstens zeigen, daß er nicht eben ängstlich bemüht war, den Schleier seiner Pseudonymität dicht um sich zu ziehen. Denn während unser Dichter und Autor auch seine „Lebens-, Helden- und Todesgeschichte des berühmtesten Feldherrn bisheriger Zeiten Eugenii Francisci, Printzen von Savoyen rc." (Stolberg 1737) unter dem klangvollen Namen „Gisander" erscheinen ließ, unterzeichnete er sich in einer an seine allergnädigsten Grafen und Herren die Grafen Gottlob Friedrich und Friedrich Botho von Stolberg gerichteten Dedicationsepistel dieses Büchleins als deren „unterthänigst gehorsamster Knecht" Johann Gottfried Schnabel.[7]) Der wirkliche Name des Verfassers der „Insel Felsenburg" ist demnach an gewissen Stellen bekannt gewesen, ehe das vielberühmte Buch seinen Abschluß gefunden hatte und solange das Interesse noch vollkommen frisch war. Gleichwol scheint sich weder das große Publikum, welches den Roman begierig kaufte

und las, noch irgendeiner der zahlreichen literarischen Kreise der Zeit um den Dichter und seine Verhältnisse gekümmert zu haben. Wo in jenen Tagen literarische Kritik geübt wurde, ließ man sich eben nicht träumen, daß irgendeine der zahlreichen und großentheils erbärmlichen deutschen Nachahmungen des Defoë'schen „Robinson" der deutschen Dichtung im engern Sinne zugehöre und daß eine phantastische Unterhaltungsschrift für blos „neugierige" Leser mehr wirkliche Poesie enthalten könne als die sämmtlichen Belustigungen des Verstandes und Witzes, welche von den um Gottsched vereinigten Magistern und französischen Tragödienübersetzern unternommen wurden. Der Zug der Zeit ging mit Recht zunächst nach Gewinnung von klaren und festen Formen, nach sprachlicher Wiedergeburt und wo es hoch kam, nach der Wiedergabe der sittlichen Gesinnung in poetischer Darstellung — ein Schriftsteller vom Gepräge des Dichters der „Insel Felsenburg", der auf so besondere Weise Wirkungen suchte und auch das Beste, was er zu geben hatte, in unfertiger Gestalt und rohem Ausdruck gab, paßte weder in die Reformbestrebungen hinein, die vom Gottsched'schen Kreise ausgingen, noch in jene weiter greifenden, welche etwas später in den „Bremer Beiträgen" zu Tage traten. So erklärt es sich einigermaßen, daß auch die fleißigsten Sammler der Gelehrtengeschichte des vorigen Jahrhunderts nichts vom Verfasser unsers Romans wissen. Jöcher's großes „Allgemeines Gelehrten-Lexikon" führt weder den bürgerlichen Namen Schnabel, noch den pseudonymen Gisander auf. Meusel's „Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller" kennt nur einen sächsischen Pfarrer Salomo Gottfried Schnabel, der als Pfarrer zu Skassa und zu Dame gelebt, 1796 verstorben ist und „Moralische Regeln zur feinern Bildung des Landvolks" verfaßt hat, übrigens mit dem Poeten, dessen Schicksale so vielfach im Dunkel liegen,

recht gut verwandt sein könnte. „Das gelehrte Sachsen oder Verzeichniß der in den Churfürstlich sächsischen und incorporirten Ländern jetzt lebenden Schriftsteller" von Fr. Aug. Weiz, welches 1780 abgeschlossen ward, schweigt von Schnabel gänzlich, was übrigens weniger auffallen darf, da der Romandichter zu dieser Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr unter den Lebenden weilte. Auch der „Grundriß einer Geschichte der Sprache und Literatur der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf Lessing's Tod", des berliner Predigers Erduin Julius Koch, das reichhaltigste und fleißigste Compendium, welches nach Standesgebühr von minder fleißigen Schriftstellern weiter ausgebeutet ward, zählt in seinem (1798 abgeschlossenen) zweiten Bande wol in dem ausführlichen Verzeichniß der Robinsonaden und robinsonartigen Dichtungen die „Insel Felsenburg" und ihre verschiedenen Ausgaben mit besonderer Auszeichnung auf, nennt auch einen andern Roman Gisander's: „Der aus dem Monde gefallene und nachher zur Sonne des Glücks gestiegene Prinz", gedenkt aber des eigentlichens Namens des Verfassers nicht.[8]) Die spätern Literarhistoriker konnten aus diesen Quellen nicht schöpfen. Und in der That scheint die erste öffentliche Aufklärung darüber, daß der Dichter der „Insel Felsenburg" im bürgerlichen Leben Schnabel geheißen und zu Stolberg am Harz gelebt habe, erst im zweiten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts erfolgt zu sein. Der gothaische „Allgemeine Anzeiger der Deutschen" enthielt im October 1811 eine Anfrage nach dem Verfasser dieses einst beliebten und noch immer nicht völlig vergessenen Romans. Diese Anfrage ward in derselben Zeitschrift im Februar des nächstfolgenden Jahres von einem sonst unbekannten Kopler in Frankfurt am Main dahin beantwortet: „Der Verfasser des Romans «Die Insel Felsenburg» ist ein Kammersecretär Schnabel in Stolberg am Harz gewesen, welcher gegen Ende der

siebziger Jahre daselbst gestorben ist. Sein Roman ist eine Darstellung der dortigen Gegenden und seine Personagen eine Copie von den damals dort herum lebenden Menschen. Ich habe diese Auskunft von einem meiner Freunde, welcher noch lebt und den Verfasser persönlich gekannt, auch dieses aus dessen eigenem Munde hat.“ [9])

Obschon diese Auskunft so viel unsichere Angaben als Zeilen in sich schloß, wurde sie doch offenbar der Ausgangspunkt für die verschiedenen spätern Mittheilungen über den Verfasser der „Felsenburg“. In Raßmann's „Kurzgefaßtem Lexikon pseudonymer Schriftsteller“ wird die bezeichnete Notiz kurz wiederholt. Weller's „Index Pseudonymorum“ hingegen kennt „Gisander“ unter dem Namen Ludwig Schnabel, der auch durch eine Reihe von Literaturgeschichten hindurchgeht. Ueberall aber, soweit die Lebensumstände des Poeten erwähnt sind, herrscht die Annahme vor, daß wir es mit einem friedlich und stillbescheiden dahinlebenden Hausbeamten einer halbsouveränen Familie zu thun haben, der ohne literarischen Ehrgeiz, lediglich um sich und andere zu vergnügen, die beste auf deutschem Boden entstandene Nachahmung des Defoë'schen „Robinson“ geschrieben habe. Nur Tieck, welcher im ganzen von dem Autor, dessen Werk er herausgab, eben auch nichts Sicheres gewußt zu haben scheint, macht doch in der dialogisirten Vorrede zu seiner Ausgabe der „Insel Felsenburg“ die Bemerkung: „Dieser Autor, welcher in jenen Jahren viele Bücher geschrieben hat, zeigt eine vielseitige Kenntniß seines Zeitalters und des damaligen Wissens, auch Chemie, Astrologie und die Goldmacherkunst sind ihm nicht fremd, er hat die Menschen mit scharfem und sicherm Auge beobachtet. Vorzüglich interessant sind die mannichfaltigen Lebensbeschreibungen der Colonisten, von denen fast alle den echten Beruf eines Schriftstellers beurkunden.“ [10]) Er deutet gewissermaßen darauf hin, daß wir es bei

„Gisander" mit einer literarischen Persönlichkeit von mannichfacher Welterfahrung zu thun haben, und in der That erweist sich, daß die „Insul Felsenburg" von einem literarischen Abenteurer des eigenthümlichsten Gepräges geschrieben ist, dessen Leben und Schicksale, wenn sie je voll aufzuhellen wären, wahrscheinlich einen mehr denkwürdigen als sonderlich erfreulichen Beitrag zur deutschen Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts abgeben müßten und auch in dem verhältnißmäßig kurzen, durch die Abfassung des Hauptwerks immerhin wichtigsten Zeitraum, den wir genauer darzustellen vermögen, wahrlich ein starkes und sehr besonderes Interesse gewähren.

Doch weil es sich so gefügt hat, daß das Buch bekannt genug ward und der Autor unbekannt blieb, scheint es billig, zuerst von dem einst allgelesenen Romane zu sprechen und klar zu stellen, worin der Reiz und die nachhaltige, an grundverschiedenen Naturen bewährte Anziehungskraft dieser Robinsonade liegt. Es ist nicht nöthig, hier des Breitern der Wirkungen zu gedenken, welche das Erscheinen des Defoe'schen „Robinson" im ganzen Europa hervorgebracht hatte. Die romanhaft gestaltete Geschichte eines schottischen Matrosen fesselte ganz offenbar nicht nur durch ihre Originalität, durch den kernfrischen Realismus der Darstellung, die eigenthümlich lebendige Art, mit welcher einem einzelnen Menschen die Kraft und Fähigkeit geliehen wurde, alle Errungenschaften der Cultur von Jahrhunderten für sich allein noch einmal zu erringen, sondern auch durch einen in Defoe's Buch versteckt liegenden, von der Mehrzahl der Leser heraus empfundenen und aus eigenem innern Bedürfniß verstärkten sentimentalen Grundzug. Die Friedseligkeit, mit welcher Robinson nach gethanem Tagewerk den Abend genießen kann, die gänzliche Freiheit von allen schlimmen Einflüssen der Gesellschaft, die Sicherheit vor jenen Kämpfen und Leiden, die aus jedem bürgerlichen Zustande und jeder privaten Um-

gebung erwachsen und auch in Zeiten bitter empfunden wurden, welche keine pessimistischen Philosophen kannten — alles dies sprach die Welt im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts in eigenthümlicher Weise an. Es lebten Hunderttausende, die wenigstens im Traum den heimischen Zuständen mit ihrer Qual und ihrem Druck gern entflohen wären und sich an Robinson's friedlicher Insel — friedlich bis zur Entdeckung der Spuren der Kannibalen und bis zu den Kämpfen mit diesen — recht innerlich weideten. Defoë in seiner Robusticität legt bekanntlich auf diese Seite seines Buchs kein zu starkes Gewicht und läßt vielmehr seinen Robinson lebhaft nach der Gesellschaft anderer Menschen, ja nach der Heimkehr verlangen. Aber die Freude an der Weltflucht und einer friedlichen Einsamkeit, welche durch sein Buch so gut genährt ward, als die Lust an fremden Zuständen und bedeutenden Abenteuern, trat natürlich alsbald in den zahlreichen Nachbildungen und vermeinten Verbesserungen des „Robinson“ zu Tage. Sowie sich unter den Robinsonaden eine ganze Gruppe unterscheiden läßt, in denen die Verarbeitung von Land- und Seereisen, die Schilderungen fremder Gegenden und Menschen vorwiegen, so gibt es eine zweite Gruppe, in welcher das Hauptmotiv in der glückseligen Trennung vom Kampf und Drang der Welt, in der beliebigen Ausmalung eines idealen Daseins liegt, womit denn die Robinsonaden wieder an die alten Utopienromane anknüpften. Der wesentliche Unterschied bleibt immer der, daß in den letztern die abstracte Idee, die Durchführung politisch-socialer Principien, die vermeinte Lösung gewisser Probleme vorwiegt, während die robinsonähnlichen Erzählungen, die wir hier im Auge haben, zunächst durch die Darstellung eines wundersamen Einzelschicksals, das denn allenfalls auf mehrere ausgedehnt wird, zu fesseln und zu befriedigen suchen. Sie sind offenbar da am wirksamsten, wo

der Verfasser sich selbst zu befriedigen getrachtet hat, und wenn das von einem Buche der ganzen Gattung gilt, so ist dies die „Insul Felsenburg“.

Der angebliche Berichterstatter über die wunderbaren Fata und Abenteuer einiger Seefahrer, Monsieur Eberhard Julius, stellt sich in der einleitenden Erzählung des Buches als ein im Mai 1706 geborener junger Sachse, Sohn eines wohlbemittelten Kaufmanns Franz Martin Julius dar, welcher von Ostern 1723 an die Rechte zu Kiel und nach dem im nächsten Jahre erfolgenden plötzlichen Ableben seiner Mutter zu Leipzig studirt hat. Hier erreicht ihn im Frühling des Jahres 1725 die Trauerkunde von einem plötzlichen Bankbruch seines Vaters, welcher den Verlust seines Wohlstandes nur dadurch überleben kann, daß er nach Ost- oder Westindien aufbricht und dort den Kampf um Glück und Güter wieder aufnimmt.

Der junge Eberhard Julius aber ist bereits entschlossen, das Studium der Jurisprudenz mit dem der Theologie zu vertauschen (man merkt, wie allgemein dies letztere als die Domäne armer Teufel angesehen ward), als dem ersten schicksalsschweren Brief des flüchtigen Vaters rasch ein zweiter eines unbekannten Schiffskapitäns Leonhard Wolfgang folgt, der als ein Deutscher von Geburt, „anjetzo“ in holländischen Diensten steht und die Mittheilung macht, daß er in Ermangelung des Vaters ihm, dem Sohne, ein wundersames Geheimniß zu vertrauen habe, den ihm unbekannten jungen Mann aufs dringendste nach Amsterdam einlädt und ihm einen Wechselbrief auf 150 holländische Dukaten für die Reisekosten beilegt. Natürlich zögert Eberhard Julius nicht lange, begibt sich stracklich nach der holländischen Hauptstadt und findet hier bald genug seinen Schiffskapitän, nachdem er sich zuvor über den guten Leumund vergewissert, den Kapitän Wolfgang genießt. Unter einigen umständlichen

Vorbereitungen händigt der Seemann dem jungen Juristen einen „im Namen der heiligen Dreifaltigkeit“ versiegelten Brief ein, welcher an jeden adressirt ist, der den Geschlechtsnamen Julius führt und von dem im Jahre 1633 „unschuldig enthaupteten Stephano Julius“ erweislich und ehelich abstammt. An die Nachkömmlinge des Julius'schen Geschlechts richtet nun „Albertus Julius“ von der Insel Felsenburg aus „im 78. Jahre seiner Regierung und im 97. seines Alters“ eine Zuschrift, worin er sie beschwört, zu ihm zu kommen und ihm vor seinem Tode noch das Glück zu gönnen, Blutsfreunde zu umarmen, zugleich versprechend, daß er in der Lage sei, diesen Anverwandten für sich und die Seinigen unnütze, aber beträchtliche Schätze zuzuwenden. Wenn Eberhard Julius auch schwören kann, daß er rechtmäßig und unmittelbar dem Geschlecht des hingerichteten Stephanus Julius entstammt, so versteht er von der ganzen Zuschrift natürlich kein Wort, bis sich Kapitän Wolfgang niedersetzt und dem Staunenden jene wunderbarste Begebenheit von der Welt erzählt, welche im Buche selbst dem „curieusen“ Leser erst nach und nach enthüllt wird. Lassen wir jedoch die nicht ungeschickte, ja in einigen Punkten vorzügliche Inscenirung beiseite, so erfahren wir Folgendes:

Jener Stephanus Julius, der mitten in der Noth des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1633 wegen seiner Treue gegen einen gewissen Prinzen heimlich hingerichtet ward (der Jahreszahl nach scheint es nicht, daß dieses Ereigniß mit der Wallenstein'schen Katastrophe in Verbindung gebracht werden soll, obschon Achim von Arnim Veranlassung zu haben glaubte, seine neubearbeitete Geschichte „Albert und Concordia“ mit dem „Amtsberichte vom Tode des Generals Grafen von Schaffgotsch“ [1635] aufzuputzen), hat zwei Söhne, deren älterer Albert 1628 geboren ist, hinterlassen, die früh auch die Mutter verlieren und sich durch das kriegs-

verwüstete Deutschland hindurchbetteln müssen. Nach allerhand Jugendabenteuern, mittellos, aussichtslos und bedrängt, macht dieser Albert Julius 1645 zu Bremen die Bekanntschaft eines jungen holländischen Edelmannes, Karl Franz van Leuven, welcher ihn in seine Dienste nimmt, mit ihm nach England geht und dort mit Albert Julius' Hülfe eine schöne junge Dame, Concordia Plürs, deren Hand ihm vom Eigensinne des Vaters verweigert wird, entführt. Leuven, seine junge Gattin nebst einem von deren Brüdern und der junge Sachse, der bereits mehr als Freund denn als Diener angesehen wird, schiffen sich im Mai 1646 auf einem Ostindienfahrer nach Ceylon ein, leiden aber auf dieser Fahrt im August mitten im Atlantischen Ocean grausam Schiffbruch, sodaß von der ganzen großen Schiffsgesellschaft sich lediglich Leuven und seine Gattin, Albert Julius und der Schiffskapitän Lemelie auf einer öden Sandbank gerettet finden, „hinterwärts einen grausamen Felsen, seitwärts das Hintertheil vom zerscheiterten Schiff, sonst aber nichts als Sandbänke, Wasser und Himmel“ sehen. Nach einigen Tagen auf der Sandbank, in denen Concordia in Fieberhitze ihre thörichte Leidenschaft zu Leuven verwünscht und dann wieder zärtlich-glücklich ist, ihren geliebten Gemahl erhalten zu wissen, setzen sie in einem aus dem Schiffbruch geretteten Boote nach dem großen Felsen, der mitten aus dem Weltmeer gewaltig hoch und steil aufragt, über, finden am Fuß desselben ein wirthlicheres Ufer als die Sandbank und wenigstens klares Wasser, bergen von den Trümmern und umherschwimmenden Vorräthen des Wracks was sie können und fangen eben an, sich am Ufer häuslich einzurichten, als Albert Julius sich gedrungen fühlt, die Höhe der Felsen zu erklimmen. Sobald er dieselbe erreicht, entdeckt er, daß diese hohen schroffen Felsen mit ihren fast unzugänglichen Spitzen den natürlichen unübersteiglichen Wall einer mehrere Meilen großen Insel,

die ein anmuthiger fruchtbarer Thalkessel ist, bilden. Die Insel hat kleine Hügel und prächtige Wiesen, Wälder, Fruchtbäume, aber auch Weinstöcke und Gartengewächse, eine reiche Thierwelt und wenige Spuren, daß sie dermaleinst von Menschen bewohnt gewesen ist. Jubelnd eilt Albert Julius zu seinen Unglücksgefährten zurück, die Felsen werden von ihnen allen überstiegen und der neue Wohnsitz im Thale aufgeschlagen, wo der Ueberfluß einer üppigen Natur die besten Tage zu verheißen scheint.

Doch fehlt die Schlange im Paradiese nicht, mit den Frommen und Getreuen, den beiden Leuven und Albert Julius, ist auch der Böseste der Bösen, der Schiffskapitän Lemelie mit gerettet worden. Und kaum haben unsere Einsamen von der schönen Insel Besitz ergriffen, so bricht die wilde Begierde, die in Lemelie's Brust wohnt, los: er fordert, daß die schöne Concordia das Weib der drei Männer sei, die sich mit ihr in diese Einsamkeit gerettet, wohin so leicht kein Schiff gelangen wird. Concordia empfindet erst in diesem Augenblicke das ganze Unglück, das über sie gekommen ist; Karl Franz von Leuven setzt dem frechen Begehren des wilden Seemannes den strengsten Ernst und drohende Abweisung entgegen, Lemelie geht scheinbar in sich. Aber die Lage der Schiffbrüchigen ist so, daß es zu einem wirklichen Bruch mit Lemelie nicht kommt, ja die in die nächsten Wochen fallende Entdeckung, daß die Insel schon einmal von Verschlagenen bewohnt gewesen ist, und die Auffindung des Leichnams ihres letzten langjährigen Alleinbesitzers, des Don Cyrillo de Valaro, welcher denen, die seine Gebeine zur Erde bestatten, ungeheuere Schätze und seine lateinisch geschriebenen Lebenserinnerungen vermacht, drängt das Bewußtsein der von Lemelie drohenden Gefahr in den Hintergrund. So wird der arme Leuven, ehe er noch das Kind erblickt, welches Concordia unter ihrem Herzen trägt, das

Opfer eines Mordanschlags Lemelie's, welcher den Verhaßten von den hohen Felsen, die die Insel umgeben, heimtückisch hinabstößt, um bald nach seinem Begräbniß die junge Witwe mit seinen Bewerbungen bestürmen zu können. Concordia empfindet vor der Roheit, die mitten in ihrer Trauer Besitz von ihr ergreifen will, den tiefsten Abscheu, obschon sie gleich Albert Julius noch ohne Ahnung ist, in welcher Weise ihr Mann geendet hat. Sie widersteht Lemelie, der von Forderungen zu Drohungen und von Drohungen zu Gewaltthaten schreitet. Gegen diese steht ihr Albert entschlossen bei, und Lemelie, der in seiner rasenden Begier keinen Widerstand achtet, rennt sich in ein Stilet, das er selbst wenige Wochen zuvor dem jungen Sachsen geschenkt. Vergebens suchen ihm Albert und Concordia jetzt beizustehen und den Todwunden wenigstens zur Reue und Buße zu bekehren, ingrimmig stößt er alle Menschenhülfe zurück, übergibt sich nach einer furchtbaren Beichte seiner Verbrechen zu Land und zur See, und dem Eingeständniß, daß er van Leuven ermordet, um zum Besitz Concordia's zu gelangen, dem Teufel und haucht seine schwarze oder (wie Gisander am liebsten sagt) „durchteufelte“ Seele in lauter Schrecken und Verzweiflung aus. — Erschüttert, fast rath- und trostlos, finden sich die junge Witwe und der Jüngling auf dem Eiland allein — um Concordia's stürmisch wogende Seele in etwas zu beruhigen, schwört Albert Julius einen Eid, daß er sie behüten, beschirmen und ihr nie mit frevelnden Gedanken nahen will. Concordia wird in dieser Einsamkeit von einer Tochter Leuven's entbunden, Albert Julius ist ihr treuer Versorger und Beistand und hält ihr, freilich unter schweren innern Kämpfen, seinen Schwur. Aber die Situation ist eine schwüle: der eben ins Leben tretende, von glühenden Wünschen erfüllte junge Mann, der vielleicht selbst mitten im Getümmel der Welt eine Leidenschaft für

die anmuthige junge Witwe gefaßt haben würde, mit ihr allein auf der Felsenburg, ohne Aussicht je befreit zu werden, täglich und stündlich in der Gesellschaft der geliebten Frau! Concordia empfindet, welche Ueberwindung ihm die treue Erfüllung seines Gelübdes kostet, sie faßt herzliche Neigung für den wahren, treuen, jungen Mann und bricht das Schweigen, indem sie ihm schreibt und sich selbst Albert Julius zur Gattin anträgt. Die Hochzeit, welche die Einsamen feiern, die süße Zufriedenheit, mit welcher sie ihrem Liebesglück und ihren fröhlich und kräftig gedeihenden Kindern leben, stillt alle Sehnsucht nach der Welt, von der sie durch den Ocean getrennt sind. Erst wie die Kinder des schönen und treufleißigen Paares heranwachsen — und den Aeltern zum Bewußtsein kommt, daß sie um der Kinder willen nicht allein bleiben können und dürfen, drohen dem stillen Frieden der Insel schwere Gefahren. Ein rechtzeitiger Schiffbruch in der Nähe der Felsenburginsel führt im Jahre 1664 einen alten und einen jungen Mann an den beglückten Strand, zwei Engländer, Amias und Robert Hulter, von denen die Einsiedler von Felsenburg die ersten Nachrichten aus Europa seit 1646 erhalten. Robert Hulter wird nach kurzer Zeit der Gemahl der jungen Concordia, Leuven's nachgeborener Tochter. Amias Hulter aber setzt sich vor, eine Art Schiff zu bauen, um bis zu den nächsten Stätten der Menschen hinüberzusegeln, und würdige Ehegatten für Albert Julius' schöne Töchter und gleichermaßen Frauen für die inzwischen zu Männern gewordenen Söhne herbeizuschaffen. Noch einmal intervenirt die Vorsehung selbst: auf der Sandbank, auf welche einst Albert Julius und seine damaligen Begleiter zuerst geworfen worden, scheitert ein Schiff, von dessen auf die Insel geretteten Insassen einige den Nachwirkungen des Skorbuts und des Hungers erliegen, die andern aber durch die Pflege der

Felsenburger gerettet werden. Es sind Frauen dabei, die durch ein höchst abenteuerliches Schicksal ihrer holländischen Heimat entführt wurden, und Liebhaber dieser Frauen, welche sich nur zu bereitwillig zeigen, ihre Neigung jetzt auf die Julius'schen Töchter zu übertragen und die Damen Judith und Sabine an Albert Julius den Jüngern und Stephan Julius zu überlassen. So vergrößert sich die glückliche Familie auf der weltfernen Felseninsel mehr und mehr, sie fängt schon an ein Gemeinwesen zu bilden, das in Albert Julius dem Aeltern sein Haupt und im Laufe der Jahre seinen Patriarchen zu ehren hat. Um aber alle Ungleichheiten auszugleichen und die „Colonie" vollends in erwünschten Stand zu setzen, wird einige Jahre später das Schiff, zu dem Amias Hulter ermuthigt, doch gebaut, die Fahrt nach der Richtung von Sanct-Helena angetreten. Wie in alten Heldengeschichten, gibt es bei dieser Fahrt Seesturm, Kämpfe mit Korsaren und schließlich Frauenentführungen: die Argonauten von Felsenburg treffen auf einer namenlosen „wüsten Insel" mit einem holländischen Ostindienfahrer zusammen, dem sie entführen, was sie von allen Schätzen der Welt allein suchen: eine anmuthige junge Witwe, mit einer emporblühenden Stieftochter und einem angenehmen Kammermädchen.

Nach den zahlreichen Heirathen, die dann auf der Insel stattfinden, erfolgt eine Trennung der heranwachsenden Familien, es entstehen eine Reihe kleiner, vom Fleiß ihrer Bewohner bald stattlich emporgebrachter Ortschaften, und da sich die Zustände mehr mehr denen eines kleinen Staates nähern, so wird in der Mitte von Felsenburg die Albertsburg erbaut, das massive hochgelegene Wohnhaus des Altvaters und Herrschers. Natürlich tritt auch in diesen Frieden, in dies ungetrübte Glück eines stillen Verlaufs der Tage der Tod herein.

Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts scheiden eine Anzahl von Familiengliedern aus dem irdischen Paradies, um in das himmlische einzugehen. Im Jahre 1715 stirbt, im 89. Jahre ihres Alters, die ehrwürdige Stammutter Concordia, nachdem sie gleich einer biblischen Patriarchin zahlreiche Enkel und Enkelinnen, Urenkel und selbst Ururenkel um sich heranwachsen sah. Albert Julius aber lebt zunächst in wundersamer Alterskraft und Frische weiter, nur daß bei ihm leise und allmählich eine Sehnsucht nach Kunde vom Schicksale seines Geschlechts in Deutschland und der Wunsch, ein und das andere Glied desselben zu beglücken, aufwacht. Wieder zur rechten Zeit ist der Kapitän Wolfgang, derselbe, welcher mit dem jungen Eberhard Julius zusammentrifft, an der Insel Felsenburg gescheitert oder vielmehr diesmal durch eine Meuterei seiner Mannschaft an dem vermeintlich wüsten Felseilande ausgesetzt worden. Kapitän Wolfgang faßt zwar hier, wie es nicht anders sein kann, eine tiefe Neigung für Sophie, eine anmuthige, schon ein wenig altjungferliche Enkelin des Altvaters, läßt sich aber trotz dieser Neigung bereden, für Albert Julius nach Sanct-Helena und von da nach Europa zu gehen. Denn noch immer ist die Zahl der Frauen auf der Insel größer als die der Männer, und der Patriarch von Felsenburg meint ganz richtig, daß noch einige zum Ehestand tüchtige Handwerker und Künstler anhergebracht werden könnten, welches dem gemeinen Wesen zum sonderbaren Nutzen und manchem armen Europäer, der sein Brot nicht wohl finden könne, zum ruhigen Vergnügen gereichen würde. Daneben beunruhigt den wackern Albert Julius (man sollte meinen nach 60 Jahren ein wenig spät) die Thatsache, daß kein ordinirter Geistlicher auf der Insel ist, er und die Seinen „des heiligen Abendmahls nebst anderer geistlicher Gaben beraubt bleiben müssen". Kurz, Kapitän Wolfgang bricht auf, erreicht

mit den Felsenburgern, die Europa nie betreten wollen, Sanct-Helena, findet ein englisches Schiff, das ihn nach den Canarischen Inseln, und daselbst ein holländisches, das ihn nach Amsterdam mitnimmt. Hier entledigt er sich seiner Aufgaben rasch, entdeckt, wie wir wissen, in dem Studiosus Eberhard Julius den gewünschten Verwandten des Dynasten von Felsenburg, gewinnt in der Person des braven Magisters Schmeltzer den ersehnten Pfarrer für die Insel, treibt auch sonst noch einige europamüde, aber tüchtige Leute auf, welche sich ohne weiteres entschlossen zeigen, ihn über See zu begleiten und auf der glücklichen Insel ihre heimischen Erlebnisse, die zumeist Leiden und Kümmernisse sind, zu vergessen.

Die glückliche Wiederankunft des Kapitäns mit seinen Begleitern und europäischen Vorräthen ist das nächste große Ereigniß für die Felsenburg, es folgen eine Reihe von gottesdienstlichen Handlungen (darunter die Grundsteinlegung zu einer Kirche), von Verlobungen und Hochzeiten, durch die sich die Felsenburg vollends in das irdische Paradies umwandelt. Auch „Monsieur“ Eberhard Julius verliebt sich in eine noch sehr jugendliche Felsenburgerin, Cordula, und entscheidet sich damit auch seinerseits, sein Leben auf der Insel zu verbringen. Nur das Schicksal seines Vaters und seiner einzigen Schwester bekümmert ihn von den europäischen Dingen noch und veranlaßt ihn, den Plan einer Rückreise nach Europa zu fassen, sobald das dem Commando eines Kapitäns Horn anvertraute Schiff, welches ihn und seine Begleiter nach Felsenburg geführt, bei der Rückkehr aus Ostindien dort vorüberkommt. Der Altvater ist trotz seines hohen Alters damit einverstanden, die Erzählungen des jugendlichen Verwandten haben eben die Theilnahme an den Schicksalen seiner ungekannten Blutsverwandten in ihm erhöht.

So erscheint denn im Herbst 1728 das Schiff Kapitän Horn's, der inzwischen freilich ein bewegteres Dasein geführt als die Idylliker auf Felsenburg, und nimmt, nach gehaltenem feierlichem Abschiedsmahle, den jungen deutschen Rechtsgelehrten an Bord, welcher als Chronist und Geschichtschreiber des patriarchalischen Inselstaates fungirt. In Europa gelingt es Eberhard Julius überraschend schnell, Kunde von den Seinigen zu erlangen, er muß jedoch, um ihrer persönlich habhaft zu werden, nach Schweden reisen, wo er wegen einiger seinem Vater geleisteten Vorschüsse die Schwester in den Krallen eines ungestalteten schwedischen Kaufmanns, Petersen, und als die gezwungene Verlobte dieses Herrn vorfindet. Die mitgebrachten felsenburger Schätze (die Albert Julius aus dem Nachlaß des ersten Inselbewohners, des Don Cyrillo de Valaro, sowie aus einer gescheiterten spanischen Silbergallione gewonnen) setzen den jungen Mann leicht in Stand, Herrn Petersen die „kahle Summe" von 70—80000 Thalern vor die Füße zu werfen und seine Schwester davonzuführen. In Deutschland wird endlich auch der Vater wiedergefunden, der inzwischen seine Handlung neu aufgerichtet hat, die nun der Sorge eines zum Compagnon erhobenen wackern Verwandten mütterlicherseits anvertraut wird, da sich der ältere Julius ebenso wie Eberhard's Schwester zur Reise nach Felsenburg entschließen. Im November 1729 segelt Kapitän Horn mit allen für die glückliche Insel erkauften Vorräthen, mit verschiedenen für die Niederlassung dort gewonnenen Persönlichkeiten (darunter abermals zwei lutherischen Geistlichen, Magister Schmeltzer's Bruder und ein Candidat Hermann) wiederum von Amsterdam ab und erreicht mit seinem Schiffe die einsam liegenden Inseln Groß- und Kleinfelsenburg (von denen die letztere zur Unterbringung der Schiffsmannschaften dient, die hinter das Geheimniß der Colonie nicht kommen dürfen) im Juni 1730.

Die ersten Nachrichten, welche die Ankömmlinge von den bewillkommnenden Felsenburgern hören, lauten gut genug: der Altvater lebt noch und ist im Stande, sich der Ankunft neuer Angehöriger seines Geschlechts zu erfreuen. Freilich finden ihn Eberhard Julius und Kapitän Horn, die einzigen der neuen Ankömmlinge, welche ihn früher gekannt, um starke Schritte dem Grabe näher, seine sonstige Frische ist verflogen und er beginnt vielen irdischen Dingen und Sorgen seinen Antheil zu versagen und dieselben seinem ältesten Sohne Albert Julius II., der ihm in der Regierung der „Insul" nachfolgen soll, zu überlassen. Die weitere Erzählung von den Schicksalen der Colonie beschränkt sich nun naturgemäß auf einige mit großer Solennität begangene Kirchenfeste, auf eine Menge von Verbesserungen, Vervollkommnungen, durch welche sich das Emporblühen des wundersamen Gemeinwesens documentirt. Dann folgt der Tod des Altvaters, der in seinem 103. Lebensjahre am 8. October 1730 abscheidet. Nach seinem stattlichen Leichenbegängniß tritt in dem kleinen Staate, welcher bisher patriarchalisch-absolutistisch regiert worden, eine Art constitutionellen Regiments ein, indem der neue Beherrscher nach seines Vaters Testament an die Mitwirkung eines Senats gebunden ist, zu dem alle Stämme und Pflanzstädte des Julius'schen Geschlechts je ein Mitglied ernennen. Im nächstfolgenden Jahre gibt es wieder Trauungen und Verlobungen. Auf der Insel Kleinfelsenburg werden demnächst allerhand wunderbare Entdeckungen gemacht, im Jahre 1734 aber Kapitän Horn abermals nach Europa entsendet und ihm von Eberhard Julius natürlich auch ein weiteres Stück der in Deutschland zu publicirenden felsenburgischen Geschichte mitgegeben. Offenbar war es die Absicht des Verfassers gewesen, mit diesem letzten Bericht und der eröffneten Perspective endlosen Weitergedeihens, das sich

jeder selbst ausmalen mochte, sein Buch zu schließen. Denn der vierte Theil, welcher weitere Schicksale der Insel berichtet, fällt mit seinen abenteuerlichen Erzählungen von Erdbeben, Geistererscheinungen, von einem beabsichtigten Angriff der Portugiesen auf das glückselige Eiland, dessen Bewohner bei aller Friedfertigkeit entschlossen sind, mit den Waffen ihre Unabhängigkeit zu behaupten, ganz aus dem eigentlichen Tone der ursprünglichen Erzählung heraus und gibt die hauptsächlichste Voraussetzung der ganzen Geschichte, daß Felsenburg eine völlig unbekannte, allen Händeln und Kämpfen, allem Elend der europäischen wie der sonstigen Welt fern liegende Insel sei und bleibe, ohne weiteres auf. Im Sinne der wüsten Erfindung dieses letzten Theils, der noch mit der breiten und abenteuerlichen Lebensgeschichte einer „persisch-candaharischen" Prinzessin Mirzamanda verunstaltet wird, hätte sich das Buch ins Unendliche fortspinnen lassen, um schließlich immer wieder in längst Bekanntes einzulenken.

Freilich ist hier der Ort hervorzuheben, daß auch in den ersten Theilen gelegentlich eine Abenteuerlichkeit waltet, welche mit der Stimmung, die der Autor mit seiner Robinsonade hervorbringen will, in scharfem, aber beabsichtigtem Gegensatze steht. Indem alle Persönlichkeiten, die das Eiland nach und nach betreten und daselbst zu bleiben begehren, die Geschichte ihres vergangenen Lebens erzählen, erreicht der Dichter neben der bunten und wechselnden Unterhaltung (auf die es denn doch wol auch abgesehen war) seinen Hauptzweck: das Gefühl des Elends einer drangvollen Zeit, einer unfertigen Civilisation und verworrener leidvoller Einzelverhältnisse im Leser zu wecken und ihm in der Vorstellung einer ganz glückseligen, ganz kampffreien und nur den Bedingungen der Natur unterworfenen Existenz eine innere Erquickung zu geben. Die größte Bedeutung des Romans „Die Insel Felsenburg" beruht darauf, daß sein

Verfasser das tief Unbefriedigende, Bedrohliche, Unwahre der Zustände, in denen er lebt, mit vollem Bewußtsein erkannt und geschildert hat (und das in einer Zeit, wo nur rhetorisch-schönfärbende Darstellung des Lebens existirte, wenn es überhaupt zu solcher kam), und daß er andererseits mit einer rührenden Treuherzigkeit und einer fast kindlichen Hingabe an seine bescheidene Erfindung ein irdisches Paradies für möglich hielt und nach seiner Weise ausmalte. Die Wirkung des Romans auf die Zeitgenossen zeigt, daß der Verfasser wenigstens von einem Theil seiner Leser verstanden worden war.

Man muß sich die socialen Zustände Deutschlands in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, den dumpfen Druck, die Härte und Roheit des Herkommens, die Armuth und Verkümmerung, welche vom Dreißigjährigen Kriege her in den bürgerlichen Kreisen her noch vorwalteten, ins Gedächtniß rufen, um den eigensten, geheimsten Reiz nachzuempfinden, welcher im Schaffen und Genießen eines Buchs wie „Die Insel Felsenburg" gelegen hat. Der Verfasser hat durch die eingeflochtenen Novellen, die Lebensgeschichten von Candidaten und Sprachlehrern, ehemaligen Soldaten, von Handwerkern der verschiedensten Zünfte, dafür gesorgt, daß diese ganze bürgerliche Welt, mit ihrer innerlichen Unfreiheit, ihrer Anbetung äußerlicher Götzen, ihrer unschönen Sitte und ihrem naiven und doch so beschränkten Egoismus, andererseits aber auch mit ihrer schlichten innerlichen Frömmigkeit, mit der rasch erweckten Theilnahme an fremdem Leid und Elend, mit der unverwüstlichen tapfern Arbeitskraft, die nach jedem Hagelschlag ihr kleines Feld immer wieder aufzuräumen und fruchtbar zu machen sucht, uns deutlich vor Augen tritt. Wir haben hier das Deutschland des Westfälischen Friedens und der Kaiser Leopold I. und Karl VI. glorreichen Gedenkens, mit seiner aus fremder

Ueberfeinerung und landwüchsiger Roheit, aus formvoller Steifheit und brutaler Ungebundenheit wunderbar gemischten Gesellschaft, mit seinen verdorbenen Studenten, seinen Kriegsgurgeln und Abenteurern, Goldmachern und Gaunern, mit seinen gottseligen Schelmen und ruchlosen Mördern, mitten unter den dürftigen, ehrbaren, mit harter Arbeit sich durchs Leben schlagenden Bürgern. Wie viel auch der Verfasser von seinen Einzelerzählungen aus andern Autoren entlehnt haben mag — er ist mit all diesem Leben nur zu vertraut und hat offenbar gut gesehen und beobachtet.

Das ideale Leben nun, welches im Roman „Die Insel Felsenburg" dem realen Dasein, seinen Kämpfen und trostlosem Unfrieden gegenübergestellt wird, und in dessen Schilderung der Dichter alles aufbietet, was von Sehnsucht nach ungetrübtem Frieden, nach stillem Genuß und Gedeihen in ihm wie in Tausenden lebte, aber in ihm mit einem darstellenden Talent gepaart war, entbehrte der Wurzeln in der Wirklichkeit nicht ganz. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts hatte der pietistische Separatismus eine ganze Reihe von Anläufen genommen, ein selbständiges, weltabgeschiedenes, glückliches Dasein in kleinen besondern Gemeinwesen zu gewinnen. Am Taunus und Westerwald, in der Wetterau waren zu verschiedenen Zeiten unter geistlichen Führern und gelegentlich unter dem Schutz der kleinsten Reichssouveräne Separatistencolonien entstanden; in Schnabel's eigener Zeit begann (von 1722 an) Zinzendorf seine Brüdergemeinde in Herrnhut zu vereinigen und weitere Gemeinden in Hessen und Schlesien zu gründen. Unzweifelhaft schwebte dem Dichter der „Insel Felsenburg", soviel er auch sein reines Lutherthum betont und sich gegen alle Sektirerei verwahrt, die friedfertige und gedeihliche, von den herrschenden Kastenvorurtheilen und Standeshärten bis zu einem gewissen Grad befreite Existenz der Separatisten vor, als er die Schilderung

des Lebens der Felsenburger unternahm. Seine sehnsüchtigen Wünsche und besten Vorstellungen treffen mit dem zusammen, was die Stillen im Lande von ihrem Leben rühmten. Wenn Hettner meint, gewisse Partien der Insel Felsenburg seien „Rousseau vor Rousseau“, so ist daran zu erinnern, daß eben auch Rousseau mit seinen Idealen dem Leben kleiner, zurückgezogener frommer Gemeinden näher stand als mit seiner persönlichen Existenz.

Ob die romanhafte Idylle (die bei alledem da am poetischsten erscheint, wo von dem kleinen patriarchalischen Staate noch nicht die Rede ist, wo Albert und Concordia erst ganz allein und dann mit ihren emporblühenden Kindern auf dem einsamen Eiland leben) ohne das Vorbild des Defoë'schen „Robinson“ je hätte geschrieben werden können, steht dahin. In dem Verfasser der „Insel Felsenburg“ sind selbständig erfindender und nachahmender Geist in so seltsamer Mischung lebendig, daß sich die Frage wenigstens nicht ohne weiteres verneinen läßt. Gewiß aber ist, daß J. G. Schnabel seinen Robinson gut kannte — es gibt sogar Einzelzüge in Erzählung und Vortrag, von denen man meinen sollte, sie seien den durch Defoë der gesammten Welt vermittelten Abenteuern Robinson's direct nachgeschrieben. Indeß hat man alle Ursache, sich vor der modisch gewordenen Ableitung jeder poetischen Erfindung aus bestimmt nachweisbaren Quellen zu hüten. Ein aufmerksamer Leser, der sich genugsam für die „Insel Felsenburg“ interessirt, hat dieselbe südwestlich von der Insel Sanct-Helena zu suchen. Nun ist auffällig, daß kurze Zeit nach dem Erscheinen der „Insel Felsenburg“ Prevost d'Exiles, der Dichter der (damals noch nicht entstandenen) „Manon Lescaut“, seinen einst vielgelesenen, jetzt noch mehr als das deutsche Buch vergessenen Roman „Le Philosophe anglois ou histoire de Cleveland, fils naturel de Cromwell“ (Utrecht 1732) veröffentlichte, in dessen

erstem Bande sich die Schilderung einer idyllischen Republik hugenottischer Flüchtlinge auf einer Insel des Atlantischen Weltmeeres westlich von Sanct-Helena vorfindet.[11]) Sicher aber haben beide Autoren nichts voneinander gewußt und mit einem einfachen Blick auf die Karten gleichzeitig die Wahrnehmung machen können, daß zwischen Sanct-Helena und den amerikanischen Küsten, zwischen Sanct-Helena und den Falklandsinseln, oder den Ländern um den ganz unbekannten Südpol, von denen man sich mit geschäftiger Phantasie damals noch Wunderdinge erzählte, ein mächtiges Stück Meer, ohne Inseln, ein beinahe nie befahrenes, zu keinem Handelswege dienendes Stück lag, wo sich sehr leicht ein paar mäßig große, der ganzen Seefahrerwelt nicht geläufige Eilande befinden konnten. In ähnlicher Weise mögen sich manche verwandte Züge erklären, die in gewissen Episoden des Schnabel'schen und Prevost'schen Romans vorhanden sind.

Denn wie unerfreulich, ja beleidigend roh „Die Insel Felsenburg" vielfach im Ausdruck ist, wie dicht triviale und in ihrer Trivialität rein komische Momente, die vom Verfasser gleichwol sehr ernst gemeint sind, neben den erfreulichen Situationen dieses Romans stehen mögen, wie unfertig die Erzählungskunst des Verfassers noch sei, obschon sie jede damals in Deutschland geübte überragt, so müssen wir doch empfinden und zugeben, daß in diesem Lieblingsunterhaltungsbuch unserer Vorfahren ein Stück Leben und ein dichterischer Geist sich zeigen, die Interesse und Achtung auch der Nachlebenden verdienen. Erweist es sich vorderhand leider als unmöglich, die Lebensumstände des Verfassers dieses denkwürdigen Buches vollständig aufzuhellen, so können wir uns wenigstens die Situation, in der „Die Insel Felsenburg" geschrieben ward, vergegenwärtigen. Die zuverlässigsten und genauesten Nachrichten, welche über die Persönlichkeit, Stellung und Lebensarbeit des Autors aufzufinden sind,

beziehen sich gerade auf das Jahrzehnt, in welchem er die deutsche Leserwelt mit den Fata einiger Seefahrer und absonderlich seines Albert Julius entzückte.

Weder Geburtsjahr noch Geburtsort Johann Gottfried Schnabel's sind zunächst festzustellen. In der Vorrede zum „Leben des Prinzen Eugen" deutet unser Autor an, daß er im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts geboren sei, denn er hebt hervor, daß er 1696 die Capitalbuchstaben erlernt und sich beim großen E den Namen des Prinzen Eugen eingeprägt habe.[1]) Aus dem vielgenannten Roman aber geht mit ziemlicher Sicherheit hervor, daß er ein geborener Sachse war. Das kursächsische meißnische Selbstgefühl, in jenen Jahrzehnten aus verschiedenen Ursachen (unter denen das Bewußtsein, momentan die Führung der deutschen Literaturentwickelung zu haben, nicht fehlt) doppelt und dreifach wirksam, nimmt in verschiednen Stellen der „Insel Felsenburg" gelegentlich ganz ergötzlich das Wort. Auch gewisse Einzelheiten der Sittenschilderung, vor allem die Gewohnheit, bei „einigen Schalen Kaffee" anstatt bei einem guten Trunke Biers oder Weins zu sitzen, eine Gewohnheit, welche den felsenburger Mustermenschen vom Verfasser beigelegt wird, deutet auf sächsische Abstammung. Ueber sonstige Familienverhältnisse, Jugenderziehung, Schulbildung Johann Gottfried Schnabel's finden sich keine Anhaltspunkte in seinen Schriften und den spärlichen sonstigen Zeugnissen, welche über sein Leben vorhanden sind. Doch darf es als unzweifelhaft angesehen werden, daß Schnabel eine Lateinische Schule besuchte. Bei Herausgabe seiner später zu erwähnenden Zeitschrift gab er derselben lateinisch geschriebene Beiblätter hinzu, versuchte sich mannichfach in lateinischen Hochzeitcarmen und witzigen oder witzig sein sollenden Wortspielen und läßt auch in seinem Romane in Citaten, in pomphaften Inschriften u. dgl. sein lateinisches Licht hier

und da leuchten. Die Mehrzahl seiner Schriften legt gute historische Kenntnisse an den Tag, alle deuten darauf hin, daß ihr Verfasser in früher Jugend etwas von Welt und Menschen gesehen habe. Wie er in Kriegsdienste gekommen, wissen wir nicht, daß er wahrscheinlich in solchen gestanden, geht aus einer ganz bestimmten Angabe in der schon mehrmals erwähnten Vorrede zur „Lebens-, Helden- und Todesgeschichte Eugenii Francisci's" hervor, wo es wörtlich heißt: „Nachhero fügte es mein Schicksal, daß in drei Brabandischen Campaignen das Original dieses Helden fast täglich zu sehen, auch zum öftern mündliche Ordres von ihm zu erhalten ich das Glück hatte. Der Himmel hatte mir doch schon damals so viel gesunde Vernunft geschenkt, zu begreiffen: daß des Prinzen Eugenii Veranstaltungen ganz unvergleichlich, zumalen da ich den glückseligen Effect derselben, nicht selten, mit meinen eignen Ohren angehöret, über dieses mit meinen eigenen Augen angesehen und dadurch in die allergrößte Verwunderung gesetzt worden." [13]) Weiterhin erwähnt Schnabel noch, daß er in den bemeldeten „brabantischen Campagnen" (offenbar sind die letzten entscheidenden Feldzüge des Spanischen Erbfolgekrieges in den spanischen Niederlanden gemeint) eine Art Tagebuch, ein Diarium, ordentlich geführt habe.

Will man nun nicht annehmen, daß er lediglich in der Stellung eines Dieners im kaiserlichen Lager verweilt (worauf sich freilich die vom Prinzen Eugen empfangenen „Ordres" auch beziehen können), so bleibt nur übrig zu vermuthen, daß der nachmalige Autor sein Glück zunächst auf den Wegen des Krieges gesucht habe. Jedenfalls verschwindet nach dem ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts wiederum beinahe jede Spur von Johann Gottfried Schnabel und mit Sicherheit taucht er für uns erst wieder auf, als er entweder schon unter dem Pseudonym Gisander hervorgetreten war oder

doch den ersten Band seines berühmtesten unter diesem Namen erschienenen Buchs bereits geschrieben hatte. Im Jahre 1731 nämlich finden wir unsern Abenteurer zu Stolberg am Harze, der reizend gelegenen Residenz einer kleinen Halbsouveränetät, der Grafschaft Stolberg-Stolberg, und zwar mit dem Titel eines „Hofagenten“ geschmückt und mit dem Auftrag versehen, das „gänzlich darniederliegende“ stolbergische Zeitungswesen durch Herausgabe einer eigenen politisch-literarischen Zeitschrift „in die Höhe und in Flor zu bringen“. Jedenfalls mußte der also Beauftragte schon zuvor Proben seines literarischen Talents und seiner speciellen Befähigung für politisch-historische Schriftstellerei an den Tag gelegt haben. Nun gedenkt unser Poet in der Widmung der mehrerwähnten Schrift über das Leben des Prinzen Eugen an die jungen Grafen Gottlob Friedrich von Stolberg, Kapitän im kaiserlichen Infanterieregiment Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, und Friedrich Botho, Graf von Stolberg, Kapitän im kursächsischen Infanterieregiment Sulkowsky, einer gewissen Bekanntschaft mit diesem Sohn und Neffen des regierenden Grafen, ganz entschieden aber erklärt er in einer spätern Widmung seiner Zeitschrift an den regierenden Grafen Christoph Friedrich, daß er durch „Intercession“ dessen ältesten Sohnes, „des Grafen Christoph Ludwig's Gnaden“, in Stolberg'sche „Dienste“ gekommen sei. Der Einfall, daß er etwa mit einem der militärischen Söhne des Dynasten von Stolberg gereist sein könne, ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen und nur daran zu erinnern, daß eine etwaige dienstliche Stellung bei einem der erwähnten jungen Grafen schon um deswillen nicht mit Schnabel's brabantischen Feldzügen in Verbindung gebracht werden darf, weil Graf Christoph Ludwig erst 1703, Graf Gottlob Friedrich 1706, Graf Friedrich Botho gar erst 1714 geboren waren, also unmöglich vor den zwanziger

Jahren mit dem Dichter der „Insel Felsenburg" in eine Berührung der angedeuteten Art getreten sein können.[14])

Wie aber immer die jüngern Grafen Stolberg zur Kenntniß der literarischen Befähigung Schnabel's gekommen sein mögen, gewiß ist, daß er sich in dem zwischen Waldbergen am Südharz reizend und malerisch gelegenen Städtchen Stolberg (an der Wilde) häuslich niederließ, sein Quartier in dem am Schloßberg gelegenen Hause des gräflichen Hofbuchdruckers Ehrhardt nahm und am 30. Juli 1731 die „Stolbergische Sammlung neuer und merkwürdiger Weltgeschichte", eine wöchentlich einmal, in späterer Zeit (von 1738 an) zweimal erscheinende politisch-literarische Zeitung, herauszugeben begann. Die Zeitung war mit dem Wappenthier des gräflichen Hauses, dem Hirsch, geschmückt, scheint als officielles Blatt der Grafschaft gegolten zu haben und zerfiel in politische, ecclesiastische, sonderbare und gelehrte Nachrichten. In ihrem innern Werth ragte sie weit über ein heutiges Provinzialwochenblatt hervor, schon ein flüchtiger Blick in das (auf dem Schlosse Stolberg selbst) erhaltene Exemplar sämmtlicher Jahrgänge des Blattes lehrt, daß der Herausgeber nicht mit der Schere, sondern mit der Feder arbeitete, sich die Mühe nicht verdrießen ließ, den ganzen Stoff, der ihm zu Gebote stand, nach seiner Weise umzuarbeiten und für den Leser anziehend zu gestalten.

J. G. Schnabel war gleichzeitig zum Hofagenten ernannt worden, seine Aufgabe scheint es gewesen zu sein, die literarischen Bedürfnisse des stolberger Grafenhofes zu befriedigen, Bücher und Zeitschriften zu verschreiben, und man gestattete ihm jedenfalls hieran einen kleinen Gewinn zu machen, wie man ihm andererseits erlaubte, auch als Commissionär für das Publikum (in dem kleinen Harzstädtchen gab es damals keine Buchhandlung) aufzutreten. Die „Stolbergische Sammlung" enthält zahlreiche Ankündigungen und

Notizen des Herausgebers, aus denen erhellt, daß er einen Theil seines Unterhalts auf diesem Wege gewann. Ob er für seine Hofagentschaft besondere Besoldung erhielt, ist nicht klar zu ersehen, wahrscheinlich erfreute er sich freien Quartiers und gelegentlicher Emolumente, wie sie damals häufiger waren als gegenwärtig. In der Hauptsache blieb er auf den Erfolg seiner Zeitung angewiesen, von dem er freilich 1735 nicht viel mehr zu rühmen vermochte, als daß er „dem gemeinen Sprichwort nach von der Hand ins Maul habe“ und sich mit seiner Familie, „obschon zuweilen etwas kümmerlich“ ernähren konnte. Auch kann ihm zur Errichtung der Zeitung kein nennenswerther Beistand geleistet worden sein, denn unser Herausgeber betont in der schon erwähnten Widmung seiner Sammlung an des regierenden Grafen Erlaucht neben unterthänigstem Dank für empfangene Gnaden doch zugleich, daß er zum Beginn seines schweren Werkes, welches zu unternehmen von ihm „ein starker Hazard“ gewesen, wenig baar Geld in den Händen, als Fremder noch weniger Credit gehabt habe und selbst „seine halbentbehrlichen Meubles um halb Geld“ losgeschlagen habe, „um nur die neuangenommenen Boten zu soulagiren und gleich anfänglich bei dem ganzen Werke eine gute Ordnung zu stiften“.

Es war ein eigenthümlicher Winkel deutschen Landes, den sich J. G. Schnabel erlesen hatte, um eine politische Zeitung zu begründen, eine wunderliche kleine Residenz, in welcher der offenbar viel umhergetriebene Mann sich jetzt zur Ruhe setzte. Der obersächsische Kreis zeichnete sich bekanntlich unter allen Kreisen des Heiligen Römischen Reiches dadurch aus, daß er die größten geschlossenen Territorien hatte. Neben Kursachsen und Kurbrandenburg hatten sich in ihm verhältnißmäßig wenige souveräne Reichsstände behaupten können. Nur im Süden, wo die sächsischen Herzogthümer lagen, und im Westen des Kreises wiederholte sich

auch hier das dem alten Reiche eigenthümliche Bild der seltsamsten Mannichfaltigkeit kleiner zerrissener Gebiete, wirr durcheinandergestreuter Voll=, Halb= und Viertelssouveränetäten. Da lagen im und neben dem sächsischen Thüringen (das um diese Zeit noch unter der Regierung einer Nebenlinie Sachsen=Weißenfels stand) die sequestrirten Lande der Grafen von Mansfeld, die Grafschaften Stolberg und Wernigerode, die Abtei Quedlinburg, die zwar von einem preußischen Stiftshauptmann regiert ward, aber doch für ein selbständiges Gebiet galt, da grenzte kurmainzisches Gebiet, „das Eichsfeld", an den Kreis, da ragten kurbraunschweigische, herzoglich braunschweigische Landestheile herein, da lagen, wenn auch nicht zum Kreise gehörig, in nächster Nähe die Freien Reichsstädte Mühlhausen und Nordhausen. Mit Einem Worte, hier war classischer Boden der alten Reichszustände — und die Harzgrafschaften Stolberg=Stolberg und Stolberg=Wernigerode mit ihren wenigen Quadratmeilen standen eigentlich nur dem Namen nach unter kursächsischer Landeshoheit. In Wahrheit stellten sie (die bis heute ein Restchen der alten Sonderstellung bewahrt haben) damals selbständig regierte Ländchen vor. Verglichen mit andern vollsouveränen Reichsgrafschaften, waren hier Regierung und Hof auf einem für die paar tausend Unterthanen nur allzu großen Fuße eingerichtet, doch scheint der Ertrag des Bergbaues (die regierenden Grafen hatten einen eigenen Berghauptmann) die Entfaltung besondern Glanzes gefördert und veranlaßt zu haben. Es gab Kanzler und Räthe, Oberforst= und Jägermeister, Kammeradvocaten und gräfliche Secretäre — einen Hof mit allem Zubehör, eine kleine Welt voll anspruchsvoller Menschen auf dem engsten Raume — welche alle nicht versäumt haben werden, auf den neuen Hofagenten und Zeitungsschreiber mit gebührendem

Hochmuth herabzusehen, so gut und eifrig sich dieser angelegen sein ließ, sie wöchentlich bestens zu unterhalten.

Das Blatt, welches J. G. Schnabel herausgab, kennzeichnet vortrefflich den Kreis der damaligen Interessen. Der Ort, an welchem es erschien, trat nur bei besondern Veranlassungen in den Vordergrund, einen „Premier-Stolberg" enthält die „Sammlung neuer und merkwürdiger Weltgeschichte" nur in einigen Nummern. Die Einwirkung der kleinen Residenz macht sich gleichwol in der mannichfaltigsten Weise geltend und vergegenwärtigt uns einigermaßen die Nöthen des Redacteurs. Zunächst gehörte der Stolberg'sche „Hof" zu den frommen Grafenhöfen Deutschlands, nicht gerade zu jenen, die sich zu Beschützern der eigentlichen Separatistenführer aufgeworfen hatten, aber doch zu denen, welche die geistlichen Interessen besonders pflegten, mit der gesammten orthodox-theologischen Literatur der Zeit und den herrnhutischen Bewegungen beständig in Contact blieben, sodaß eine Vernachlässigung der kirchlichen Nachrichten in Schnabel's Zeitung nicht wohl eintreten konnte. Sodann scheint die tiefste Submission des Hofagenten Voraussetzung gewesen zu sein, wenigstens fließt er von Huldigungen über. Wenn er in poetischen Neujahrsansprachen der höhern Landesherrscher, des Römischen Kaisers und des Königs in Polen und Kurfürsten von Sachsen Majestät wohl gedenkt, so klingen doch die Ansprachen an den eigentlichen Landesherrn und Landesvater so überschwenglich, daß man deutlich spürt, daß diese allein an ihre Adresse gelangten. Aber auch sonst war Schnabel offenbar in der Lage eines officiösen Journalisten. Bei jeder Gelegenheit kann man die Bestätigung davon in irgendeinem Aufsatz seiner Zeitung finden. Dieselbe pflegt sich mit Kritik und Antikritik selten zu befassen, sodaß ein derartiger Artikel immer sehr in die Augen fällt. Die Nummer der „Stolbergischen Sammlung" vom 5. Mai 1738

bringt plötzlich einen Artikel gegen den „Hamburgischen Correspondenten" (welcher, nebenbei gesagt, eine Hauptquelle für das Blatt unsers Autors abgab) zu Gunsten der „Ernst-Schertzhafften und satyrischen Gedichte von Picander". Fragt man sich aber, wie die stolbergische Zeitung dazu kam, für die platten und schlüpfrigen Gedichte des Chr. Fr. Henrici, der sich Picander nannte, einzutreten, so braucht man die Gedichte nur aufzuschlagen, um verschiedene Huldigungs- und Hochzeitscarmen auf und für das gräflich Stolberg'sche Haus in denselben zu finden.[15]) Man kann aus diesem kleinen Beispiel ermessen, wie es um die Unabhängigkeit des unter hochgräflicher Protection arbeitenden Zeitungsschreibers im ganzen bestellt gewesen sein mag.

Soweit unser Autor Gelegenheit hat, eigene Meinungen auszudrücken, stellt sich seine „Sammlung" als eine der bessern in jener Zeit dar. Zwar unterliegt natürlich auch der Dichter der „Insel Felsenburg" dem allgemeinen Geschick der damaligen Zeitungsschreiber, sich mehr mit den Völkern, die hinten weit in der Türkei aufeinanderschlagen, als mit näher liegenden und vor allem mit vaterländischen Angelegenheiten zu beschäftigen. Und sowenig wie die andern Journalisten seiner Tage, vermag er nichtigen Klatsch und wirkliche Neuigkeiten glücklich auseinanderzuhalten; es sieht ergötzlich naiv aus, wenn beispielsweise die Nachrichten aus England in der ersten Nummer des Blattes mit der Notiz erledigt werden: „In London hat sich ein Barbier mit seinem Scheermesser die Kehle abgeschnitten und selbigen Tages auch ein Schneider sich selbst erhenkt."

Bei alledem ist ein gewisser Blick für politische Verhältnisse, eine lebhafte Theilnahme an den wichtigsten Vorgängen und hervorragendsten Persönlichkeiten der Zeit nicht zu verkennen. Im Mittelpunkt der politischen Interessen jener Jahre stand nach dem Tode König August's des Starken

von Polen-Sachsen der Polnische Erbfolgekrieg. Schnabel nimmt natürlich eifrig Partei für August III. von Sachsen gegen Stanislaus Leszczynski, von dem er nichts weiß, der ihm aber schon als Schwiegervater des französischen Königs verdächtig ist. Er feiert in Prosa und Vers den greisen Feldherrn des deutschen Heeres, den Prinzen Eugen, unter dessen Augen auch Friedrich der Große damals als junger Prinz seine militärische Laufbahn begann. Die polnischen Conföderationen und die Belagerung von Danzig geben ihm Anlaß zu allerlei Ausfällen gegen König Stanislaus (den er nach dem Muster König Friedrich Wilhelm's I. von Preußen im Tabackscollegium vertraulich „Stenzel" nennt), und das stolbergische Weltblatt versteigt sich selbst zu einem ironischen „Gregoriusspiel" mit der Schlußwendung: „Vivat Augustus und Pereat Stenzel!" — Daneben stehen in den ersten Jahren die Schicksale der salzburger Emigranten, in den letzten die des abenteuerlichen Königs Theodor von Corsica (Baron Neuhof) im Vordergrunde. Bei den mannichfachen Mittheilungen, die er gibt, bemüht sich der Verfasser doch, seine Leser über die bloße Kannegießerei zu erheben. Als im Sommer 1732 die Zusammenkunft Kaiser Karl's VI. und Friedrich Wilhelm's I. von Preußen in Prag stattfand, zerbrach sich das bürgerliche Publikum im Reiche die Köpfe, wie sich denn der preußische Aar in die Nähe der kaiserlichen Sonne habe wagen können. Mit gutem politischen Urtheil kommt J. G. Schnabel in einem Sinngedicht zum Satz: „das Licht muß freundlicher, der Adler größer sein", und so viele mal er Gelegenheit hat, dieser Verhältnisse zu gedenken, spricht er die gleichen Anschauungen aus. —

Indeß — die Herausgabe einer wöchentlich einmal erscheinenden Zeitung konnte unmöglich alle Zeit unsers Schriftstellers in Anspruch nehmen und noch weniger mit ihrem Ertrag seine Lebensbedürfnisse decken. Den Absatz

dürfen wir wol nur auf wenige hundert Exemplare veranschlagen, und von den ersten Jahrgängen an bilden die Klagen über unregelmäßigen Eingang der Abonnementsgelder und allerhand Verluste an denselben eine stehende Rubrik der „Stolbergischen Sammlung". Fortgesetzt muß der arme Herausgeber die rückständigen Gelder einfordern oder seine Abnehmer ersuchen, „die Quartal-Gelder nicht in Batzen oder andern devalvirten Münzsorten einzusenden". In der Widmung seiner gesammelten Zeitungen an den regierenden Grafen zu Stolberg vom 28. September 1735 beklagt er sich, daß ihm durch betrügerische Agenten und Boten in mehr als einem Quartal sein „verhoffter Profit zu Wasser geworden sei". Es hat etwas Rührendes und beinahe Tragisches, wie der talentvolle Mann in diesen kleinen armseligen Verhältnissen sich abquält, nicht zur Einsicht gelangt, daß die hochgräfliche Residenz für sein Unternehmen viel zu klein ist, und durch verdoppelte Geschäftigkeit den ihm zugefügten Schaden auszugleichen und sich über Wasser zu halten sucht. Er benutzt jeden Anlaß, das Interesse seiner Leser aufzufrischen und sich nebenbei zu einer bescheidenen Einnahme zu verhelfen. Als im Jahre 1732 ein Zug jener salzburger Auswanderer, welche damals die Blicke und die Theilnahme der gesammten protestantischen Welt auf sich zogen, unsers Poeten Harzstädtchen passirte, ließ er sofort eine kleine Flugschrift: „Nachricht, welchergestalt die Salzburgischen Emigranten in Stolberg am 2. bis 4. August 1732 empfangen wurden" (Stolberg, druckts der gräfl. Hofbuchdrucker Erhardt), erscheinen. Im Jahre 1736 gibt ihm der Tod des Prinzen Eugen Anlaß zu der historischen Schrift: „Lebens-, Helden- und Todesgeschichte des berühmtesten Feldherrn bisheriger Zeiten Eugenii Francisci, Prinzen von Savoyen u. s. w., aus verschiedenen glaubwürdigen Geschicht-Büchern und andern Nachrichten zusammengetragen

von Gisandern" (Stolberg, auf Kosten des Editoris). Und vor allem — er schreibt während dieser Jahre den zweiten und dritten Theil der „Fata und Abenteuer einiger Seefahrer", deren Erscheinen er in seiner „Sammlung" mit schlichtester Bescheidenheit und gleichsam nur nebenher ankündigt.

Bei alledem haben wir den Eindruck, als ob unser Poet am unerhofften Erfolge seines Romans wenig Freude habe gewinnen können. Daß er kein glänzendes Honorar für denselben erhalten, lag in den damaligen Zuständen des Buchhandels überhaupt — die Nachdrucker lauerten auf allen Wegen und Stegen, aus Schnabel's öffentlichen und bei dieser Gelegenheit sehr bittern Erklärungen erfahren wir, daß selbst ein so unbedeutendes und wahrlich nach keiner Richtung besonders anziehendes Schriftchen wie die in seinem Verlage erschienene Eugen-Biographie sofort in Magdeburg nachgedruckt wurde. Wie stand es erst um einen Roman, der rasch große Verbreitung erlangte und bald von allen Seiten begehrt werden mußte!

Offenbar hatte der Dichter die Art, wie er sich für den Augenblick durchs Leben schlug, als vorübergehende Auskunft betrachtet und der Hoffnung gelebt, daß seine Hofagentschaft sich in eine feste, wohlbesoldete Stellung verwandeln werde. Doch der Erfolg, dessen sich die „Insel Felsenburg" erfreute, verhalf ihm ebenso wenig zu einer solchen, als die Dienstbeflissenheit und Ergebenheit, mit welcher er dem regierenden Hause in der „Sammlung" huldigte. Einmal müssen bereits sehr ernsthafte Differenzen ausgebrochen sein. Von Anfang Januar 1736 bis zum 14. Februar desselben Jahres fehlt das Stolberg'sche Wappen, der aufgerichtete Hirsch, auf dem Kopfe der „Sammlung". Von Nr. 8 an erscheint es wieder. Im nächstfolgenden Jahre fand der Herausgeber Gelegenheit, seine Loyalität in besonders glänzendem Lichte zu zeigen.

Die Vermählung des Erbgrafen Christoph Ludwig mit einer jungen Gräfin des nahe verwandten Hauses Stolberg-Roßla gab ihm Gelegenheit, als officieller Berichterstatter mit einer besondern Schrift: „Das höchst erfreute Stolberg bei den hochgräflichen Vermählungsfesten des hochgebornen Grafen und Herrn Christoph Ludwig, mit der hochgebornen Gräfin Louise Charlotte — entwarf mit flüchtiger Feder und beförderte solches nebst umständlicher Nachricht von allen dabei vorgegangenen Solennien, gemachten Illuminationen auf Verlangen vieler Einheimischen und Auswärtigen zum Drucke Johann Gottfried Schnabel, Gräflich Stolbergischer Hofagent“ (Stolberg, druckts Chr. Ehrhardt, gräflicher Hofbuchdrucker, 1737). Das Ganze ist, wenn man will, ein Cabinetsstück aus der Rococozeit, die Schilderung des Aufgebots aller Kräfte, die der kleinen Harzresidenz zu Gebote standen, des wirklich fürstlichen Prunkes, namentlich in Galawagen, Pferden und glänzenden Livreen, der beim Einzug der gräflichen Braut entfaltet ward, die Miniaturwiedergabe aller bei königlichen Vermählungen üblichen Feierlichkeiten sind an sich wahrlich nicht uninteressant. Da uns indessen hier nur das Schicksal unsers Poeten kümmert, müssen wir den gräflichen Hofkapellmeister Herrn Schmeerbauch und sein „wohlcomponirtes“ Singspiel „Das Fest der Diana“, die große Bürgerparade und die jedenfalls malerische Bergparade, unter Führung des gräflich Stolberg’schen Berghauptmanns Herrn von Arnswald, beiseitelassen. Den Hofagenten und Herausgeber der „Sammlung“ haben wir uns aber mitten im Gewühl und außerdem eifrig mit den Vorbereitungen zur großen Illumination beschäftigt zu denken. Am Abend, als ganz Stolberg erglänzte, that es der Dichter der „Insel Felsenburg“ in seinen sechs erleuchteten Fenstern allen andern mit sinnreichen Emblemen und Sprüchen zuvor.

Wir können leider nicht berichten, daß diese poetischen Freudenbezeigungen und die erwähnte Schrift über die fürstliche Vermählungsfeier Schnabel's Lage in Stolberg wesentlich günstiger gestaltet haben. Das gewaltige Hagelwetter, welches nach Bericht der „Sammlung" am 7. August 1738 die stolberger Gegend verwüstete, hatte keine Felder unsers Poeten zu verderben, aber seine Hoffnungen, die er noch immer hegte, scheinen wenig später empfindlich getroffen worden zu sein. Im November 1738 starb der regierende Graf Christoph Friedrich. „Ueber welchen schnellen Todesfall eines so liebreichen, gütigen Herrn, Hof, Stadt und Land, alle getreuen Bedienten und Unterthanen in solches jammervolles Schrecken und Klagen versetzt worden, welches die matte Feder eines wehmüthigen Zeitungsschreibers auf diesem kleinen Blatte vor itzo nicht ausdrücken kann." Der eigentliche und ursprüngliche Gönner Schnabel's, Graf Christoph Ludwig, trat die Regierung des Ländchens an. Und mit dem Schlusse des Jahres 1738 hört die „Stolbergische Sammlung neuer und merkwürdiger Weltgeschichte" plötzlich auf, wenigstens sind keine weitern Blätter derselben vorhanden. Dürfen wir annehmen, der neue regierende Herr habe die Wünsche des bedürftigen Schriftstellers nunmehr erfüllt, und den Vielgewandten in ein nahrhaftes (wie man damals sagte) Amt eingesetzt? Aber dem steht entschieden der einzige erhaltene Originalbrief des Dichters der „Insel Felsenburg" entgegen, welcher sich im Stolberg'schen Archiv bei den Bänden der „Sammlung" befindet. Derselbe ist an Graf Christoph Ludwig gerichtet, vom 3. Januar 1739 datirt, und legt es kläglich und beweglich dem regierenden Grafen ans Herz, daß derselbe „allen dero Bedienten" Trauerkleider geschenkt habe, Schnabel aber „entweder vergessen" oder vielleicht durch Feinde und Neider angeschwärzt worden sei, „daß sich dero Gnade nicht auch über mich

erstreckt hat". Der Petent hat nichtsdestoweniger sich auf seine Kosten und „Sr. Hochgräflichen Gnaden zu Ehren, das Trauergeräthe auf die Art angeschafft, wie es die Secretairs tragen", und bittet um Wiedererstattung der aufgewendeten Summe.[16])

Es findet sich keine Andeutung, in welcher Weise die Bitte beschieden worden sei. Aus der Thatsache des Briefes selbst geht ziemlich klar hervor, daß der Hofagent nicht aufs beste bei Hofe empfohlen war. Es hat sich bis jetzt unmöglich gezeigt, Gewißheit über J. G. Schnabel's weitere Schicksale zu erlangen. Daß er Stolberg nicht alsbald nach dem Aufhören seiner Zeitschrift verließ, dafür bürgt die „Raptim an der Wilde" am 2. December 1742 unterzeichnete Vorrede des vierten und letzten Theiles der „Insel Felsenburg". In derselben heißt es ausdrücklich: „Wenn mein Stilus von dem einen oder dem andern nicht so rein, lauter und fließend erachtet werden sollte, wie es heutigen Tages die Mode mit sich bringt, ersuche dienstfreundlich mir vor diesesmal in die Gelegenheit zu sehen, weilen viele beschwerliche Reisen, Unpäßlichkeiten, und sonsten andere Sorten von Verdrusse die eilende Feder zuweilen irrig gemachet." Das klingt eben nicht, als wäre dem Autor inzwischen jenes bescheidene Glück als Kammersecretär, welches ihm spätere, wenigstens nicht ausreichend begründete Notizen zuschreiben, zutheil geworden, und verräth ein Bewußtsein davon, wie tief dieser vierte Theil unter den ersten Theilen des Buches stand. Die Spuren seiner literarischen Thätigkeit, auf die er vermuthlich auch weiterhin allein angewiesen war, lassen sich noch einige Jahre hindurch verfolgen. In der stolberger „Sammlung" wurden von Zeit zu Zeit für gewisse Werke Verleger gesucht, sodaß man sich der Vermuthung nicht entschlagen kann, J. G. Schnabel habe mancherlei geschrieben, und vom Bedürfniß gedrängt, veröffentlicht, was den Namen Gisander

nicht trug. Bestimmt auf ihn weisen zwei Romane hin, von denen der eine: „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier oder Reise- und Liebesgeschichte eines vornehmen Deutschen von Adel“ (Warnungsstadt [?] 1740), Schnabel um deswillen zugeschrieben werden darf, weil sich am Schlusse des ersten Theiles der „Fata und Abenteuer einiger Seefahrer“ eine Ankündigung findet, daß ein aus Gisander's Feder verheißener Soldatenroman für sich nicht erscheinen werde, aber vieles in den Tractat „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier“ übergegangen sei. Ein zweiter Roman, unter dem Titel: „Der aus dem Monde gefallene und nachhero zur Sonne des Glücks gestiegene Prinz oder Sonderbare Geschichte Christian Alexander Lunari, alias Mehemet Kirili und dessen Sohnes Francisci, ausgefertigt durch Gisandern, welcher die Felsenburgischen Geschichten gesammelt hat“ (Frankfurt und Leipzig 1750), trat weit später hervor. Will man den naheliegenden Verdacht beiseiteschieben, daß an diesem Titel und dem Gebrauch des populären Namens Gisander eine Buchhändlerspeculation Antheil habe und J. G. Schnabel vielleicht nicht mehr lebte, als dieser Prinz aus dem Monde fiel, so würde der gedachte Roman (den ich trotz aller Bemühungen nicht zu Gesicht bekommen habe) beweisen, daß der Dichter der „Insel Felsenburg“, in was immer für Verhältnissen und wo immer, bis zum Jahre 1750 gelebt habe. — In Stolberg finden sich aus dieser Zeit keine Spuren von ihm. Wohl aber taucht, während Johann Gottfried Schnabel ins Dunkel verschwindet, der Name Johann Heinrich Schnabel auf, dem wir zuerst mit einem gedruckten Gedicht, einem poetischen Glückwunsch am heiligen Ostertage des Jahres 1742 begegnen, wo die regierende Gräfin, Luise Charlotte, nach ihrer glücklichen Entbindung von einem jungen Grafen ihren ersten Kirchgang hielt. Dieser Johann Heinrich Schnabel

erscheint seit 1772 als Hof- und Stadtkirchner in Dienst und ist laut den Sterberegistern der Stadt Stolberg, in denen er der einzige seines Namens ist, im August 1782 gestorben.[17]) Er könnte ein Sohn des Dichters der „Insel Felsenburg" gewesen sein — welcher in Stolberg zurückgeblieben, als der Vater auf gut Glück wieder in die Welt gezogen und irgendwo verdorben und gestorben ist. Oder sollte man gar an eine Namensverwechselung denken und dem Journalisten und Romanschriftsteller für seine spätesten Tage (er müßte dann das Alter von fast neunzig Jahren erreicht haben) das friedliche Amt eines Kirchners im stillen Stolberg zuweisen? Es wäre jedenfalls ein freundlicheres Ende, als man nach allem Vorliegenden im Grunde vermuthen darf.

Möglich bleibt es immerhin noch, daß wir bessere Auskunft über die letzten Schicksale des Schriftstellers erhalten. Die Tradition, welche in seinem vielberufenen Romane von der Insel Felsenburg Porträtirung von stolberger Persönlichkeiten und Zuständen behauptete, war nicht so ganz im Unrecht, wenn wir betrachten, wie stark die Verhältnisse und Lebensrichtungen des kleinen Grafenhofes, in dessen Nähe er lebte, die spätern Bände der deutschen Robinsonade beeinflußt haben. In dieser Beziehung muß es gestattet sein, nochmals an die denkwürdige Menge der Kirchenfeste in den spätern Bänden der Felsenburg, an die unwillkürliche Umwandlung des Lebens auf der Albertsburg in eine Art Hofhaltung, der nur die Jägermeister, Stallmeister und Pagen der gräflich Stolberg'schen fehlen, an jene kleinen Züge zu erinnern, welche allerdings beweisen, daß die frischern Empfindungen und größern Anschauungen, mit denen Johann Gottfried Schnabel seinen in gewissem Sinne unverwüstlichen Roman begonnen hatte, den Einflüssen und minder glücklichen Eindrücken seines langjährigen Wohnortes in etwas gewichen waren.

Immerhin bleibt es ein echt deutsches Poetenschicksal, daß ein begabter Dichter im schreibseligen 18. Jahrhundert einen vielgefeierten, von aller Welt gelesenen Roman publiciren, ein offenbar bewegtes und mannichfach wechselndes Leben führen und dabei in eine solche Vergessenheit sinken konnte, daß sich zur Zeit lediglich ein Theil seines persönlichen Schicksals aufhellen und schließlich nur die Hoffnung aussprechen läßt, daß dasselbe in den noch im Dunkel liegenden Partien ein freundlicheres gewesen sein möge, als es, alle Umstände verglichen, den Anschein hat!

Anmerkungen.

---

1) Außer der ersten angeführten Ausgabe (Nordhausen 1731—43) sind mir von den rechtmäßigen Ausgaben die von 1736, 1744, 1751 und 1768 zu Gesicht gekommen. Außerdem einige Nachdrücke (Magdeburg 1736 und 1752; Halberstadt 1768; Helmstedt 1768). Nach Bibliotheks- und Auctionskatalogen müssen sehr viel mehr erschienen sein.

2) Anton Reiser. Ein psychologischer Roman, herausgegeben von Karl Philipp Moritz (Berlin 1785), I, 44.

3) Ch. K. André, „Felsenburg", ein sittlich unterhaltendes Lesebuch (3 Bde., Gotha, Ettlinger, 1788—89). — Die Insel Felsenburg. Eine Robinsonade, neu bearbeitet von Karl Lappe (Nürnberg, Haubenstricher's Verlag, 1823). — Die Insel Felsenburg oder wunderliche Fata einiger Seefahrer. Eine Geschichte aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Eingeleitet von Ludwig Tieck (6 Bde., Breslau, Joseph Max u. Comp., 1828). — Der Wintergarten. Novellen von Ludwig Achim von Arnim (Berlin, Realschulbuchhandlung, 1809: „Albert und Concordia", S. 50—108). — Die Inseln im Südmeer. Ein Roman von Ad. Oehlenschläger (4 Bde., Stuttgart, Cotta, 1826).

4) Lessing gedenkt der „Insel Felsenburg" in einer Besprechung des Romans: Der mit seiner Dame Charmante herumirrende Ritter Don Felix (Frankfurt und Leipzig 1754):

„Wenn dieser Titel nicht schon einen elenden Roman verriethe, so dürften wir nur sagen, daß es ungefähr eine Nachahmung der bekannten „Felsenburg" sein solle. Sie ist, welches

wir zugestehen müssen, unendlich elender als das Original; aber ebendeswegen, wenn wir uns nicht irren, weit lesbarer.“ Aus der Berlinischen Privilegirten Zeitung vom Jahre 1754 (4. Julius). Lessing's Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von K. Lachmann. Aufs neue durchgesehen und vermehrt von W. von Maltzahn (Leipzig, Goeschen, 1854), IV, 508.

5) Vgl. G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung (5. Aufl., Leipzig 1872), der in Bd. 3, S. 512 nur erwähnt, daß die Robinsonaden die exotischen Romane, die Insel Felsenburg die Banise verdrängten. — Goedeke, Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung (Hannover 1859), Buch 5, §. 192, S. 511. — H. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur (4. Aufl., Leipzig 1865), II, 410 und 654. — A. Koberstein, Geschichte der deutschen Nationalliteratur; fünfte umgearbeitete Auflage, von Karl Bartsch (Leipzig 1873), III, 87. („Den meisten Ruf unter den Romanen der ersten Art erlangte und wurde auch am meisten gelesen: Die Insel Felsenburg. Verfasser dieses in der Erfindung mannichfaltigen, an lebhaften Schilderungen reichsten und überhaupt besten Romans der ganzen Klasse war Ludwig Schnabel.“) A. F. C. Vilmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur (11. Aufl., Marburg 1866), S. 372. („Eine der denkwürdigsten und bedeutendsten Nachahmungen des englischen Robinsons, die in Deutschland erschienen sind, war das noch jetzt wohlbekannte Buch Wunderliche Fata u. s. w.“) — Herm. Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. 3. Thl. Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert (Braunschweig 1862 fg.), 1. Buch, 2. Abschnitt, 3. Kap., S. 323. („Wir stehen nicht an, die Insel Felsenburg für eins der merkwürdigsten und wichtigsten Bücher des ganzen Zeitalters zu halten. Merkwürdig und wichtig sowol durch seinen innern Gehalt wie durch die überraschende Kraft und Reinheit seiner dichterischen Gestaltung.“)

6) Die Vorrede sowol des dritten Theils, vom 2. December 1735, sowie die des vierten Theils, vom 2. December 1742 datirt, sind beide Raptim „an der Wilde“ geschrieben. Die Wilde heißt ein Bach oder Flüßchen bei Stolberg.

7) Nur die Widmung der genannten Schrift an die beiden Grafen, Stolberg vom 25. Mai 1736 datirt, nennt am Schluß den bürgerlichen Namen des Verfassers. Für den „geneigten

Leser" bleibt er auch unter der Vorrede dieses Büchleins „des geneigten Lesers dienstfertiger Gisander".

8) Grundriß einer Geschichte der Sprache und Literatur der Deutschen, von den ältesten Zeiten bis auf Lessing's Tod, von Erd. Julius Koch (Berlin 1798), II, 273.

9) Allgemeiner Anzeiger der Deutschen (Gotha, von R. Zach. Becker), Nr. 268, vom 5. October 1811. „Anfrage." — Allgemeiner Anzeiger, Nr. 50, vom 20. Februar 1812. „Antwort auf die Anfrage vom 5. October 1811. Datirt Frankfurt a. M., 28. Januar 1812. Unterzeichnet: Kopler.

10) Tieck's Ausgabe der „Insel Felsenburg", Vorrede, S. LII.

11) Le Philosophe anglois ou histoire de Monsieur Cleveland, fils naturel de Cromwell; écrite par lui-même. Et traduite de l'Anglois, par l'auteur des mémoires d'un homme de qualité (4 Thle., Utrecht 1732), I, 72 fg. Die auffälligste Aehnlichkeit mit der Insel Felsenburg ist die Beschreibung der unzugänglichen schroffen Felsen, die das Eiland umgeben; doch lag die Erfindung einer gleichen Schutzwehr für solche Weltabgeschiedenheit nahe genug.

12) „Ich meines Orts habe dieselben (die Heldengeschichten) jederzeit mit dem größten Vergnügen durchgelesen, zumahlen da mir schon in meiner Kindheit bei Erlernung der Capital-Buchstaben und zwar bei dem großen E das Bildniß dieses großen Helden (der damals 1696 nach Eroberung der Festung Casal aus Italien zurückkam und sofort gegen die Türken, über die Römisch-Kayserl. Armee das Hauptcommando in Ungarn übernehmen solte) sehr tief eingeprägt worden." Vorrede zur Lebens-, Helden- und Todes-Geschichte des berühmtesten Feld-Herrn bißheriger Zeiten EVGENII FRANCISCI, Printzen von Savoyen und Piemont ꝛc. (Stolberg, auf Kosten des Editoris), S. 25, 26.

13) Lebens-, Helden- und Todes-Geschichte des berühmtesten Feld-Herrn ꝛc. ꝛc., S. 26.

14) Stolbergische Kirchen- und Stadt-Historie, darinnen von gnädigster Landes-Obrigkeit, Stadt und Kirchen, Stiftungen, Brüderschaften, Religions- und Reformationswesen u. s. w. so in hiesiger Residentz und Landen vorgegangen, gehandelt wird. Von M. Joh. Arn. Zeitfuchs (Diac. Stolb., Frankfurth und Leipzig, Bey Andreas Schallen, 1717), S. 110 und 111.

15) Picander's Ernst-Schertzhaffte und Satyrische Gedichte (Leipzig, bey Friedrich Matthias Friesen, 1737), IV, 477 fg.

16) Sämmtliche Anführungen aus der „Stolbergischen Sammlung neuer und merkwürdiger Weltgeschichte" (gedruckt beim Gräflichen Hofbuchdrucker Ehrhardt in Stolberg) sind dem in vier Bände gebundenen Exemplar der Jahrgänge 1731—38 dieser Zeitschrift, welches sich im Archiv des Schlosses Stolberg befindet, entnommen. Dem letzten Bande ist oder war (Juli 1877) das angeführte Originalschreiben J. G. Schnabel's einfach beigelegt.

17) „In den Sterberegistern der Stadt Stolberg findet sich nur Johann Heinrich Schnabel, Hof- und Stadtkirchner, zuerst im Dienst 1772, gestorben im August 1782." Handschriftliche Mittheilung des Herrn Superintendenten Albrecht zu Stolberg am Harz.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.





